

# Das vaticanische Concil

## im Jahre 1870.



# Das vaticanische Concil.

## Seine Geschichte

und seine politischen und religiösen Folgen.

Von

**Edmund von Pressensé,**

Doctor der Theologie und Pastor in Paris.

Autorisirte deutsche Ausgabe

von

**Eduard Fabarius.**

Nördlingen.

Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

1872.

# Inhalts-Verzeichniß.

# Vorwort.

Die Mittheilung der Geschichte dieses Buches ist zum Verständniß der Eigenthümlichkeit desselben unerläßlich. Ich war genöthigt, es in zwei sehr verschiedenen Epochen zu schreiben. Gegen Ende des Jahres 1869 hatte ich mich nach Rom begeben, um meine Arbeiten über die Urkirche durch das Studium der merkwürdigen Entdeckungen des Ritters de Rossi in den Katakomben zu vollenden. Ich hatte der Eröffnung des Concils beigewohnt, seinen stürmischen Anfängen, deren Wiederhall auch anderswo als in den Hallen St. Peters vernommen wurde. Mit einigen der hervorragendsten Bischöfe der Majorität und der Minorität war ich in Berührung gekommen. Ganz erfüllt von diesem großen Ereigniß, hatte ich es nach meiner Rückkehr nach Paris zum Gegenstande mehrerer Vorträge und einiger Artikel in der Revue des Deux-mondes und in der Revue chrétienne gemacht, indem ich mich mit allen Urkunden versah, die das, was ich mit eigenen Augen gesehen, bestätigen konnten. Daraus entstand der erste Theil dieses Buches, der die Geschichte des Concils bis zur Proclamation des neuen Dogmas enthält. Er war noch nicht vollendet, aber im Begriff zu erscheinen, als der schreckliche Krieg von 1870 ausbrach. Wir verließen alle unsere begonnenen Arbeiten und eilten dahin, wo man in der größten Bedrängniß war. Das Leben bei den Ambulancen der Armee, sodann in Paris nahm mich ganz und gar in Anspruch, und die noch übrige Zeit mußte der Erhebung des Volks=

geistes durch mehr kräftige, als erfolgreiche Anstrengungen gewidmet werden. An mein Buch bin ich erst wieder gegangen, als mir der Schluß der Session der legislativen Versammlung wieder einige Muße gab. Am ersten Theil konnte ich nichts ändern; er trägt sein Datum. Einige Männer, von denen ich als von Lebenden redete, sind seitdem gestorben; allein was vor Allem todt ist, das ist die Hoffnung, die ich aussprach, die Opposition der gallicanischen Bischöfe zu dem heiligen Widerstand werden zu sehen, der die Reformen vorbereitet. Nichtsdestoweniger behält ihre damalige Protestation ihre ganze Bedeutung, es ist nicht meine Schuld, wenn sie sich selbst so handgreiflich Lügen gestraft haben. Ich habe versucht, die Bewegung der Altkatholiken in Deutschland nach ihrem wahren Charakter und ohne irgend eine Uebertreibung darzustellen. Endlich habe ich, als Schluß zu dieser Geschichte des Concils, die wahre Idee der religiösen Autorität in ihrer Freiheit von allem, was sie entstellt, darzulegen gesucht. Das ist der Gegenstand des zweiten Theiles dieses Buches, der in manchen Stücken die Illusion des ersten corrigiert.

Hoffentlich findet man in dieser Schrift nichts, was einen Sectengeist verrathen könnte. Ich gehöre zu denjenigen, welche der Ansicht sind, daß wir, ohne die wesentlichen Grundsätze der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts zu verleugnen, etwas Besseres zu thun haben, als die Vergangenheit wieder aufzuwecken und nachzuahmen. Niemand erkennt den Jammer und die Unvollkommenheiten des Protestantismus mehr an als ich, und das eben verflossene Jahr war nicht geeignet, sie meinen Augen zu verhüllen. Ich glaube, daß die Reformation eine fortwährende Erneuerung sein, daß sie nicht allein den verderblichen Bund mit der Staatsgewalt, sondern auch viele dogmatische Uebertreibungen und Engherzigkeiten verschmähen muß. Ebenso bin ich überzeugt, daß Frankreich das Evangelium nicht in der Gestalt des gegenwärtigen Protestantismus annehmen wird. Der Protestantismus kann dazu beitragen, eine umfassendere, wirksamere Reformation zu beschleunigen; allein für

sich allein wird er sie nicht zu Stande bringen; jedenfalls muß sie innerhalb des Katholicismus selbst entstehen und sich entwickeln, in der Weise, daß er sich selbst umgestaltet und mit dem götzendienerischen und zuchtlosen Ultramontanismus bricht, der ihn zu Grunde richtet und sicher das Land zu Grunde richten würde, wenn dieser Triumph nur vorübergehend wäre.

Ja, ich bin davon überzeugt, der Katholicismus ist verloren, wenn er sich nicht erneuert, wenn er in den Abgrund hinunterfährt, an den er sich am 18. Juli 1870 gestellt hat. Um das einzusehen, braucht man nur das ernst zu nehmen, was die Opponenten des Concils am 17. Juli über die radicale und gefährliche Umgestaltung bemerkten, welche das neue Dogma in der Regierung der Kirche hervorbringen würde. Jetzt schweigen sie; nicht einmal mehr für die Sache der modernen Gesellschaft können sie reden; denn nach ihrer Ansicht muß sie von den Blitzstrahlen des Infallibeln getroffen bleiben. Wie eine stumme Heerde müssen sie sich unter den Hirtenstab des Pastor aeternus stellen, dessen Hand gegen jede Freiheit, auch die heiligste, erhoben ist. Von nun an können die wahnwitzigen Lästerer aller Rechte ihre Stimme erheben; denn sie allein sind orthodox. Der authentische Katholicismus ist die jammervolle Religion von jenseits der Berge mit ihren Bannsprüchen gegen jedes freie Gewissen, ihrem schmachvollen Aberglauben, ihrem Weihwasser, mit all dem Ballast lächerlicher Fabeln und ohnmächtiger Gewaltthaten, der sie des Heidenthums der Verfallzeit würdig macht. Zum ersten Zeichen seines Sieges wird der Ultramontanismus in Paris das Breviarium der Kirche Frankreichs durch jene römische Liturgie ersetzen, von welcher uns ein verehrter, nun vor Gott stehender Priester sagte, daß die Geistlichen sie nicht halten könnten, ohne zu lachen. Ein schönes Mittel, zum Glauben an das Uebernatürliche zurückzuführen, wenn man die erbauliche Geschichte von der in einer Nacht wunderbar durch die Luft von Palästina nach Italien versetzten Kapelle der Madonna von Loretto den Parisern vorträgt!

Nein, wir können nicht glauben, daß der Katholicismus, der

sich eben noch liberal nannte, sein letztes Wort gesprochen habe, und daß dieses letzte Wort die Verleugnung der edeln Lehren ist, welche seine Ehre und unser Trost war. Wir wissen, welche Schätze des Glaubens, der Wissenschaft und der Frömmigkeit er in seinem Schoße birgt. Wird er alle diese Gaben fruchtlos dem neuen Götzen zu Füßen werfen? — Denn anders können wir das vergötterte Papstthum nicht nennen. Er wisse denn, daß er diesem dann das unglückliche Vaterland opfern würde, welches er doch mit solcher Hingebung liebt! Nach der Ansicht derjenigen, welche an Gott und an Christus glauben, kann die Erneuerung Frankreichs nur dann von Erfolg sein, wenn sie vor Allem eine religiöse ist, wenn sie die wahre Freiheit von dem lernt, der am Kreuze die Seelen frei gemacht hat. Darum drängt sich, ohne daß die Frage der politischen und finanziellen Reorganisation zu vernachlässigen wäre, das religiöse Problem Allen nachdrücklicher auf als je. Dieses Problem zeigt sich uns zuerst wieder, seit der Pulverdampf unserer unglücklichen Schlachten verschwunden ist. Mein heißester Wunsch ist es, daß es von allen christlichen Gemeinschaften mit Muth und Treue in Angriff genommen werde, damit aus ihrer gemeinschaftlichen Anstrengung die reformatorische Bewegung sich ergebe, die für uns wahrhaft das Heil sein wird, und damit sie die Vereinigung der Freiheit und der Religion zu Stande bringe, ohne welche diese beiden großen Mächte ihre Herrschaft in der modernen Welt nicht zu sichern vermögen. Ich sehne mich nach der sittlichen lebendigen Einheit über allen Schranken der besondern Confessionen. In diesem Buche glaube ich ein Haupthinderniß bekämpft zu haben, welches es uns erschwert, uns von den unvollkommenen Formen loszumachen, in denen wir noch gefangen liegen. Man wird darin keine Bitterkeit gegen die Personen finden. Ich weiß, wie viel sie oft besser sind als ihre Ansichten. Ich achte alle Ueberzeugungen, auch wenn sie irrig sind. Zu der Unterwerfung, die mich tief betrübt, brauche ich kein anderes Motiv zu suchen, als die Bedenken eines ängstlichen Gewissens. Wie viele Ultramontane folgen achtungswerthen Beweg-

gründen! Wie kann man daran zweifeln, wenn man sieht, wie ein ehrwürdiger und muthiger Greis, mit der schreckenvollsten Tiara geschmückt, Usurpationen personificiert und mitten im unerhörtesten Unglück den Glauben an seinen Irrthum unwandelbar festhält? Wir brauchen uns weder zu verachten, noch zu hassen, um uns zu bekämpfen, wenn wir schon die männliche Sprache der festen Ueberzeugung reden.

Paris, im November 1871.

**E. von Pressensé.**

---

# Das vaticanische Concil

## im Jahre 1870.

# Erstes Kapitel.

## Die alten Concile und das Papstthum.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der Concile; das ist das sicherste Mittel zur Erkenntniß des eigenthümlichen und wahrhaft etwas Neues bietenden Charakters der Versammlung im Vatican.

Es ist mit den Concilen wie mit den Parlamenten; dasselbe Wort bezeichnet Institutionen, die in den verschiedenen Zeiten sehr verschieden sind. Nichts hat sich mehr geändert als die großen Versammlungen, die man heutzutage zu Hütern der unveränderlichen Ueberlieferung machen möchte; sie könnten ein beredtes Ergänzungskapitel zu Bossuets Geschichte der Veränderungen liefern. Bei dem ersten Concil, das in einem ärmlichen Obergemach in Jerusalem gehalten wurde, wollen wir nicht verweilen. Das war die freieste, freiwilligste Vereinigung, die mit Unrecht mit dem Namen eines Concils geschmückt wird. Es handelte sich um die Beantwortung einer sehr wichtigen Frage, der Frage nach dem Verhältniß der aus dem Heidenthum zu den aus dem Judenthum hervorgegangenen Proselyten. Sollten sich beide den jüdischen Gebräuchen unterwerfen, oder konnte sie die Kirche von der Synagoge entbinden? Hatte das Christenthum das Recht, durch sich selbst zu existieren? Es ist gewiß, daß die ganze Gemeinde von Jerusalem an der Verhandlung theilnahm, und daß es es dabei keinen eigentlichen Vorsitz gab. Paulus, dessen Apostolat noch nicht anerkannt, und Jakobus, der Bruder Jesu Christi, der kein Apostel war, hatten einen vorwiegenden Einfluß. Der Beschluß war eine weislich vorübergehende

Maßregel, und er wurde den Gemeinden zugesandt im Namen „der Apostel, Aeltesten und Brüder". Hier haben wir eine vollständige religiöse Demokratie.

In der nachfolgenden Zeit gibt es keine allgemeinen Concile. Die Kirche des zweiten und dritten Jahrhunderts hat keinen gemeinschaftlichen Mittelpunkt; ihr fehlt, was die Seele jeder Verwaltung ist; die Centralisation ist ihr unbekannt. Daher ist sie das Gegentheil von einer Administration; sie ist eine wesentlich freie Gesellschaft mit einer ganz moralischen und organischen Einheit. Es gibt eine orientalische, africanische, römische und gallische Kirche. Jede hat ihr Gepräge, ihre eigenthümliche Physiognomie, ihre besonderen Gewohnheiten, obwohl sie alle auf einem gemeinsamen Grunde der Lehre und der Verfassung ruhen und übereinstimmend zurückweisen, was mit dem Wesen des Christenthums in offenbarem Widerspruch steht, wie z. B. die Gnostik in ihren seltsamen und mannichfaltigen Gestalten. Zahlreich sind ihre gegenseitigen Mittheilungen; bewunderungswürdig und tief ist ihre Uebereinstimmung; jedoch waltet dabei eine große Freiheit. Zwischen Justin dem Märtyrer und Irenäus gibt es offenbare Lehrunterschiede. Der weite, glänzende Geist des Clemens von Alexandrien ließe sich nicht in die engeren der abendländischen Kirche beliebten Formeln einschließen. Im Kampfe gegen die Irrlehre nimmt man mehrfach zu berathenden Versammlungen seine Zuflucht; aber es sind locale Versammlungen, Synoden, keine Concile, und sie machen keineswegs auf Unfehlbarkeit Anspruch. Ihr in hohem Grade liberaler Charakter zeigt sich am meisten in dem von einer Synode der Gemeinden Arabiens gefaßten Beschluß, Origenes an Beryllus von Bostra abzusenden, um ihn durch Ueberzeugung von einem Lehrirrthum zurückzubringen, den man für erheblich hielt. Origenes selbst war von seinem Bischof in Alexandrien verurtheilt; das hatte die morgenländischen Gemeinden nicht abgehalten, ihn mit offenen Armen aufzunehmen. Die Theoretiker des theokratischen Absolutismus dürfen der Freiheit des christlichen Gedankens diese glorreiche Vergangenheit nicht nehmen, um dem religiösen Zwange gewissermaßen eine verdächtige Genealogie zu geben; das Recht des Alters gehört unbestreitbar der Freiheit, und das Ergebniß der Sendung des Origenes zeigt, daß man nicht mit Unrecht

auf sie vertraut; denn durch eine aufrichtige Unterredung überzeugte er Beryllus von seinem Irrthum. Eben so glücklich war er in einer zweiten Conferenz mit andern Häretikern, wozu er von einer Synode derselben Gemeinden abgeordnet wurde. „Er disputierte mit solcher Kraft", sagt Eusebius, „daß er die Gegner bewog, ihrem Irrthum zu entsagen." *) Vergessen wir nicht, daß die Bischöfe, welche diese Synoden abhielten, von ihren Gemeinden gewählt waren, und daß sie in keiner Hinsicht einem von einer monarchischen Gewalt willkürlich ergänzten Senat glichen.

Mit dem vierten Jahrhundert beginnen die allgemeinen Concile, welche den Anspruch machen, die Christenheit zu repräsentieren. Diese große Umgestaltung ist eine der ersten Folgen der Verbindung der neuen Religion mit dem Kaiserthum. Die Streitigkeiten, welche die Kirche entzweiten, waren für Constantin ein großes Aergerniß. Er wollte die Kirche wohl begünstigen und bereichern, allein dann durfte sie nicht das unbequemste Verwaltungsgebiet des Reiches sein und mußte die schönste Ordnung und die wohlgeordnete Disciplin darstellen, welche stets das Ideal des römischen Geistes war. Das Concil von Nicäa (325) wurde zusammenberufen, um den vom Arianismus veranlaßten stürmischen Debatten ein Ende zu machen. Auf Kosten des Kaisers wurde es in dem Palast desselben abgehalten, und zum erstenmal standen das christliche Morgen- und Abendland einander gegenüber. Der Ausgang dieses ersten allgemeinen Concils ist bekannt. Der Arianismus wurde verworfen, aber nicht überwunden; denn er unterlag einem Majoritätsbeschluß, zu dem der mächtige „Bischof des Aeußern", wie man den Kaiser nannte, nur zu sehr gedrängt hatte. Auch ist die Formel, welche auf dem ersten Concil den Sieg davon getragen hat, eine zu enge Form für die christliche Metaphysik, welche auf größere Freiheit Anspruch hat, wie die Geschichte des vorhergehenden Zeitalters beweist. Nicht ohne Betrübniß sieht man, wie die Vertreter der Kirche, deren mehrere noch die Wundenmale der Verfolgung an sich tragen, fast erbaut aufmerken auf die Reden des seltsamen Neophyten, der Constantin heißt. Wenn er auch den rechten Glauben hat, so hat er doch nicht

*) Eusebius, Kirchengesch. V. 37.

die Werke; denn kaum hat er die Rede gehalten, ich möchte fast sagen die Abschiedsrede vom Concil, so wetteifert er mit den grausamsten Cäsaren, indem er sein Weib und seinen Sohn in den Tod schickt. Das Concil von Nicäa war ein wesentlich kaiserliches oder wenigstens vollständig außer dem Einfluß des Bischofs von Rom.

Das zweite ökumenische Concil versammelte sich zu Byzanz im Jahre 381. Es faßt den wichtigsten Beschluß, indem es das Symbol von Nicäa durch die Hinzufügung des Dogmas von dem hl. Geist ergänzt. Die römische Gemeinde ist nicht einmal vertreten, und sie erhält wie die übrigen Gemeinden eine einfache Mittheilung der getroffenen Entscheidungen. Wenn man auch nicht bestreiten kann, daß sich der Einfluß des Bischofs von Rom auf den Trümmern aller politischen Gewalten mitten in den schrecklichen Umwälzungen, welche den Todeskampf und den Untergang des abendländischen Kaiserreichs bezeichnen, sich steigert, so ist es doch eben so gewiß, daß nie irgend eine seiner Entscheidungen als Ergänzung zu den Beschlüssen eines Concils oder als mit dem Gepräge einer unbestreitbaren Autorität versehen angenommen wurde. Die allgemeinen Concile der ersten Jahrhunderte betrachten sich immer als die unumschränkte Autorität in Sachen der Lehre und Disciplin und sie handeln demgemäß. Selbst wenn der Papst von Rom — Alexandrien hatte auch den seinigen mit demselben Namen — mit der allgemeinen Ansicht der Kirche übereinstimmt und sie correct ausspricht, so hält die Christenheit doch ihre großen Versammlungen, welche die ganze erörterte Frage wieder verhandeln, um die definitive Entscheidung zu geben. So geschieht es auf dem Concil zu Ephesus (431) hinsichtlich der von Nestorius veranlaßten Polemik troß des Verdammungsurtheils, welches der Papst Cölestin über die Lehre desselben bereits gefällt hatte. Das Concil von Chalcedon (449) hält sich für verpflichtet, den bei Gelegenheit der eutychianischen Streitigkeit geschriebenen Brief Leo des Großen zu bestätigen, und der Papst selbst erklärt, daß er dieser Bestätigung von Seiten des Concils bedürfe. Wir heben diese Thatsachen, abgesehen von der Lehre selbst, nur hinsichtlich des alten Rechts der Kirche hervor. Das Urchristenthum war um diese Zeit ganz besonders mit einer subtilen Metaphysik überladen. Gibbon sagt mit Recht, diese bei Strafe ewiger Verdammniß der Kirche auf=

gezwungene peinliche Dogmatik sei sehr der Brücke ähnlich, schmal wie die Klinge eines Rasirmessers, welche nach der persischen Mythologie die Seelen zum Paradiese führt. Jedenfalls ist es nicht der Papst, der die Schlüssel dazu hat, und er hat noch nicht das Recht der Brückengeldeinnahme in Anspruch genommen, was der Freiheit der Kirche so theuer zu stehen kommt. Er selbst erkennt an, daß er nicht berechtigt sei, für sich allein über die Lehre zu entscheiden. Der Papst Siricius (384—398) verweigert es, sich über die Häresie eines Bischofs auszusprechen; er erklärt, er müsse das Urtheil der Bischöfe der Provinz abwarten, um es zur Richtschnur für das seinige zu machen. Wenn der Bischof von Rom, diese weise Klugheit außer Acht lassend, ein übereiltes Urtheil über bestrittene Ansichten ausspricht und sich mit den großen Lehrern der Zeit, den Organen der allgemeinen Ansicht der Christenheit, in Widerspruch setzt, wird er ernstlich zurechtgewiesen. So geschah es dem Papste Sosimus von Seiten der africanischen Bischöfe, weil er dem Semipelagianismus sich günstig gezeigt hatte. Der Papst Vigilius wurde auf dem Concil zu Constantinopel (551) wegen seiner Schwankungen in den Streitigkeiten der damaligen Zeit sogar aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen; er mußte sich unterwerfen, indem er erklärte, er habe sich von den Eingebungen des Geistes der Finsterniß hinreißen lassen. Die Angelegenheit des Papstes Honorius ist wohl bekannt, sie macht auch heutzutage noch so viel Lärm als im siebenten Jahrhundert. Notorisch hatte er der monotheletischen Häresie, welche nur einen einzigen Willen im Gottmenschen annahm, zugestimmt. Noch offenbarer ist es, daß er von dem zu Constantinopel im Jahre 681 gehaltenen Concile verdammt wurde, und daß seine Schriften den Flammen übergeben worden sind. Die Ultramontanen haben vergebens versucht, die Authentie dieses Decretes zu bestreiten, und bemühen sich nun nachzuweisen, daß Honorius mißverstanden sei. Wir werden auf die Sache des Honorius, die in der gegenwärtigen Debatte über die päpstliche Unfehlbarkeit eine sehr große Bedeutung erlangt hat, zurückkommen. Nach der ersten Untersuchung der Thatsachen steht es fest, daß im siebenten Jahrhundert ein Papst nicht als über dem Urtheil der Kirche stehend betrachtet wurde, und daß die unbeschränkte Autorität, der Cassationshof der Kirche nicht in

Rom war. Das Abendland stimmte mit dem Morgenlande in der Wahrung des Rechtes der Kirche überein; denn wir sehen, wie im Jahre 774 die große Versammlung in Frankfurt den Bilderdienst verwirft, den ihr der Papst Adrian I., welcher sich diesmal auf die Beschlüsse eines orientalischen Concils berief, aufdrängen wollte.

Alles ändert sich von dieser Zeit an. Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, die Steigerungen der päpstlichen Macht und jenen ehrgeizigen Versuch der Wiederherstellung einer Universalmonarchie zu schildern, einer Art von katholischem Cäsarismus, der das Schwert des Kaisers in den Dienst der Kirche oder vielmehr ihres absoluten Hauptes stellte. Um diesen Traum zu verwirklichen, entwickelte die römische Curie im elften und zwölften Jahrhundert ebenso viel Genie, festen und hartnäckigen Willen, ausdauernden Eifer und politische Gewandtheit als das alte Rom. Auch sie hatte ihre Muster-Armee, ihre Legion, in den großen Mönchsorden des Mittelalters. Ohne irgend ein Verdienst zu bestreiten, was sie der Civilisation geleistet, muß man zugeben, daß sie in der Wahl der Mittel eben so wenig bedenklich gewesen ist als ihre Vorläuferin auf der Bahn eines unbegrenzten und gewissenlosen Ehrgeizes. Wir berufen uns auf das Zeugniß des bekannten Buches Janus, was nicht aus einer häretischen Quelle kommt; man weiß, es ist das Werk des gelehrtesten Theils des deutschen Katholicismus, der vielleicht berufen ist, die Kirche aus der äußersten Sclaverei zu retten. Da kann man das Eindringen der päpstlichen Herrschaft, ihre langsamen und sichern Fortschritte verfolgen, sowie die unvergleichliche Kunst, aus den sich ändernden Umständen Nutzen zu ziehen, um einen in seinem Ziel ebenso unwandelbaren als in den angewandten Mitteln geschmeidigen Plan zu verwirklichen. Man sieht, wie die Kirche von Rom zum Hof von Rom wird, wie die römische Curie mehr und mehr die Religion ihren politischen Zwecken unterordnet; sie überhebt sich der unnützen Beschäftigung mit den religiösen Wissenschaften, um sich ganz und gar hinzugeben dem: tu regere imperio, was ihr Wahlspruch ist, wie der der stolzen Eroberer, an deren Stelle sie getreten. — Am Ende des siebenten Jahrhunderts gab der Papst Agatho den Griechen zu, daß man ein tiefes Verständniß der Schrift nicht bei der römischen Geistlichkeit finden könne; „denn“, sagt er, „genöthigt, durch

ihrer Hände Arbeit sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, kann sie nichts Anderes thun, als in Einfalt die Ueberlieferungen der alten Concile bewahren." Wir werden sogleich sehen, worin diese Einfalt bestand. Sie erforderte wenigstens große Anstrengungen, eine peinliche Mühe, welche einen besseren Lohn als das tägliche Brod verdiente. Sie hat ihn auch erlangt in der kirchlichen Suprematie, die für die römische Curie eine Quelle nicht nur des Ruhmes, sondern auch des Ueberflusses geworden ist. Indem sie ihre Einmischung in alle religiösen Angelegenheiten gesetzlich machte, die Zahl der Appellationen an ihren Gerichtshof vermehrte, sich bei allen Bischofsernennungen und bei allen Streitigkeiten nothwendig machte, dehnte sie ihr Gebiet in Wahrheit bis an die Grenzen der Welt aus und machte die geistliche Gewalt zu einem Schwert, dessen Spitze sich allenthalben findet, dessen Griff aber sie allein in der Hand hält. Da zeigt sich die bewunderungswürdige Einfalt, welche der Papst Agatho von ihr rühmt, in der Erhaltung der alten Ueberlieferungen; diese Einfalt zeigt sich vereinbar mit einer vollendeten Gewandtheit der Auslegung. Dante beklagte sich schon darüber, daß Rom eben so reich sei an Juristen als an Theologen. Der monarchische Absolutismus hat keine Schriftsteller gehabt, die eben so hingebend waren und eben so kühn Beweisstücke fabricierten, wo es daran fehlte. Das ist in der That das Hauptverfahren der Advocaten der päpstlichen Suprematie im Mittelalter: sie bereichern ihren Actenstoß, wenn er mangelhaft ist, mit bis dahin nicht herausgekommenen Documenten, und schmücken sie aus nach ihrer eigenen Phantasie.

Die erste, berühmteste dieser Fälschungen ist die, welche dem Isidorus zugeschrieben wird, bekannt unter dem Namen falsche Decretalen. Ihr Ursprung ist ziemlich seltsam. Sie ist das Werk einiger Bischöfe der fränkischen Länder am linken Rheinufer, welche, da sie sich von der Abhängigkeit von ihrem Metropolitan freimachen wollten, ihr Interesse daran hatten, die Autorität des Papstes sehr hoch zu erheben. Diese guten Bischöfe schraken nicht zurück vor den handgreiflichsten Lügen und fabricierten allerhand Concilien-Decrete als einen Löwentheil für das Papstthum. Der Papst Nikolaus I. fand diese Erfindung bewunderungswürdig und bediente sich ihrer. Vornehmlich aber war es Gregor VII., der sie in dem furchtbaren

Kampfe gegen das Kaiserthum zu seinem großen Vortheil benutzte. Er ließ die etwas formlose Sammlung der halbbarbarischen Bischöfe durch seine Rechtsgelehrten revidieren; so wurden die Decretalen in die schönste Ordnung gebracht und in den Stand gesetzt, dem Papstthum die kostbarsten Dienste zu thun. Anselmus von Lucca, ein Neffe des Papstes Alexander II., war der große, geschickte Revisor der Decretalen und verdient der Gründer des gregorianischen Rechts genannt zu werden. Der Cardinal Deusdedit, ebenfalls ein Günstling Gregors VII., brachte das Werk zur höchsten Stufe der Vollendung. Er ist es, der die bequeme Maxime erfand, daß man auf die Widersprüche, welche man zwischen den von ihm verglichenen Texten bemerken könnte, gar keine Rücksicht nehmen dürfe, und zwar kraft des Grundsatzes, daß die schwächere Autorität immer der größeren weichen müsse. Daraus folgt, daß die freisinnigen Traditionen der alten Kirche über die äußersten Anmaßungen der Oberpriester nicht den Sieg davontragen konnten, aus dem einfachen Grunde, weil sie die Freiheit der Autorität vorzogen. Das bleibt das Hauptkriterium, vor welchem alles sich beugen muß.

Während der nachfolgenden Jahrhunderte wurden die nutzbaren Fälschungen beträchtlich vermehrt, bis die Rechtsschule von Bologna um das Jahr 1150 eine vollständige Sammlung derselben veröffentlichte, eine wahre Rüstkammer erdichteter Urkunden, die man mit wahrhaft juristischer, einer besseren Sache würdiger Gewandtheit auf's Neue zusammengestellt hatte. Alle Waffen des religiösen Despotismus waren darin aufgeputzt und poliert, so daß sie zu beliebiger Zeit nach Bedürfniß des römischen Hofes benutzt werden konnten. Wir beschränken uns darauf, einige Beispiele dieses Rechts zu geben, welches dazu bestimmt war, den Anmaßungen der Curie als Stütze zu dienen, und ganz gewiß auf das Geschick der katholischen Kirche einen größeren Einfluß ausgeübt hat, als alle Väter zusammengenommen. Man findet darin natürlich alle falschen Decretalen, alle vorgeblichen Kanones der großen Concile von dem Nicenischen an, das man erklären läßt, ohne Befehl des Papstes dürfe kein Concil gehalten werden. Die apokryphische Schenkung Constantins, welche Italien dem hl. Vater preisgab, ist sorgfältig aufgenommen. Nikolaus II. hatte schon eine hübsche Operation mit einem Decret

des Concils von Chalcedon vorgenommen, welches das Appellationsrecht den ersten Diöcesen, d. h. einem der morgenländischen Patriarchen zuerkannte; der Papst setzte statt der Mehrzahl die Einzahl, eine wahre Bagatelle, deren Ergebniß dieß war, daß sein Primat mehrere Jahrhunderte zurück datiert wurde. Gratian brachte mehr Rundung hinein. Die alte africanische Kirche hatte ein für die päpstlichen Anmaßungen sehr unbequemes Decret erlassen; sie hatte die überseeischen Appellationen, d. h. Appellationen an Rom verboten. Gratian gab sich nicht die Mühe einer Interpolation oder Verbesserung; er veränderte ohne Weiteres den Kanon von Karthago in entgegengesetztem Sinne, und was verboten war, das wurde nun geboten. Er ist nie in Verlegenheit, wenn es sich darum handelt, durch zahlreiche Kanones seiner Erfindung nachzuweisen, daß es die erste Pflicht der Kirche sei, die Menschen durch alle Gewaltmittel zum Guten und zum Glauben zu zwingen. „Der Papst", sagt er, „ist erhaben über alle Gesetze der Kirche; er kann damit verfahren, wie es ihm gefällt; er allein gibt dem Gesetze Kraft." Und doch ist dieß das Buch, welches das ganze Mittelalter hindurch durch die Bemühungen der römischen Curie zum Codex des christlichen Abendlandes geworden ist! Thomas von Aquino hat daraus seine Grundsätze über den Primat und die Autorität des hl. Stuhls geschöpft. Er hat sich desselben mit eben so gutem Gewissen bedient als des angeblichen Documents der alten griechischen Kirche, welches im zwölften Jahrhundert von einem lateinischen Theologen fabriciert wurde, der, um die Orientalen für die päpstlichen Theorieen zu gewinnen, Chrysostomus und Cyrillus im Sinne Roms reden läßt. Unbedenklich läßt er die bedeutendsten Väter der fünf ersten Jahrhunderte Behauptungen aufstellen wie diese: „Jesus Christus hat dem Petrus seine Allmacht übertragen; folglich hat der Papst allein das Recht, zu binden und zu lösen. Christus ist unbedingt mit jedem Papst. Ein Concil hat seine Autorität nur vom Oberpriester." Thomas nahm diese Grundsätze in seine Summa auf, und nie kam er für Rom erwünschter. Es ist gut, daß man den Theoretikern der päpstlichen Unfehlbarkeit die Entstehungsgeschichte ihrer Lehre zeigt. Manning spricht in dem Hirtenbriefe an seine Geistlichkeit die Hoffnung aus, das Concil werde mit einem Autoritätsacte der verdammungswürdigen

historischen Kritik ein Ende machen, welche immer neue Einwürfe finde, und die Methode des transcendenten Glaubens bestätigen. Er hat Recht, das Concil hat nichts gethan, wenn es nicht die Geschichte excommuniciert, welche vom Standpunkte der Ultramontanen eine unverbesserliche Ketzerei ist.

Kehren wir zu unserer flüchtigen Prüfung der Concile zurück. Wir sind nicht davon abgegangen; denn die eben besprochenen Fälschungen haben bei denselben eine sehr große Rolle gespielt, namentlich bei den im Abendlande gehaltenen. Nichts ist jämmerlicher, als die vom zwölften Jahrhundert an in Rom gehaltenen Concile. Der hl. Stuhl beruft sie nur, um sie seinen Anmaßungen ihre Zustimmung geben zu lassen. Er hält sie alle in absoluter Abhängigkeit, und nach seinem Befehl müssen sie beschließen. Die Concile von 1123, von 1139 und von 1179 heißen ökumenische nur vermöge des seltsamsten Mißbrauchs der Sprache. Auf dem ersten rechnete man 600 Aebte für 300 Bischöfe. Es hat nicht einmal einen Schein von Discussion. Jeder gibt seine Zustimmung mit dem Barett oder der Mitra, nachdem der Papst geredet hat. Auf der dritten lateranensischen Synode, welche das Concil des Pontifex Maximus genannt zu werden verdient, wurde die Sache in drei Sitzungen abgemacht. Die vierte lateranensische Synode wurde im Jahre 1215 von Innocenz III. zusammenberufen. Sie war zahlreicher als die vorhergehenden, aber nicht minder fügsam. Der Papst ließ den Vätern die Decrete vorlesen, die er vorbereitet hatte, und dann wurde das Tedeum gesungen. Das Concil von Lyon hatte die Aufgabe, Friedrich II. abzusetzen; auch sorgte der Papst dafür, daß alle deutschen Bischöfe ausgeschlossen wurden. Auf der Synode von Wien im Jahre 1311 forderte Clemens V. die Verdammung der Tempelherren, und um die Sache zu vereinfachen, ließ er durch einen Priester erklären, wenn ein Bischof ein einziges Wort ohne seine Autorisation spräche, so solle er mit dem großen Bann bestraft werden. Bis dahin war es in Folge des Verfahrens der Curie mit der Vertretung der Christenheit gekommen. Um die Muße des lateranensischen Concils zu beschäftigen, zieht es der Papst in der dritten Session hinsichtlich der Verlegung des Jahrmarktes von Lyon nach Grenoble zu Rathe. Zum Ersatz dafür läßt er freilich diese Versamm=

lung ihre Zustimmung erklären zur Bulle Pastor aeternus, die ihm auf Grund der schlimmsten geschichtlichen Fälschungen der Vergangenheit eine volle Autorität und eine unbeschränkte Macht über die Concile ertheilte. Die lateranensischen Concile bleiben die Musterconcile; sie können den Mächten, welche die berathenden Versammlungen, die sie nur um der Form willen zusammenberufen haben, nach Belieben handhaben wollen, Vorbilder zu einem bequemen Verfahren liefern.

Indessen hatte die Kirche ein so neues und erniedrigendes Joch nicht ohne Widerspruch angenommen. Frankreich hat die Ehre gehabt, grade im Namen der ältesten und geachtetsten Tradition der Christenheit den Widerstand zu organisieren. Die Universität von Paris war die Seele dieses so bedeutenden und weisen Widerstandes geworden. Man konnte freilich bedauern, daß sie zu sehr im Dienste des Königthums stand; aber es hieße der Zeit vorgreifen, wenn man von ihr unsere modernen Vorstellungen von der Trennung beider Gewalten fordern wollte. Die Universität von Paris eröffnete eine Gedankenbewegung, die schließlich dahin führen mußte; indem sie sich der Einmischung des Papstthums in die Staatsangelegenheiten widersetzte, that sie den ersten Schritt auf dem rechten Wege. Die Freiheiten der gallicanischen Kirche legten mindestens der von dem Papstthum versuchten entsetzlichen Centralisation einige Hindernisse in den Weg und schrieben die dogmatische Autorität dem ganzen Körper und nicht dem Haupte allein zu. In Folge der Erniedrigung eines getheilten Papstthums konnte bekanntlich die gallicanische Kirche zur Zeit des großen abendländischen Schismas ihren Grundsätzen auf dem Concil von Constanz den Sieg verschaffen. Die Verdammung des Johannes Huß darf uns nicht ungerecht machen gegen diese große Versammlung, die in Wahrheit die Vertretung der Kirche war. Gerson, der berühmte Kanzler der Universität von Paris, war der Urheber der Decrete der vierten und fünften Sitzung, die so bestimmt und entschieden die Superiorität der Concile über den nicht unfehlbaren Papst erklären. „Jedes ökumenische Concil", sagten die Väter von Constanz, „welches ordnungsmäßig berufen ist, vertritt die Kirche und hat seine Autorität unmittelbar von Christus. Jeder, selbst der Papst, ist ihm in Glaubenssachen unterworfen." Bestätigt

auf dem Concil zu Basel, welches in Folge der römischen Intrigen seine Arbeiten nicht zu Ende bringen konnte, sind diese Decrete in der Folge nur durch einen von den Schreibern des Papstes auf dem Concil zu Florenz angewandten Betrug beseitigt. Dieses Concil schien keinen andern Gegenstand zu haben als die Vereinigung der griechischen und der abendländischen Kirche; sein wirklicher Zweck aber war, die einen Augenblick gelockerten Ketten der Christenheit fest zu schmieden. Mit den Griechen machte man nur einen Scheinfrieden, weil ihr Reich in dieser Zeit in den letzten Zügen lag und allenthalben Stützen suchte. Nichtsdestoweniger hat die römische Curie für ihre Anmaßungen aus dieser Versammlung einen großen Vortheil gezogen. Das Hauptdecret des Concils von Florenz war in ziemlich zweideutiger Weise formuliert. „Der Papst", so hieß es, „ist der Statthalter Christi, das Haupt der ganzen Kirche, der Vater und Lehrer aller Christen; er hat von Christus die Vollmacht empfangen, die Kirche zu regieren und über sie zu wachen in der Weise, wie es die ökumenischen Concile, so wie die Kanones andeuten." Die Griechen fanden in den letzten Worten eine hinreichende Beschränkung der Allgewalt des römischen Bischofs; so glaubten sie sich auf die großen ökumenischen Concile der ersten Jahrhunderte berufen zu können, während die Lateiner ihrerseits darunter eben die von ihren Juristen verfälschten Concilbeschlüsse und die Lateransynoden verstanden, die gewiß keiner Revision bedurften. In Rom begnügte man sich jedoch nicht mit dieser Zweideutigkeit; in der Uebersetzung des Decrets von Florenz fügte man drei Buchstaben dem Texte hinzu. Im Original des Kanons lautete es: der Papst hat die Macht empfangen in der Weise, wie es die Concile angeben. In Rom übersetzte man: er hat die Macht empfangen, wie es auch die Concile angeben, — quaemadmodum etiam statt quaemadmodum et . . . et. Etiam statt et ist nichts, und doch ist es alles. Es ist ein vollendeter Betrug.

Wenn die Reformation einen Theil Europa's dem hl. Stuhle raubte, so trug sie gleichzeitig bei zur Beschleunigung der Concentration, die das päpstliche Ansehen selbst durch die Bedrängnisse des Religionskrieges steigerte. Das Papstthum hatte seine Janitscharen im Orden der Jesuiten und fand in ihnen nicht minder herrschsüch-

tige Vertheidiger. Sie vertheidigten es bis auf's Aeußerste; allein so, daß sie sich ihm aufdrängten und es schließlich zwangen, ihrem Autoritäts-System zu dienen. Es wurde ihr Götze und zugleich ihr Werkzeug. Die Reaction gegen das Joch der Jesuiten war energisch, zumal in Frankreich, wo die Tradition Gerson's und der Pariser Universität von den Rechtsgelehrten des siegreichen Königthums sorgfältig gepflegt wurde. Die Centralisation von Paris konnte ohne Erwähnung des Widerstandes des christlichen Gewissens mit der römischen Centralisation sich nicht vergleichen. Auf dem Concil von Trient kamen beide Richtungen zum Kampfe; die Bischöfe von Frankreich und von Spanien leisteten lange den päpstlichen Ansprüchen Widerstand. In diesem mehr oder minder offenen Kampfe bestand das Hauptinteresse des Concils; denn hinsichtlich der wichtigen dogmatischen Fragen, welche damals die Christenheit spalteten, bestrebte man sich nur, Formeln zu finden, welche bestimmt genug waren, die Reformation auszuschließen, und geschmeidig genug, keine katholische Richtung zu verwerfen. „Der Papst", sagt Palavicini, der orthodoxe Geschichtschreiber des Concils, „sprach sich nur über den einen Punkt direct aus, daß man die verschiedenen Ansichten der Scholastiker unangetastet lasse, damit man sich ohne Noth keine Richtung abwendig mache, und damit die Katholiken sich gegen die Häretiker einig fühlten." Diese die Mitte haltenden Meinungen sind schwierig aufzufassen. Das erkennt man sehr gut daraus, daß nach dem Concil zwei von den Theologen, welche bei der Abfassung des Kanons über die Erlösung mitgewirkt hatten, völlig widersprechende Commentare darüber veröffentlichten. Der Papst traf weit größere Vorsichtsmaßregeln hinsichtlich der auf seine Autorität sich beziehenden Decrete. Er that zunächst alles, was er konnte, um das Concil in seiner Hand zu halten. Eines schönen Tages verbreiteten seine Anhänger das Gerücht, in der Stadt Trient wüthe die Pest. Das war eine freundliche, liebenswürdige Krankheit, die ihre Absichten vorher anzeigte; denn sie hatte noch kein Opfer gefordert. Auch verstand man sehr bald, daß es sich um die liberale Pest handelte, und das Concil, was nach Bologna verlegt war, kehrte nach Trient zurück. Der römische Hof konnte sich über diese Entfernung trösten; denn er hatte lange Arme. Er schickte die göttliche Inspiration durch das

berüchtigte mit Benefizien gefüllte Felleisen, wovon Ferrier, der Gesandte Frankreichs, ziemlich unehrerbietig redet. Der Cardinalshut wurde nur den Wohlgesinnten gewährt. Pallavicini erzählt, ohne eine Miene zu verziehen, in einem schwierigen Augenblick habe der Cardinal Morone, Legat des Papstes, dem heil. Vater gemeldet, er thäte wohl, eine gewisse Zahl von Bischöfen bereit zu halten, um sie nach Trient zu schicken, in dem Falle, daß die von jenseits der Berge ihre Forderungen zu weit trieben. Der eigentliche Leiter des Concils war Lainez, der Superior des Jesuitenordens. Wenn er redete, ließ er seinen Stuhl mitten in die Versammlung setzen, und seine nervige Gebärde war die eines unwidersprechlichen Commandos. Die italienischen Bischöfe übertäubten mit ihren lärmenden Stimmen jedes nur etwas unabhängige Wort. Als ein Bischof von Cadix behauptet hatte, die Metropoliten hätten ehemals die Bischöfe ihrer Provinzen ordiniert, wurde er von dem präsidierenden Cardinal gewaltsam unterbrochen, und die Italiener brachten ihn durch ihr Stampfen mit den Füßen und ihr Geschrei zum Schweigen. „Dieser Verfluchte höre auf zu reden!“ schrieen sie im Chor.

Das waren die geheimen Triebfedern, welche diese „große und schwerfällige Maschine“ des Concils, um einen Ausdruck Sarpi's zu gebrauchen, in Bewegung setzten. Die Ergebnisse hinsichtlich der päpstlichen Autorität waren zweideutig: die Unfehlbarkeit des hl. Vaters wurde vorbehalten; allein die Unabhängigkeit der Bischöfe erhielt keine Bürgschaft, und die Frage hinsichtlich der unmittelbaren Einsetzung durch Jesus Christus blieb im Zweifel oder im Dunkel. Sie war in ziemlich eigenthümlicher Form zur Sprache gekommen. Es handelte sich darum, ob der Wohnsitz für den Bischof von göttlicher oder von päpstlicher Anordnung sei. Das Concil ließ die sehr lebhaften Debatten über diesen Gegenstand unentschieden. Vom Papstthum wurde verboten, die Kanones von Trident auf irgend eine Weise auszulegen. Frankreich wollte sie nie annehmen, weil es darin einen Angriff auf die Rechte des Königthums fand, obschon sie gemäßigt waren im Vergleich mit denen der lateranensischen Concile, welche gewissermaßen in den Vorzimmern des Papstthums gehalten wurden.

## Zweites Kapitel.

### Der Zustand des Katholicismus in Frankreich vor der Eröffnung des ökumenischen Concils im Jahre 1869.

Um das Concil, seine stürmischen Verhandlungen und seine Ergebnisse recht zu verstehen, muß man den Zustand der verschiedenen katholischen Parteien vor seiner Eröffnung kennen. Wir bleiben vorzugsweise bei Frankreich stehen und behalten uns vor, uns mit den übrigen Ländern zu beschäftigen, wenn wir von der Vorbereitung der vaticanischen Versammlung handeln.

Unter dem Schein einer majestätischen Einheit befindet sich der Katholicismus in voller Krisis. Er trägt, wie Rebekka, zwei Völker in seinem Schoße, die einen erbitterten innern Krieg mit einander führten, schon während der vorbereitenden Periode, welche dem völligen Offenbarwerden der entgegengesetzten Richtungen vorherging. Wir leben in einem Jahrhundert, in welchem alles reißend schnell geht; man kann von ihm sagen: Festinat ad eventum. Es drängt alles zur Entscheidung. Die alten Institutionen nehmen eben so sehr den Laufschritt an als die, welche noch das Feuer der Jugend haben, und so verkürzen sie in eigenthümlicher Weise ihre Geschicke. Ehemals war ein Institut wie das Papstthum durch seine eigene Unbeweglichkeit geschützt; es beobachtete Zurückhaltung und Klugheit, und seine Politik bestand darin, daß es sich im Gedränge der Ereignisse möglichst wenig compromittierte. Man sehe, wie es im Laufe des doch so stürmischen achtzehnten Jahrhunderts seine Ruhe bewahrt! Es hütet sich wohl, in die philosophischen Kämpfe einzugreifen; es bewahrt sein feierliches und monotones Dasein in der einschläfernden Atmosphäre der ewigen Stadt, indem es sich damit begnügt, der geachtete Wächter eines Museums religiöser und socialer Alterthümer in der Stadt der Ruinen zu sein. Mit der französischen Revolution wird alles anders; sie theilt ihr Temperament und ihr Fieber denen mit, die sie für ihre Ideen nicht gewonnen hat. So wie die österreichischen Generale die Taktik des neuen Krieges von Bonaparte lernten und sich so hübsch schlagen ließen, vertheidigten die Stützen der Vergangenheit diese in derselben stürmischen Weise, wenn man

sie angriff. Die alten Staatskarrossen lassen sich von einer Dampfmaschine ziehen, das sichere Mittel, daß sie schneller zertrümmert werden. So trat das Papstthum aus seiner Ruhe und seinem Schweigen hervor, verkündete neue Dogmen und berief ein allgemeines Concil. Kühn behauptet es die übertriebensten Anmaßungen; es will von seinen übermäßigsten Vorrechten Gebrauch machen, statt sie klüglich schlafen zu lassen. Es hat keine Ruhe und keine Rast, bis es die katholische Frage bis zu dem Aeußersten getrieben hat, wo die Spaltungen sich nicht mehr verheimlichen lassen, wo die entgegengesetzten Richtungen zu einem unvermeidlichen Zusammenstoß kommen müssen. Diesen neuen Schritt der römischen Politik und das nothwendige Ergebniß derselben darf man nicht vergessen, wenn man den Ernst der moralischen Situation des Katholicismus, insbesondere in Frankreich, recht verstehen will.

Diese Situation gedenken wir mit vollkommener Unparteilichkeit zu schildern, indem wir uns auf die gegenwärtige Zeit beschränken und nur so weit in die Vergangenheit zurückgehen, als es nöthig ist, um die in so mancher Hinsicht von ihr verschiedene Gegenwart zu begreifen. Es wird uns leicht sein nachzuweisen, daß keine Kirche an schlimmeren Spaltungen leidet, als die katholische Kirche Frankreichs, daß in ihr nicht nur zwei Parteien, sondern zwei Geister, zwei Seelen sind, und daß sie unter dem Einflusse der in Rom vorbereiteten wichtigen Ereignisse eine Zerreißung nicht vermeiden kann. Die französische Kirche ist die Hauptstütze des übertriebenen Ultramontanismus und zugleich seine größte Gefahr. Uebrigens werden wir uns in dieser gewissenhaften Darlegung wohl hüten vor dem Geist der Ungerechtigkeit und der Secte. Die schönen Seiten der katholischen Frömmigkeit in ihrer reinsten Gestalt werden wir nicht verkennen; denn wir gehören zu denen, welche der Ansicht sind, daß an der großen christlichen Erneuerung unserer Zeit jede Kirche ihren Antheil haben wird, und daß sie allesammt, wie die Weisen aus dem Morgenlande bei der Wiege Christi, das Beste, was sie haben, herbeibringen werden, unter dem wohlverstandenen Vorbehalt der unverkürzten Bewahrung der für immer errungenen Wahrheiten, zu denen wir in erster Linie das wesentliche Princip der Reformation rechnen.

# I.

In der sittlichen Lage der französischen Geistlichkeit im neunzehnten Jahrhundert fällt auf den ersten Blick eine große Veränderung in die Augen, nämlich das Prädominieren des Ultramontanismus in einer Kirche, die sich im entgegengesetzten Lager berühmt gemacht hatte. Der eigentliche Gallicanismus existiert nicht mehr, oder wenigstens ist er so sehr modificiert, daß er mit dem, was vor der Revolution so hieß, nichts mehr gemein hat. Versuchen wir es, uns über eine so rasche und vollständige Veränderung Rechenschaft zu geben.

Der alte Gallicacismus war in vieler Beziehung dem Ultramontanismus unendlich überlegen, wenigstens dem, der sich in allen Stücken den Principien treu zeigt. Er hatte eine gewisse Strenge, einen männlichen, festen Charakter bewahrt, welche die Frömmigkeit vor der Ausartung in lächerlichen Aberglauben und italienischen Götzendienst schützt. Eine starke sittliche Kraft erfüllte seine Hauptepochen. Ueberdieß bestrebte er sich, die Vereinigung des Glaubens und der Vernunft zu besiegeln. Die Schule von Port-Royal würde ihn noch höher erhoben haben, wenn er sich ihrer angenommen hätte, statt sie an die Gesellschaft Jesu preiszugeben, die doch ihr gemeinsamer Feind war. Die glänzenden, scharfen Pfeile der Provinzialbriefe durchbohren noch den Ultramontanismus, trotz seiner Ausflüchte und Zweideutigkeiten. Hätte der Jansenismus seine Lehre von der Gnade vor den Uebertreibungen bewahrt, hätte seinen Einfluß der auf dem Concil von Trident so gefürchtete französische Geist erfahren: so wäre die Religionsgeschichte des Königreichs allmählich modificiert worden. Hätte der gewaltsam vertriebene Protestantismus nicht einen Sauerteig des ernsten, religiösen Liberalismus mit hinweggenommen, so hätte er unser Bürgerthum umgestaltet und den Verlauf der Revolution vollständig verändert und sie zu einem breiten Fluß gemacht statt eines verheerenden Stroms. Unglücklicherweise erkaufte der Gallicanismus seine Unabhängigkeit Rom gegenüber durch eine vollständige Unterwerfung unter die Staatsgewalt. Er machte die Kirche dem Fürsten dienstbar, und seine berühmten Freiheiten waren nur die Freiheiten des Königs, die geistlichen wie die zeit-

lichen Angelegenheiten zu ordnen. Vor seinem Absolutismus ließen sie die letzten Schranken fallen. Die gallicanische Kirche des siebenzehnten Jahrhunderts hatte alle Merkmale und alle Unzuträglichkeiten einer Staatsreligion. Dem Throne gegenüber war sie servil und verfolgungssüchtig gegen die religiösen Minoritäten. Der Widerrufung des Edicts von Nantes zollte sie ihren Beifall und bereitete die schrecklichen Reactionen der Gottlosigkeit im folgenden Zeitalter vor. Bossuet ist ihr glänzendster Vertreter durch die Erhabenheit seiner Frömmigkeit und die Kraft des Gedankens; allein mag er sie auch mit dem königlichen Mantel seiner Beredtsamkeit schmücken, die durch den Glanz des Genies bisweilen an die biblische Poesie heranreicht, er macht ihre Ketten nicht leichter und befreit sie nicht von dem Staatsdespotismus; vielmehr hat er ihre solidarische Verbindung mit der Sache des Despotismus durch sein berühmtes Buch über die Politik nach der heil. Schrift befördert. Diese Solidarität mußte für die gallicanische Kirche sehr verderblich werden, indem es ihre Geschicke an die eines politischen Regimentes fesselte, das den Fortschritten des Volksgeistes nicht widerstehen konnte. Während des Verlaufs des ganzen achtzehnten Jahrhunderts bleibt die gallicanische Kirche den Traditionen der vorhergehenden Epoche treu. Sie ist immer königlich gesinnt und verfolgungssüchtig, wenigstens in den hohen Ständen ihrer Hierarchie, obwohl sie den starken Glauben verloren und in vieler Hinsicht den Einfluß der herrschenden Philosophie erfahren hat. Zornig weist sie die Abgabengleichheit zurück, und vor Allem protestiert sie in heftigen Ausdrücken gegen das Aufhören der ungerechten Aechtung des Protestantismus. „Sire", so heißt es in der im Namen der Geistlichkeit dem Könige bei seiner Salbung überreichten Adresse, „Sie werden die Rathschläge eines falschen Friedens, die Systeme einer strafbaren Toleranz verschmähen. Ihnen ist es aufbewahrt, den letzten Streich gegen den Calvinismus in Ihren Staaten zu führen. Befehlen Sie, daß man schismatische Versammlungen der Protestanten auseinander treibe; schließen Sie sie ohne Unterschied von allen Aemtern der Staatsverwaltung aus, und Sie werden Ihren Unterthanen die Einheit des christlichen Cultus sichern." Offenbar mußte der Gallicanismus in der durch die französische Revolution erneuerten Gesellschaft entweder untergehen oder sich umgestalten.

Anfangs zeigte er sich getheilt. Die hohe Geistlichkeit blieb in ihrer Mehrheit dem alten Regiment in allen Stücken treu. Ein bedeutender Theil der Geistlichen der Provinz und der Landgemeinden schloß sich an die neue Ordnung der Dinge an und versuchte die Religion mit der Revolution zu vereinigen. Die Gewaltmaßregeln derselben gegen das religiöse Gewissen, ihr verderblicher Versuch, eine von der Staatsgewalt besoldete und sogar auf demokratischer Grundlage von ihr erneuerte Nationalreligion einzuführen, ihre Anmaßung, den Geistlichen den Eid auf eine Constitution aufzunöthigen, die nach ihrer Ansicht einen Eingriff in die Rechte des hl. Stuhls enthielt, alle diese Fehler der constituierenden Versammlung, die dem Lande so theuer zu stehen kamen, brachten offenbar alles in eine verkehrte Lage. Die hohe Geistlichkeit, obschon der geschworne Feind der bürgerlichen Freiheit, vertrat das Recht des Gewissens in seinem Widerstande gegen die Decrete, welche die Competenz einer politischen Versammlung überschritten, und die niedere Geistlichkeit, die mit Eifer der Sache der modernen Gesellschaft huldigte, bestätigte eines der verderblichsten Principien des von ihr verworfenen alten Regiments, indem sie die Einmischung des Staats in das geistliche Gebiet duldete. Die Verfolgung machte diesem beklagenswerthen Mißverständniß ein Ende. Sie wurde allgemein und traf in Folge der Saturnalien des Cultus der Vernunft alle religiösen Ueberzeugungen, die Priester, welche den Eid geleistet, eben so sehr als die, die ihn verweigert hatten. Die französische Geistlichkeit fügte durch ihren Muth und ihre Sanftmuth dem Schaffot und den Qualen gegenüber zur Geschichte der Märtyrer eine schöne Seite hinzu. Freilich war es nicht immer der Glaube, der diesen Muth einflößte. Mehr als ein hoher Würdenträger würde wie der Bischof von Toulouse denen haben antworten können, die im Gedanken an sein früheres ausschweifendes Leben hinsichtlich seiner Treue gegen die Kirche einige Besorgniß zu erkennen gaben: „Bisher habt ihr nur den Bischof gesehen; von nun an werdet ihr den Edelmann sehen!“ Der Glaube wurde indessen wieder lebendig und das Leben wieder reiner im Ungewitter, und die decimierte oder geächtete Geistlichkeit Frankreichs stand auf der Höhe ihrer Pflicht. Ihre aristokratische Fraction nahm bei ihrer Auswanderung alle ihre Traditionen mit. Sie blieb, was

sie vor der Revolution war, d. h. königlich gesinnt und im Grunde ein Feind der Freiheit, mit dem Unterschiede, daß sie sich bei dem Zusammensturz der alten politischen Institutionen dem Centrum der katholischen Einheit genähert hatte.

Die sogenannte constitutionelle Geistlichkeit, einmal von dem Solde befreit, der ihre Unterordnung bezeichnete und sie entehrte unter dem Scheine des Lohnes für ihre Concessionen, selbst wenn sie aufrichtigen Ueberzeugungen folgte, arbeitete muthig an der Wiederherstellung des Cultus auf einem umgewühlten Boden. Sie hatte schnellen Erfolg, und man kann hier sehen, in welchem Maße das Verschwinden einer officiellen Religion das Wiedererwachen des Glaubens beschleunigt, indem es die Seelen von der täuschenden Einbildung zur Wirklichkeit zurückführt; denn der Mensch kann sich nicht lange mit der absoluten Leere an tröstenden Glaubenswahrheiten begnügen, und wenn sich der Abgrund vor seinen Augen aufthut, statt durch leere Formeln verdeckt zu werden, so weicht er entschieden zurück und fragt wieder nach seinem Gott. In vierzigtausend Parochieen wurde der Gottesdienst freiwillig wieder hergestellt. In Paris wurden zwei Concile gehalten. Die französische Kirche, da sie nicht mehr von Rom abhing, bemühte sich, die Religion und den Gottesdienst zu reformieren, und suchte muthig den christlichen Glauben und die Freiheit zu vereinigen. Die schönste Zukunft war ihr gesichert, als Bonaparte ihre Auflösung befahl und mit Rom das verderbliche Concordat schloß, das jenem edeln Versuch, woran der Bischof Gregoire den größten Antheil gehabt hatte, ein Ende machte. Jedoch war nicht alles verloren. Der Geist des Glaubens und der Freiheit, der jene Männer beseelt hatte, überlebte sie. Sie haben eine Schule gegründet, sie haben, wie wir sehen werden, hervorragende Nachfolger gehabt, die ihr Erbe antraten und ihre Traditionen bewahrten. So haben sie einen neuen Gallicanismus vorbereitet, der von der Verbindung mit dem Staatsregiment befreit, die Unabhängigkeit Rom gegenüber behauptet, ohne sich vor der Staatsgewalt zu beugen. Das war das einzige Mittel, in einer Zeit wie die unsrige wahrhaft national zu werden, wenn man nicht ein bloßer Trümmerhaufe von der alten Monarchie sein wollte. Uebrigens ist dieser Gallicanismus bis jetzt noch in der Minderheit. Indessen ist es eine große Sache,

seiner Fahne treu geblieben zu sein. Ein günstiger Wind würde hinreichen, sie von Neuem mächtig zu entfalten.

Diesen neuen Gallicanismus muß man sorgfältig von dem alten unterscheiden, von dem, der die französische Revolution unbedingt verworfen hatte, nicht bloß wegen ihrer Angriffe auf die geistlichen Rechte der Kirche, sondern auch wegen der gerechtesten Reformen. Diese Geistlichkeit, die verfolgt war, weil sie die von der Staatsverfassung mit Füßen getretene Autorität des Papstes gerettet hatte, war mit dem Centrum der katholischen Einheit naturgemäß durch engere Bande verbunden als durch die Vergangenheit. Der Geist des Widerspruchs gegen den hl. Stuhl war so bei ihr seltsamer Weise verschwunden; sie trachtete viel weniger darnach, ihre Unabhängigkeit vom hl. Vater zu sichern, als der Staatsgewalt gegenüber Vorsichtsmaßregeln zu treffen, seit die letztere nicht mehr in den Händen des ältesten Sohnes der Kirche war. Ohne Zweifel würden jene hervorragenden Bischöfe und Priester, die der Verfolgung getrotzt hatten, nicht, wie ihre Nachfolger, zu Rom ohne Mitwirkung eines allgemeinen Concils formulierte neue Dogmen angenommen haben; allein der gallicanische Geist war doch in ihnen geschwächt, und die Geistlichkeit, die von ihnen herangebildet wurde, um sie zu ersetzen, sollte die alte Tradition der französischen Kirche nicht unversehrt erhalten.

Allein der Hauptmissionar des Ultramontanismus war weder ein Bischof noch ein Cardinal, sondern der gewaltthätige Despot, der alles unter seinen Willen beugen wollte. Mochte er auch officiell in allen Seminaren die vier, von Bossuet formulierten, Propositionen des National-Concils von 1682 lehren lassen, so trug er doch nicht minder erfolgreich dazu bei, daß sich die französische Kirche mehr als je zuvor an das Papstthum anschloß. Napoleon I. brachte es, obschon gegen seinen Willen, in zwiefacher Weise dahin. Zunächst trieb er den hl. Vater zu einer wahren Usurpation der Gewalt; er nöthigte ihn dazu ohne zu viel Mühe. Da er wollte, daß das Concordat möglichst bald zur Ausführung komme, hatte er keine Ruhe, bis der hl. Vater die widerstrebenden Bischöfe absetzte, die ihre Bisthümer den zu ihrem Ersatze Bestimmten nicht abtreten wollten, oder die sich weigerten, sich beseitigen zu lassen. Das hieß den Episcopat

dem Papstthum unter die Füße legen und zu Gunsten des letzteren die alte Verfassung der Kirche ganz und gar verändern. Allein seine Verfolgungen beschleunigten seinen Triumph wirksamer, als seine Gunstbezeugungen. Man weiß heutzutage aus der schönen Schrift von d'Haussonville über die Kirche von Rom und das erste Kaiserthum, wie weit Napoleon dem ehrwürdigen Pius VII. gegenüber die Gewaltthätigkeit trieb, mit welchem Gemisch von Schlauheit und unversöhnlicher Härte er ihn zu einer Art von geistlichem Präfect in seinen Diensten zu machen suchte, indem er ihm die grausamste Behandlung widerfahren ließ, ohne weder seine Schwachheit noch sein Gewissen zu schonen, noch darauf zu achten, was er dem Papste schuldete, der nach Paris gekommen war, um ihn zu salben. Er brachte es nur dahin, eine Reaction ehrfurchtsvoller Ergebenheit zu Gunsten seines Opfers hervorzurufen, welche die dem Ultramontanismus günstige Stimmung verbreitete.

Die Rückkehr der Bourbonen brachte den Fortschritt dieser Richtung einen Augenblick zum Stillstand; denn sie gehörten nicht zum alten Regiment, was sie ganz wiederherstellen wollten. Sie hatten nicht vergessen, daß die Vereinigung des Altars mit dem Thron in gallicanischem Sinne einen Theil der wesentlichen Institutionen des monarchischen Frankreichs ausmachte. Die Geistlichkeit war freilich der Gegenstand der größten Gunstbezeugungen, so sehr, daß ihre Gönner dadurch alsbald in Gefahr geriethen; allein der kluge Ludwig XVIII. war nicht geneigt, die Traditionen seines Geschlechts in Hinsicht auf Rom fahren zu lassen und ihm seine königlichen Vorrechte, auf die er um so mehr hielt, da er ihrer so lange beraubt gewesen, preiszugeben. Karl X. selbst, der die Devotion bis zur Bigoterie trieb, leistete den Anmaßungen des römischen Hofes einigen Widerstand. Man erinnerte sich in den Tuilerien, daß man ein sehr christlicher König und doch sein eigener Herr sein könne. War nicht die reinste Tradition der alten Monarchie die des heiligen Ludwig, der dem heiligen Stuhl gegenüber sein Recht zu behaupten gewußt hatte? Dennoch ist es gewiß, daß der Ultramontanismus, der von der Regierung noch im Zaume gehalten und von einigen hervorragenden Prälaten zurückgewiesen wurde, aus den schon angedeuteten und aus der Religionsgeschichte der letzten zwanzig Jahre

sich ergebenden Gründen täglich an Boden gewann. Ueberdieß wurde er dadurch begünstigt, daß sich die religiösen Congregationen im Lande außerordentlich entwickelt hatten, von der Gesellschaft der Jesuiten an, die bekanntlich die Incarnation des Ultramontanismus ist. Die Regierung der Bourbonen war inconsequent gegen ihre eigenen Principien, indem sie diese gefährliche Bewegung ermuthigte; denn sie mußte die wenigen Trümmer des noch bestehenden Gallicanismus alsbald wie ein Strom mit sich fortreißen. Der Unterricht in den Seminaren wurde den Congregationen überlassen. Diese bemächtigten sich auch des Volksunterrichts. Durch ihre weithin vernehmbaren Missionen trieben sie bis in die letzten Dörfer hinein die eifrigste Propaganda. Sie brachten die theatralischen Gebräuche des italienischen Katholicismus in die Kirche Frankreichs und schlugen ihre Marktschreierbühne sogar in den Kathedralen auf, wo die berühmten Prediger ihre Stimme hatten vernehmen lassen, die die Vernunft mit dem Glauben zu vereinigen gewußt hatten und über die, der Lazzaroni in Neapel würdigen, Narrheiten im höchsten Grade unwillig gewesen sein würden.

Der Ultramontanismus hatte das Glück, um diese Zeit — von 1815 bis 1830 — in einem der größten Schriftsteller des Jahrhunderts, dem berühmten Abbé von Lamennais, eine nicht minder eifrige, aber achtungswerthere Stütze zu finden. Diesen Mann und sein Talent werden wir später charakterisieren, wenn wir zur Hauptkrise seines Lebens kommen, die eine allgemeine Krise für die katholische Kirche war. Für jetzt beschränken wir uns darauf, an seine Rolle unter der Restauration zu erinnern, wie sie von den Männern jener Zeit geschildert wird, die in dem feurigen Apologeten damals noch nicht einen furchtbaren Gegner ahnen konnten. Lamennais vertheidigte die Sache des Papstthums mit der feurigen Sprache eines Tribuns aus Rousseau's Schule. Nur in der Wiederherstellung der christlichen Theokratie des Mittelalters sah er Heil für die Gesellschaft. Berühmt geworden seit dem Erscheinen seines ersten Werkes, des Versuchs über den Indifferentismus, eines umfangreichen apologetischen Machwerks, in welchem die Compilation durch die Leidenschaft wieder gut gemacht wird, stand er während der fieberhaft aufgeregten Jahre, da alle Ideen gewaltig gegen einander

stritten, beständig auf der Bresche. Mit einer Art von Wuth griff er alle Stützen der gallicanischen Tradition an, bald mit verzehrendem Zorn, bald mit bitterm Spott. Er hatte einen bedeutenden Einfluß auf die ganze junge Geistlichkeit, der er den heiligen Krieg predigte. So bildete er die Armee, die später mit Fanatismus bekämpfen sollte, was er selbst angeregt hatte. Joseph de Maistre war ihm auf demselben Wege vorangegangen. Auch er hatte in seiner Schrift vom Papst auf's Aeußerste zur Entwickelung des Ultramontanismus hingedrängt. Da er ein großer Schriftsteller war, voll von Begeisterung und Originalität, so hatte er die neue Bewegung mächtig gefördert.

Der französische Katholicismus war beständig in seiner Umgestaltung begriffen, indem er durch die große Gunst, die er bei dem Könige genoß, am Abgrunde noch zurückgehalten wurde. Seltsam und doch erklärlich! Eine katholische Regierung ist für den Ultramontanismus mehr ein Hemmniß als eine Ermuthigung. Wenn sich der Geistliche auf die Staatsgewalt berufen kann, so findet er weniger das Bedürfniß, seinen Stützpunkt in Rom zu suchen. Er ist um so nationaler, je mehr er geschützt wird. Wir haben gesehen, unter welchen Einflüssen er selbst in der günstigen Lage, die ihm von der Regierung der Restauration bereitet war, zum heil. Stuhl hinneigte. Moralisch war er schon von diesem gewonnen. Der Sturz des Thrones der Bourbonen machte ihn dem Papst völlig unterwürfig; denn von nun an erschien ihm der Staat als Feind, weil der Thron von einem philosophischen, im Grunde der klericalen Partei sehr entgegengesetzten Fürsten in Besitz genommen war. Rom war nicht mehr bloß der Stützpunkt, sondern auch das Widerstandsmittel. Die Juli-Revolution vollendete das Werk, welches von den Proscriptionen des Convents, den Unklugheiten des ersten Kaiserthums und der Propaganda eines Lamennais und eines Joseph de Maistre begonnen war. Der Ultramontanismus triumphierte auf allen Punkten; allein für ihn war, wie bei allen siegreichen Parteien, der Tag des Triumphs der Tag der Spaltung. Nichts ist complicierter und wechselvoller als die Geschichte des Katholicismus seit der Juli-Monarchie. Nach und nach bilden sich drei Parteien: 1) der liberale Ultramontanismus, 2) der absolutistische Ultramontanismus, 3) der

erneuerte Gallicanismus, der auf gemäßigte Reformation in der Kirche und auf die Entwickelung der Volksfreiheiten im Staate hindrängte.

## II.

Die Revolution von 1830 war gegen das alte Regiment in Religion und Politik gerichtet. Die katholische Kirche war mit dem Throne der Bourbonen der älteren Linie ein Gegenstand desselben Hasses. Es war ein kritischer Moment. Zum Glück für sie wünschte die neue Regierung nichts so sehr, als ihren revolutionären Ursprung auszutilgen und die Gesellschaft wieder in ihre regelmäßige Bahn zu lenken. Sie wollte der Kirche keine ihr, der Regierung selbst, widerstrebende und für beide gefährliche Gunst beweisen; allein noch weniger wollte sie dieselbe verfolgen. In diesem wie in jedem Punkte war es ihre Politik, dem neuen Geiste eine mäßige Genugthuung zu geben und für die revolutionäre Strömung ein Bett zu graben, damit sie sich darin beruhige und verlaufe. Darum tilgte sie alles aus der Charte, was der Einsetzung einer Staats-Religion ähnlich war; aber sie zeigte sich als eine entschiedene Anhängerin der vom Staate verwalteten, d. h. besoldeten und überwachten Culte. Dieses die verschiedenen religiösen Parteien gleich behandelnde Regiment, welche ihnen allen für die materiellen Vortheile gesetzliche Servitute auferlegte, entsprach vollkommen einem System, welches alle radicalen Entscheidungen vermeiden wollte. Die Regierung Louis Philipps nahm in dem Erbtheil des ersten Kaiserreichs mit Freuden das Concordats- und Universitäts-Regiment an, welches zwei der größten socialen Gebiete, die Religion und den Volksunterricht, sorgfältig ordnete. Sie gestattete nicht einmal die volle religiöse Freiheit für die nicht officiellen Culte und beging das unverzeihliche Unrecht, sie unter das Gesetz über die Associationen zu stellen, welche für jede religiöse Versammlung von mehr als zwanzig Personen die vorhergehende Autorisation der Verwaltung forderte. Dieser Thatsache muß man sich erinnern, um die große oppositionelle Bewegung zu verstehen, die sich nach der Revolution innerhalb des Katholicismus kund gab.

Eine liberale Wendung zeigte sich in der Fraction, von welcher man es am wenigsten erwartet hätte, und die bis dahin in Lamen-

nais personificiert war. Ein Poet eben so sehr und mehr noch als Theolog, immer ein Mann des augenblicklichen Impulses, war er plötzlichen und unwiderstehlichen Eindrücken sehr zugänglich. Der Heldenmuth des Volkes von Paris, das in drei Tagen eine widerspenstige Monarchie stürzte, hatte ihn tief bewegt. Er hatte übrigens nie eine große Anhänglichkeit an die gefallene Dynastie bewiesen, vielmehr hatte er sie mit seinen Sarkasmen verfolgt, wenn er sah, wie sie den Gallicanismus seinem römischen Idol vorzog. Er begriff jetzt, daß der Katholicismus unrettbar verloren sei, wenn er sich an die zusammenstürzenden Ruinen der alten Ordnung der Dinge anklammere; und das tapfere Volk, welches für die Freiheit gegen die alten Legionen der Garde fröhlich gekämpft hatte, war in seinen Augen ein für die Religion zu erringender edler Kampfpreis. Um es zu gewinnen, mußte er unbedingt der Vergangenheit den Rücken wenden und der liberalen Sache mit all der Leidenschaft sich anschließen, die er für die entgegengesetzte entwickelt hatte. Der Umschwung war rasch und vollständig. Indessen war er weniger unbedingt, als man anfangs vermuthen möchte. Versuchen wir es, diesen so originalen, so heftigen und bis zu den erstaunlichsten Aeußerungen aufrichtigen Charakter zu verstehen. Neuerdings wurde seine Correspondenz, die bis in seine erste Jugend zurückgeht, in zwei Bänden veröffentlicht. Sie dient sehr zur Aufhellung der Geschichte dieser unruhigen Seele. Man sieht, daß er anfangs an einer tiefen Melancholie, einer düstern Unruhe in Verbindung mit der fieberhaftesten Einbildungskraft leidet. Den Frieden hat er nie gekannt. Er hat Glaubensfreudigkeit gehabt, aber nichts, was dem ruhigen und sicheren Besitz der religiösen Wahrheit ähnlich ist. Seine Correspondenz offenbart uns die bis dahin unbekannte, sehr merkwürdige Thatsache, daß er ohne Beruf in das Priesteramt eingetreten ist, daß er sich lange dagegen gesträubt hat, und daß sehr mächtige Einflüsse auf seinen Geist ihn gleichsam hineingestürzt haben wider seinen Willen. Es gibt Briefe von ihm, worin er sich über diese ihm angethane Gewalt mit Bitterkeit ausspricht. Der Adler merkte schon, daß der Käfig, darein man ihn sperrte, zu eng war, und seine Freunde hätten ahnen können, daß er ihn einmal durchbrechen würde. Er war aufrichtig in seiner Anhänglichkeit an die Kirche. Er hatte

Augenblicke der Ueberspanntheit; aber immer zeigte er seine Liebe für ihre Sache im Hasse gegen ihre Gegner, und er trug kein Bedenken, alle die zu diesen zu rechnen, welche jener nicht so streng dienten wie er. Wir haben gesehen, mit welchem fanatischen Eifer er den Ultramontanismus vertheidigte. Sein Hauptbeweis für den Katholicismus und das Papstthum war die Allgemeinheit der Tradition, die er zu allen Zeiten und unter allen Völkern im verzerrtesten Aberglauben wiederzufinden behauptete. Er erklärte, sein theokratisches System gründe sich auf die allgemeine Stimme des Menschengeschlechts. So gab er dem religiösen Despotismus eine demokratische Grundlage. Indem er diese festhielt, konnte ihn nichts verhindern, die allgemeine Republik zu predigen. Seine Vorstellungen waren immer beschränkt, aber er erfüllte sie mit dem Feuer seines Herzens und dem Glanze seiner Einbildungskraft und brachte sie zum Ausdruck in einfacher, klarer Sprache, welche die Fortsetzung der großen literarischen Traditionen bildete. Dieser kleine Mann mit den scharfen Zügen und dem furchtsamen, schüchternen Ausdruck war mit der Feder in der Hand eine unvergleichliche Macht. Im Jahre 1831 war er weit entfernt, sich an die Spitze der Feinde der Kirche zu stellen. Vielmehr wollte er sie retten durch ihre Aussöhnung mit der unvermeidlichen Freiheit, die von nun an alles auf ihrem Wege niederwerfen sollte. Das beste Mittel, sie liberal zu machen, war, ihr zu zeigen, daß sie selbst bei der Wiederherstellung der Rechte aller betheiligt sei.

Gegenüber einer feindlichen und bald auch belästigenden Regierung, die sie immer im Zügel zu halten glaubte, gab es nur eine ihrer würdige Stellung, nämlich die einer völligen Unabhängigkeit. Sie hatte also nur eins zu thun: dem Kaiser zu geben, was des Kaisers war, und ganz für Gott und seinen Stellvertreter auf Erden zu sein. So ließ sich der neue Liberalismus mit dem Ultramontanismus vereinigen, den man bis dahin verboten hatte: die Trennung der Kirche und des Staates war in der That das einzige Mittel der Befreiung von einer nothwendig unterdrückenden, weil mißtrauischen und wohl bewaffneten Macht. Das Journal die Zukunft (l'Avenir) wurde von Lamennais gegründet, um diese edeln Ideen zu vertheidigen. Der Herausgeber sah ein, daß es sich nicht

bloß um die Vertheidigung der Unabhängigkeit der Kirche handelte, sondern auch im Allgemeinen um die Vertheidigung der Rechte des Gewissens und der bürgerlichen Freiheit. Unterstützt von zwei jungen Mitarbeitern, mit denen wir uns mehrfach werden beschäftigen müssen, dem Abbé Lacordaire und dem Grafen von Montalembert, beide mit den schönsten Gaben des Geistes und des Herzens ausgerüstet, brachte er die Geister in große Aufregung durch eine scharfe, kraftvolle, immer beredte Polemik, welche zwei Dinge, die man im Widerstreit mit einander zu sehen gewohnt war, die Religion und die Freiheit, zu vereinigen strebte. Die Wirkung war eine unermeßliche; sie war um so größer, als die jungen Mitarbeiter des Abbés Lamennais sich nicht damit begnügten, theoretisch die Freiheit des Gewissens zu vertreten; sie bestrebten sich, sie thatsächlich mit persönlicher Gefahr auf dem Gebiet des Elementarunterrichts zu erobern, indem sie selbst eine Schule für kleine Kinder eröffneten, ohne sich den Universitäts-Vorschriften, die sie als einen Mißbrauch der Gewalt betrachteten, zu unterwerfen. Natürlich erfolgte daraus ein Proceß. Montalembert, der mittlerweile Mitglied der Kammer der Pairs geworden war, vertheidigte sich vor diesem hohen Tribunal, während der Abbé Lacordaire, der als Advocat zu wirken begonnen, vor den gewöhnlichen Gerichtshöfen eine leidenschaftliche Aufregung verursachte. Dieser Proceß wurde vor Gericht verloren, aber vor der öffentlichen Meinung gewonnen. Die Aufregung war groß; bei der zurückhaltenden oder lediglich klugen Partei der Geistlichkeit war Anstoß erregt. Lamennais schwankte nicht. Im Vertrauen auf das Papstthum, dessen entschlossener Vorkämpfer er bis dahin gewesen, reiste er mit seinen beiden Freunden nach Rom, um die Zustimmung des heil. Stuhles zu erlangen und den Angriffen, denen er ausgesetzt war, ein Ende zu machen. Er selbst hat uns in einem der schönsten Bücher jener Zeit einen Bericht hinterlassen. Die *Geschäfte in Rom* sind ein sittliches Drama. Nie hat der große Schriftsteller eine glänzendere Beredtsamkeit entwickelt. Er untermischt die Mittheilung der für ihn so schmerzlichen Erlebnisse seines Aufenthaltes in der Stadt, die ihm bisher als die Stadt Gottes erschienen war, mit höchst kunstreichen poetischen Schilderungen der italienischen Natur, die er jetzt zum erstenmal sah. Er kommt an, bereit, ihren Staub zu küssen, und

findet nur jämmerliche Engherzigkeit und Ränke. Da wo er das Heiligthum der Wahrheit zu finden meinte, traf er nur Betrug im Dienste jeglicher Tyrannei. Die Kaufleute hatten ihre Kramläden in jenen Hallen, die nach seiner Ansicht die Stätte der ewigen Wahrheit sein sollten. Der Papst war gleichsam sein Gott gewesen; er befragt ihn, voll von Begierde, Licht zu erlangen. Der Gott schweigt zuerst und verweigert es, sich zu erklären, um sich nicht zu compromittieren; sodann redet er nur, um alles zu verdammen, was zum innersten Grunde des Gewissens Lamennais gehört. Man kann sich vorstellen, welch eine unerhörte Umwälzung solche Täuschung in dieser stürmischen Seele hervorbringt. Weniger geduldig als Luther, dem auch in der heiligen Stadt die Schuppen von den Augen fielen, ruft er aus: „In Rom würden sie alles verkaufen, wenn sie könnten, sie würden den Vater, sie würden den Sohn, sie würden den hl. Geist verkaufen.“ Indessen schien er sich anfangs zu unterwerfen, nachdem Gregor XVI. seine berüchtigte Encyclica gegen die Freiheit des Gewissens geschleudert hatte. Erinnern wir uns der Hauptstelle derselben; denn sie bildet gewissermaßen den Knoten der Handlung in den Geschicken des Katholicismus jener Zeit. „Die Erfahrung“, sagt der Papst, „hat von jeher gezeigt, daß die Staaten, die durch ihre Macht geglänzt haben, durch dieses einzige Uebel: die maßlose Freiheit der Meinungen, die Zügellosigkeit der Reden und die Neuerungssucht zu Grunde gegangen sind. Dazu gehört die verderbliche Freiheit, die man nicht genug verabscheuen kann, die Freiheit des Buchhandels, irgend eine beliebige Schrift zu veröffentlichen. Welcher Mensch mit gesundem Verstande wird sagen, daß man Gift frei verbreiten lassen, verkaufen und öffentlich umhertragen, sogar trinken müsse, wenn es ein Heilmittel gibt, durch dessen Genuß man bisweilen dem Tode entrinnt?

„Aus der verpesteten Quelle des Indifferentismus kommt der absurde, irrige Grundsatz oder vielmehr der Wahnsinn, daß man jedem die Freiheit des Gewissens sichern und verbürgen müsse.“

Die Unterwerfung Lamennais war nichts als das Erstaunen des ersten Moments. Sein berühmtes Buch die Worte eines Gläubigen ist der Ausbruch seines Unwillens. Er schüttelt den Staub von seinen Füßen gegen das Papstthum und gegen die ganze

gesellschaftliche und monarchische Ordnung, die es repräsentiert. Er verbrennt, im Feuer seines Zornes, was er angebetet hat, und geht mit Sack und Pack in das Lager der Demokratie über. Dahin haben wir ihm nicht zu folgen; von da an gehört seine Laufbahn nicht mehr zu unserm Gegenstande. Wir wollen nur anerkennen, daß es eine unbedingte Ungerechtigkeit war, ihn als Renegaten und Apostaten zu behandeln. Bei seinem rauhen, stürmischen, von seiner Kindheit an wie die Felsen seiner Betragne vom Sturme gepeitschten Charakter mußte die grausame Täuschung, die er zu Rom erfuhr, den heftigsten Rückschlag hervorrufen, und die haben kein Recht, ihn zu verdammen, die die besondere staatliche Vergünstigung haben, die Encyclica Gregors XVI. zu erklären, so daß sie die verurtheilte Gewissensfreiheit hineinschlüpfen lassen, gegen welche sie ausdrücklich gerichtet ist. Mochte sich Lamennais auch offen von der katholischen Kirche trennen, sein Einfluß blieb darin doch groß. Er hat gleichsam einen Brand im Herzen seiner ehemaligen Schüler Lacordaire und Montalembert zurückgelassen. Davon sollten sie nicht los werden, und diese unterworfenen tapferen Söhne der Kirche sollten ihr oft die größte Unruhe bereiten; denn in Wirklichkeit haben sie den edeln Irrthümern ihrer Jugend nicht entsagt. Sie halten sich für wirklich gehorsam gegen den heiligen Stuhl; allein das Beste in ihnen protestiert und leistet Widerstand. Wie sollte es auch anders sein? Wie könnte eine solche Abschwörung etwas anderes sein als eine leere Form? Der Geist im Menschen gehorcht nicht einer Order, nicht einmal der, die er sich selbst geben möchte; eben so wenig einem Scrupel als einer Berechnung. Er läßt den Sturm vorüber gehen und dann richtet er sich unbesiegbar wieder auf.

Vom Jahre 1834 bis 1848 scheint der Katholicismus in Frankreich einmüthig ultramontan gesinnt zu sein, abgesehen von einer Partei des hohen Klerus, welche die gallicanische Tradition bewahrt, und zwar mehr in der kirchlichen Praxis als in der religiösen Literatur, folglich ohne großes Geräusch und ohne großen Erfolg.

Nach dem Tode des Erzbischofs de Quélen wurde sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Paris Affre, dessen Tod auf den Barrikaden im Juni 1848 in der Erfüllung einer Friedensmission seinem Andenken für immer eine Weihe gibt. Der ganze

thätige und jugendliche Theil des französischen Katholicismus neigt sich zum Ultramontanismus und bildet die so genannte katholische Partei, welche Benennung die Religion mit der Politik vermischt. So wohl zusammengebunden jedoch es auch erscheint, das Bündel wird brechen. Zwei sehr verschiedene Richtungen sind durch die augenblicklichen Umstände mit einander vereinigt. Die erste trägt den Sauerteig Lamennais in sich; sie will entschieden die Vereinigung der Freiheit und der Religion; das ist bei ihr keine Kriegslist, sondern eine leidenschaftliche, tiefe Ueberzeugung. Die zweite versteht unter dem Namen der Freiheit nur die Rechte oder vielmehr die Vorrechte der Kirche. Sie allein ist nach dem Herzen Roms und im Geiste der Encyclica Gregors XVI. Beide Richtungen neigten damals gleichmäßig zum Ultramontanismus, weil er für die aufrichtig Liberalen die Autorität des Staates beschränkte, während er für die Vertreter der kirchlichen Autorität die Theokratie und mit ihr einen vollständigen Despotismus zu Gunsten der Kirche wiederherzustellen strebte. Bis zum Bruch, der in einer fieberhaft aufgeregten Zeit, welche alle Principien zu ihren äußersten Consequenzen hindrängt, nicht fehlen kann, scheint die katholische Partei einmüthig auf die Eroberung der religiösen Freiheiten loszugehen. Montalembert und Lacordaire streiten unter derselben Fahne mit Veuillot. Indessen bestehen unter ihnen erhebliche Differenzen, bis sie zu radicalen, schneidenden Widersprüchen werden. Bei allgemeinen Vorstellungen oder in den Kammern wird die Harmonie bewahrt. Jetzt, da die Correspondenz einiger Hauptmitglieder der Partei nach ihrem Tode veröffentlicht worden, ist es leicht, sich von allen Plänkeleien, die damals hinter den Coulissen stattfanden, Rechenschaft zu geben. Nichts ist in dieser Hinsicht interessanter als der Briefwechsel Lacordaires mit Frau Swetchine. Diese große russische Dame, die durch Joseph de Maistre zu Petersburg zum Katholicismus bekehrt, in der zweiten Hälfte ihres Lebens sich in Paris niedergelassen hatte, hat in der religiösen Welt einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Sie verdankte denselben einer seltenen Auszeichnung des Geistes und des Herzens, einer bewunderungswürdigen Frömmigkeit und einer unwandelbaren Hingebung an ihre Freunde. Ihre Schriften, die vom Grafen von Falloux veröffentlicht sind und größtentheils aus ihren Briefen bestehen, zeichnen sich aus

durch die seltsame Verbindung des Feuers der Empfindungen und des fast byzantinischen Scharfsinns des Geistes. Ihr Styl ist geistreich, aber bisweilen anspruchsvoll. Jedenfalls ist ihre Seele aufrichtig Gott ergeben; allein ihre Frömmigkeit ist im Grunde mit vieler Engherzigkeit verbunden. Ihren Salon, in welchem sie mit vollendeter Anmuth präsidierte, hatte sie zur Stätte der Propaganda gemacht, und um den guten Entschlüssen keine Zeit zu geben, zu erkalten, führte eine kleine Wendeltreppe zu einer unterirdischen Kapelle, wo man das hl. Sacrament anbeten konnte. Frau Swetchine war durch ihre mannichfaltigen Freundschaften das Verbindungsglied der beiden Richtungen der katholischen Partei, die sich auf diesem Gebiete liebenswürdiger, frommer Plauderei begegneten, einander neutralisierten oder mit einander verschmolzen. Uebrigens bewies sie Eifer und entwickelte eine unendliche Kunst, alle Mißtöne zu beseitigen. Im Grunde liebte sie die Freiheit nicht; allein sie hatte warme Freunde in ihrem Lager und sie würde einen Angriff auf diese sehr übel genommen haben. Allein sie forderte von ihnen viele Concessionen, wie man sich aus ihrem Briefwechsel mit Lacordaire überzeugen kann. Sie hätte gern seine Flügel beschnitten und insbesondere seinen Eifer gezügelt, wenn er zu den Menschen gehört hätte, die sich fesseln lassen. Man sieht aus seinen Briefen, in welchem Grade der ehemalige Schüler Lamennais bei den Reinen und Aeußersten in Verdacht stand, welchen Scandal er erregte, sobald er vollständig er selbst war. Es gewährt ein hohes und schmerzliches Interesse, die ganze innere Geschichte zu verfolgen, die ihn verzehrt hat.

Fest steht, daß die wennschon tiefen Spaltungen während der Periode, welche bis nach der Revolution von 1848 dauerte, nach außen hin fast vollständig verheimlicht wurden. Als um das Jahr 1843 die katholische Partei unter dem Minister Guizot ihren großen Kreuzzug gegen den obligatorischen Unterricht der Universität, d. h. gegen den vom Staat gewährten Unterricht organisierte, indem sie die vollständige Freiheit des Unterrichts in allen seinen Stufen forderte, kämpfte sie mit einer compacten Armee in den Journalen und auf der Tribüne, stritt energisch gegen alles, was ihr fehlerhaft schien in der Richtung der philosophischen Studien, die damals von Cousin

geleitet wurden, von dem berühmten Gründer des Eclecticismus, welcher unter diesem elastischen Namen ein Gemisch von Spiritualismus und klugem Rationalismus officiell lehren ließ. Als Montalembert auf der Tribüne der Pairskammer seinen Gegnern zurief: „Ihr seid die Söhne Voltaires, und wir sind die Söhne der Kreuzfahrer!“ redete er in Wahrheit für die ganze katholische Partei ohne Unterschied. So weit es sich um die Forderung der Freiheit des öffentlichen Unterrichts handelte, verfolgten die beiden Fractionen dieser Partei ein gemeinschaftliches Interesse, nämlich die Abschaffung des Joches der Universität, bereit, sich nach dem Siege sofort zu trennen.

Die Revolution von 1848 veranlaßte nicht sofort eine erhebliche Veränderung in der Stellung der verschiedenen Fractionen des Katholicismus. Dieser konnte an der Toleranz und an der Gunst sogar, die er unmittelbar nach dem Sturz des Thrones Louis Philipps genoß, erkennen, wie weit besser er seinen wahren Interessen dient, wenn er sich nicht auf die Staatsgewalt stützt. Alle Welt wußte, daß er bei Seite geschoben war oder wenigstens mit der Juli-Monarchie kein enges Bündniß geschlossen hatte. Darum schon hatte er von dem Siege der Revolution nicht zu leiden. Noch mehr, sie kam ihm entgegen und verlangte von seinem Klerus, daß er ihre Freiheitsbäume weihe. Das beißende Wort eines Arbeiters, der, als er einer dieser damals so häufigen Feierlichkeiten beiwohnte, ausrief: „Das ist es nicht, was sein Wachsen bewirken wird!“ hat sich nur zu sehr bestätigt; allein es war damals nicht der Ausdruck der allgemeinen Ansicht. Die provisorische Regierung war voll von Schonung gegen den Klerus und dachte nicht daran, an seine Besoldung zu rühren. Man muß anerkennen, daß die vornehmsten Repräsentanten des Katholicismus ohne Betrübniß die Februar-Ereignisse hinnahmen, und von ganzem Herzen das Tedeum einer Revolution sangen, die sie von einer ihren Ansprüchen im Grunde feindlichen Macht befreite. Während dieser Periode schienen alle Mitglieder der katholischen Partei übereinzustimmen. Einige Stimmen sangen wohl ein wenig über den Ton, indem sie ihre Bewunderung für die Demokratie kund gaben, während einige andere aus Mangel an Begeisterung darunter blieben. Aber ein Mißton zeigte sich noch nicht. Er brach hervor im Jahre 1850 bei Gelegenheit der Discussion über

ein neues Gesetz für den öffentlichen Unterricht. Man befand sich in voller Reaction gegen die Republik. Die verschiedenen Fractionen der conservativen und monarchischen Partei hatten sich verbunden, um die gemeinschaftliche Gefahr zu beschwören. Die ehemaligen Anhänger der Universität waren sehr geneigt, den Katholiken weitgehende Concessionen zu machen, um das Autoritäts-Princip wieder zu stärken. Es war keineswegs ihrerseits eine Rückkehr zum christlichen Glauben; es war die Angelegenheit von Eigenthümern, welche für ihre Schlußmauern einen festen Kitt suchen. Die Kirche schien die beste Versicherungs-Gesellschaft für den Grundbesitz, und die Geistlichen wurden einberufen, die für sich allein als ohnmächtig erkannten Gendarmen zu verstärken. Eine große Zahl liberaler Katholiken begingen das Unrecht, in dieses Bündniß einzutreten. „Die gegenwärtige Constitution“, sagten sie, „ist das Floß, auf dem wir uns als Schiffbrüchige zusammengefunden haben. Bemühen wir uns, es an's Ufer zu bringen.“ Dieses Ufer war die Wiederherstellung der Gesellschaft auf katholischen Grundlagen. Dazu fand man es weit bequemer, sich der alten Despotismus-Maschine, Universität genannt, zu bedienen, gegen die man so viel Beredtsamkeit aufgewandt hatte. Man hütete sich wohl, jene berüchtigte Unterrichtsfreiheit zu fordern, die man unter der vorigen Regierung zur Kriegswaffe gemacht hatte. Man benutzte es, daß die Lehrer des Universitäts-Monopols geneigt waren, ihren Platz dem Katholicismus zu überlassen, und, wie man geistreich gesagt hat, man schlüpfte auf diesen Platz durch eine Poterne. Mit andern Worten, man gab dem Klerus einen Löwentheil in der Leitung der Universität in allen ihren Stufen, in ihrem obersten Rathe, wie in allen Provinzial-Academieen. Man bewilligte ihm so viel Freiheiten hinsichtlich des Elementarunterrichts, daß der Laienunterricht fast keine Concurrenz versuchen konnte. Dieses beklagenswerthe Gesetz, was in seinen Hauptbestimmungen noch Gültigkeit hat, ist der Hauptfehler der katholischen Fraction, die bis dahin der Stimme Montalemberts gehorcht hatte. Die andere Fraction, die wir selten zu loben Gelegenheit haben werden, an deren Spitze Veuillot steht, blieb den rechten Principien treu und bekämpfte das Universitäts-Monopol in dieser neuen Gestalt. Die Spaltung war offenkundig; von nun an wurde sie immer bitterer.

Die Ereignisse im December 1851 führten einen tiefen, unheilbaren Riß herbei. In der Erniedrigung der ungetheilt dem Despotismus ergebenen Partei, in dem Schiffbruch aller Hoffnungen auf Zugeständnisse und aller Freiheit, im Schweigen aller edeln Stimmen erscholl ein Triumphgeschrei, ein Halleluja; es kam aus dem Lager des gewaltsamen Katholicismus. Das Blut rauchte noch in den Straßen von Paris, die Vertheidiger der Constitution waren umzingelt wie das Wild; wer im Herzen ein Gefühl von Würde hatte, bebte vor Schmerz und Unwillen. Das ist der Moment, den das Journal Veuillots wählte, um dem Himmel zu danken für alles, was eben geschehen war. Die Freiheit war vernichtet, niedergeworfen mit einem Knebel im Munde, mit Füßen getreten von der entfesselten Gewalt, unterdrückt auf lange Jahre hin; das war es, worüber jenes cynische Blatt und mit ihm ein beträchtlicher Theil des Klerus, der Alles hoffte von der Knechtschaft, worin er seinen natürlichen Bundesgenossen sah, in Entzücken gerieth. Diese grob absolutistische Richtung gab sich täglich mehr kund. Gott sei Dank, daß die katholische Kirche Frankreichs nicht ganz und gar dieser zu zahlreichen und höhern Orts zu sehr gebilligten Horde angehörte. Die wahrhaft liberale Richtung, welche sehr viele Fehler begangen und sehr viele Concessionen, zumal in der letzten Zeit, gemacht, aber ihren edeln Instinct bewahrt hatte, erhob ihr Haupt wieder und antwortete mit energischem Unwillen auf die von allen Seiten erschallenden Beglückwünschungen. Jetzt, da die alte katholische Partei sich getheilt hat, ist es Zeit, mit den Häuptern ihrer beiden Fractionen sich genauer bekannt zu machen, die berufen waren, eine Hauptrolle zu spielen in dem erbitterten Kampfe, der mit sehr ungleichen Aussichten gekämpft werden sollte; denn vergessen wir es nicht, vom Standpunkte der katholischen Orthodoxie ist die Partie für die Liberalen von vorn herein verloren; seit der Encyclica Gregors XVI. haben sie, wie man gewöhnlich sagt, Blei in den Flügeln.

Die haßerfüllte, gewaltsame Partei, welche alle Freiheiten verdammt, hat sich in einem Manne personificiert, der unbestreitbar der größte Schmäher der Presse unserer Zeit ist; es ist der nur zu berühmte Redacteur des Univers religieux, Louis Veuillot, der die revolutionäre Wuth und die größte Rauhheit der Demokratie in den Dienst

der Kirche gestellt hat. Er hat gewiß das Talent eines erbarmungslosen Satyrikers; allein er kennt auch keine Schranken und scheut sich nicht vor irgend einer persönlichen Beleidigung. Wer nicht unbedingt mit ihm ist, ist nur noch werth, daß man ihn auf den Schindanger werfe, und er versieht fleißig dieses Geschäft. Es ist seine Freude, die moderne und liberale Gesellschaft zu erbittern; er behandelt sie wie einen Stier, dem man ein rothes Tuch vorhält. Er sucht aus der Vergangenheit der Kirche das Gehässigste für das moderne Bewußtsein hervor, die Inquisition, die Widerrufung des Edicts von Nantes, oder vielmehr, er frischt die traurigsten Erinnerungen wieder auf, um sie zu verherrlichen, wie die des Cardinals Dubois, der entzückt war, wenn er den Unwillen der Freunde der Freiheit erregen konnte. Seine Polemik ist eine Kette von arrogantem Hohn gegen alle allgemeinen Ansichten; seine Hand ist gegen Alle erhoben. Seine beiden berühmtesten Pamphlete sind: die Düfte Roms und die Gerüche von Paris. Man versteht diesen Gegensatz. Die französische Gesellschaft wird mit solcher Rohheit und mit einer so cynischen Sprache geschildert, daß man von Widerwillen erfüllt wird. Veuillot hat nicht Sarkasmen genug für diejenigen unter seinen Religionsgenossen, die den Katholicismus mit der politischen Freiheit zu verbinden streben. Gegen sie hat er seine grausamsten Pfeile gerichtet. Die Kraft dieses schamlosen Pamphletisten besteht darin, daß man weiß, daß er vom hl. Stuhl im Grunde ganz gebilligt wird; er gibt die innersten Gedanken desselben wieder. Er ist ein Landsknecht des Papstes, der die rechte Stelle trifft. Gewiß, wenn man die Geschichte des Atheismus unserer Zeit schreibt, wird man den Erfolg in Rechnung bringen, den ihm ein Gassen-Apologet wie Veuillot verschafft hat; denn wenn irgend einer Abscheu vor der Religion erregen konnte, so ist er es. Dieser wuthschnaubende Frömmler wird als mildernder Umstand für alle Gottlosen seiner Zeit dienen.

Wer könnte neben Veuillot noch genannt werden? Die Stimme dieses Cerberus übertönt alles schmähende Gekläff neben ihm. Indessen hat ihm der Episcopat in den letzten Jahren zwei ziemlich hervorragende Genossen geliefert. Der Bischof von Nimes hat seine Verordnungen mit all der Galle erfüllt, für welche literarische Erzeugnisse dieser Art zugänglich sind, und der Bischof von Poitiers

führt nicht alle Tage die Comödie auf, wie da er die Rede über einen angeblichen Märtyrer der päpstlichen Sache hielt, der ihm den Schabernak spielte, unter der Gestalt eines gemeinen Spitzbuben wieder aufzustehen. Als Vertheidiger des übertriebensten Ultramontanismus hat Bischof Pie Verordnungen geschrieben, die würdig waren, im Univers zu figurieren. Erwähnen wir auch den Bischof von Montauban, der es verdient, eine Stelle unter den Zelanti einzunehmen. Ein beträchtlicher Theil des Provinzial-Klerus steht unter der Leitung dieser Koryphäen des Ultramontanismus. Der Univers hat den doppelten Vortheil der guten Lehre und der ergötzlichen Bosheiten; er erbaut und verspottet zugleich. „Wenn ich meinen Kaffee trinke und den Univers lese“, sagte ein guter Landgeistlicher, „bin ich der glücklichste Mensch.“

Dieß über die gewaltsame Partei des Katholicismus. Gehen wir jetzt zu der Partei über, welche die Freiheit liebt und nicht dem Despotismus ein Hosianna gesungen hat.

Da finden wir zunächst eine sehr originelle Figur im hohen Klerus: Dupanloup, Bischof von Orleans. Er ist immer ungestüm. Sein Temperament ist aufbrausend, seine Phantasie leicht und lebendig. Dieser Bischof ist ein Journalist, der eine große Gewandtheit der Discussion besitzt. Er ist Verfasser geschätzter Schriften über die Erziehung, verdankt aber seinen Ruf vornehmlich seinem Streittalente, mit dem er immer auf der Bresche steht. Gegen den Univers hat er notorisch Partei genommen, zunächst in einem dem Anschein nach lediglich literarischen Aufsatz. Ein Abbé Gaume, der seitdem Bischof geworden, hatte den Einfall, das classische Studium unter dem Namen Nagewurm zu bekämpfen. Dupanloup, der gebildete Geist und für die französische Academie bestimmte Prälat, hat diesen barbarischen Obscurantismus, der übrigens nicht zu den römischen Traditionen gehört, gebrandmarkt. Er hat sich immer als Anhänger der politischen Freiheit gezeigt, vorausgesetzt, daß man nicht die Unbesonnenheit hatte, sie von Rom zu fordern. Der Abbé Coeur, der seitdem gestorbene Bischof von Troyes, und Sibour, Erzbischof von Paris, welcher von dem Dolche des Mörders getroffen wurde, als er eben im Begriff war, dem Univers für die Uebertreibung seiner Polemik den Proceß zu machen, gehörten derselben Richtung an.

Drei Männer vornehmlich haben sich in der Partei des katholischen Liberalismus hervorgethan. Es sind zunächst die beiden ehemaligen Schüler Lamennais, der Abbé Lacordaire und Montalembert. Der erste hatte die Feste der großen Beredtsamkeit in den Hallen von Notre-Dame wieder erneuert. Mochte man ihn auch in Folge seiner Mitarbeit mit Lamennais in Verdacht haben und bei Seite halten, als er in einer kleinen Kapelle des Stanislaus-Collegiums seine Stimme erhob, da fand seine prächtige Rede alsbald einen solchen Wiederhall, daß er trotz des ungeheuren Geschreis der Bigoterie die Kanzel der Metropolitankirche besteigen mußte. Man ergriff Vorsichtsmaßregeln; man forderte von ihm die Mittheilung der Entwürfe seiner Reden. Aber wenn er sich einmal dem Sturme der Begeisterung überlassen hatte, riß ihn der Strom ganz mit fort, und man suchte bei dem Erzbisthum vergebens, in der feurigen Improvisation des Redners den gebilligten Plan wiederzufinden. Er kam den Abgründen nahe, ohne jedoch hineinzufallen; aber der Geist, der ihn beseelte, war ganz modern und liberal. Bekannt ist sein Versuch, den Dominicaner-Orden in Frankreich wieder einzuführen. Das weiße Mönchsgewand war eben nur ein neuer Contrast mit seiner ganzen Laien-Denk- und Redeweise. Seine Vorträge geben vielfachen Anlaß zur Kritik: oft streift das Räsonnement an den Sophismus; mehrfach ist die Dialectik phantastisch, und jedenfalls wird der Gehalt des katholischen Dogmas von ihm vertheidigt. Allein ein edeles Feuer geht durch die ganze Rede; bisweilen strömt es davon aus, und dann erfährt die überwältigte, mitfortgerissene Zuhörerschaft die electrische Bewegung der großen Beredtsamkeit. Oben auf zeigt sich immer eine glühende Liebe zur Freiheit. Unmittelbar nach dem Staatsstreich sprach er sich so energisch in der in Saint-Roch gehaltenen Predigt aus, daß von da an dem berühmten Dominicaner alle Kanzeln von Paris versperrt wurden. Dort hörte man ihn erst wieder, als er in der französischen Academie seine Eintrittsrede hielt. Seit seinem im Jahre 1861 erfolgten Tode ist das Publicum in die Geheimnisse seines innern Lebens eingeweiht worden. Dieser glänzende Redner, der bisweilen den Eindruck eines Tribuns machte, war in Wirklichkeit durch seine Strenge ein wahrer Mönch. Im Geheimen quälte er sich mit unerhörten Kasteiungen, welche je-

denfalls sein Leben verkürzt haben. Ihn dürstete nach Demüthigung und Leiden, und er scheute sich nicht vor einer Askese, über die ein Fakir schwerlich hinausgegangen wäre. Im Grunde hat Lacordaire von dem innern Conflict zwischen seinen Jugend-Ueberzeugungen, die seinen tiefsten Antrieben entsprachen, und seiner aufrichtigen, aber erzwungenen Unterwerfung unter das Papstthum unermeßlich gelitten. Er wußte wohl, daß über dem Buchstaben der Geist steht, und daß der in Rom herrschende Geist weder seine Seele, noch sein Wort erfüllte. Seine Autobiographie, die man mit Recht sein Testament genannt hat, und deren Veröffentlichung durch Montalembert besorgt worden ist, weiht uns besser als sein Briefwechsel mit der Frau Swetchine in den Schmerz ein, den seine Seele und sein Geist bei seiner Anhänglichkeit an ein störriges Dogma und seiner aufrichtigen Liebe zur Freiheit empfand. Diese bewunderungswürdige Schrift macht den edeln Geist in seiner wahren, kräftigen und feurigen Gestalt wieder lebendig, dem der Tod die äußersten Kämpfe erspart hat, in welche seine Richtung gegenwärtig verwickelt ist.*)

Montalembert war der würdige Nacheiferer und treue Freund des großen dominicanischen Predigers. Beweglicher, auffahrender von Natur, hatte er mehr Mühe, sich vor den mächtigen Banden zu hüten, die ihn an Lamennais knüpften; eine Zeitlang war aber auch der Bruch radicaler. Es hat sogar eine Zeit gegeben, da er die Kirche der Freiheit vorzuziehen schien, nämlich während der gewaltsamen Reaction, welche der Revolution von 1848 folgte. Seine Haltung unmittelbar vor den Ereignissen von 1851 entsprach nicht seiner Vergangenheit. In Folge des Schreckens der Demagogie neigte er sich einen Augenblick zum Cäsarismus. Allein wie hat er sich von dieser Schwachheit wieder erhoben! Mit welcher glänzenden Beredtsamkeit hat er den Absolutismus und seine Anhänger gegeißelt, zumal die, die ihm am nächsten standen und den Katholicismus durch unwürdige Verbindungen verunehrten. Als aufrichtiger, aber immer leidenschaftlicher und heftiger Christ ist er zu seiner alten Fahne wieder zurückgekehrt, und wir werden sehen, mit welchem

*) S. das Testament von Lacordaire, herausgegeben von Montalembert.

Muthe er sie den hartnäckigsten Vorurtheilen gegenüber zu schwingen weiß. Der angelsächsische Stamm hat keinen wärmeren und erlauchteren Bewunderer als diesen katholischen Edelmann.

Das dritte Haupt der liberalen katholischen Partei war im Jahre 1852 ein junger Professor der Sarbonne, Friedrich Ozanam, der vor seinem vierzigsten Jahre in der glänzendsten Laufbahn durch eine Brustkrankheit hinweggerafft wurde. Er hatte den unschätzbaren Vorzug, durch sein kenntnißreiches und beredtes Handbuch der Literatur des Auslandes mit der Universitäts-Jugend in beständiger Verbindung zu stehen. Zugleich war er einer der Gründer der Gesellschaft von St. Vincenz von Paula, einer Laien-Gesellschaft, die dazu bestimmt war, zwischen den jungen Katholiken ein Band thätiger Liebe zu stiften. Ozanam verband mit den schönsten Gaben des Geistes eine bewunderungswürdige Frömmigkeit. Schon krank und schwach, sah man ihn die Treppen der Wohnungen der Noth hinaufsteigen, um den Armen materielle Hülfe und ein Wort des Mitleids zu bringen. Durch seine Bemühung hat sich jene Gesellschaft schnell vergrößert, und am Anfange war sie von der reinsten Liebe beseel'. Ozanam hatte alle edelsten Leidenschaften der Jugend von der Leidenschaft für die Freiheit an. Auch er träumte von dem Bündniß zwischen seinen theuersten menschlichen Ueberzeugungen und seinem religiösen Glauben. Eben dieser Gedanke war die Seele seiner Lehre, die in der Sarbonne sehr großen Erfolg hatte wegen der Sicherheit seiner Gelehrsamkeit und wegen des fieberhaften Glanzes einer ihn verzehrenden Beredtsamkeit. Er sprach Worte von seltener Schönheit, wie dieses: „Es gibt Leute, die nur an ihren Gott glauben, wenn man ihm einen Purpurmantel über die Schultern geworfen hat.“ „Nein, nein“, sagte er ein anderesmal, „ich glaube nicht, daß das Feuer je die Macht gehabt hat, einen Gedanken zu besiegen, so falsch und verwerflich er auch sein mag.“ Rührend war die Resignation Ozanams, als er erfuhr, daß er in seiner höchsten Reife alles opfern müsse, was für ihn das Beste im Leben war, das reinste häusliche Glück, die schönste und einträglichste Laufbahn, die glänzendste Zukunft. Ich kenne nichts Bewunderungswürdigeres als Pater Lacordaires Erzählung von seinem Tode.

Zu den Anhängern derselben Richtung gehört noch der Prinz von

Broglie, der bedeutende Vertreter einer der geachtetsten Familien Frankreichs, Enkel der Frau von Staël, Sohn des Herzogs von Broglie, der einer der reinsten, festesten Typen eines liberalen und christlichen Staatsmanns, eine unbeugsame Stütze der Gerechtigkeit ist. A. von Broglie hat dieses furchtbare Erbe in edler Weise bewahrt. Er ist ein hervorragender Geschichtschreiber der Kirche des vierten Jahrhunderts; allein sein Talent ist nie bemerkenswerther als in seiner religiösen und politischen Polemik; darin zeigt er eine stolze Ironie, die seiner Beredtsamkeit eine besonders einschneidende Kraft gibt. Man merkt, daß er nicht in der stürmischen Atmosphäre der Schule Lamennais geathmet hat. Die Freiheit war ihm ein unbestreitbares Familiengut; er fordert sie mit geringerer Leidenschaft und bisweilen in geringerem Umfange als Montalembert; allein man könnte ihm auch keine politische Inconsequenz vorwerfen. Was den Liberalismus von Falloux' anbetrifft, so gehört er weder zur Familientradition, noch zum Apostolat Lamennais. Der Natur und der Erinnerung nach gehört er der reinsten legitimistischen Richtung an. Er hat das Leben Pius V., des Inquisitors, geschrieben und in diesem Buche erklärt, die Toleranz sei die Tugend der glaubenslosen Jahrhunderte. Man kann ihn also nicht als einen principiell Liberalen ansehen. Nach dem Staatsstreiche jedoch hat er mit dem absolutistischen Katholicismus entschieden gebrochen und sich den Vertheidigern der Volksfreiheiten zugesellt. Der Correspondant, eine Monatsschrift, ist das Organ dieser großen liberalen katholischen Partei geworden und verdankt ihr seinen sehr erheblichen Erfolg. Vergessen wir nicht die so interessante Gruppe des neuen französischen Oratoriums, welches wieder erstanden ist durch Pater Gratry*), den liebenswürdigen systematischen Apologeten des modernen Christenthums. Dieser vermischt etwas zu sehr die Differential-Rechnung mit der moralischen Beweisführung; allein er ist immer beredt, erhaben, weitherzig, von der Freiheit sehr eingenommen, wenn schon zu nachsichtig gegen die Gesellschaft Jesu, eine dehnsame Natur, die das in Theorie und Praxis Unvereinbare zu vereinigen strebt, aber auch, wie wir sehen werden, im Dienste seiner Ueberzeugungen

---

**) Gest. im Februar d. J.

den bewunderungswürdigsten Muth zu zeigen weiß. Weisen wir noch außer und über diesen beiden entschiedenen Parteien auf einen hervorragenden Mann hin, Arnaud von Ariége, der in den republicanischen Versammlungen die demokratischen Vorstellungen in Verbindung mit tief christlichen Ueberzeugungen mit einem edeln Talent entwickelt hat. Schon um diese Zeit war er über die liberale Fraction des Katholicismus weit hinausgegangen, indem er laut die völlige Trennung der Kirche und des Staates forderte, als erste Bedingung der höheren Entwickelung des Individuums durch einen wahrhaft persönlichen Glauben.

Der eigentliche Gallicanismus war seit einigen Jahren wieder hervorgetreten; er bildete eine dritte, der Zahl nach unbedeutende Partei, hatte aber sehr ausgezeichnete Anhänger. Der Abbé Guettée, der gelehrte Geschichtschreiber der französischen Kirche, hatte in den nationalen Traditionen eine feste Grundlage für den Widerstand gegen den Ultramontanismus gesucht. Sein schwerfälliges, schlecht geschriebenes Buch war eine wohlgefüllte Rüstkammer gegen Rom. Zu derselben Partei gehörte mit nicht geringerer Entschiedenheit ein hervorragender Theolog, Abbé Maret, Professor der Theologie an der pariser Facultät, bekannt durch gründliche Schriften gegen den Pantheismus und gegen die sogenannte traditionalistische Schule, die, um die Autorität der Kirche besser zu stützen, alle rationellen Grundlagen der Wahrheit im Menschen umwarf. Der Abbé Maret war, obwohl orthodoxer Katholik, ein Feind der übertriebenen Anmaßungen des Papstthums und zeigte sich mehr eingenommen für die alten Rechte der französischen Kirche als Abbé Lacordaire, mit dem er im Jahre 1848 die neue Aera gegründet hatte. Der heil. Stuhl hat ihm diesen unabhängigen Sinn nicht vergessen; denn er hat sich sehr ungeneigt gezeigt, seine Ernennung zum Bischof in partibus zu bestätigen. Man gab vor, er litte an Taubheit. Er war wirklich schwerhörig, als es sich um die Bestätigung von Seiten der römischen Curie handelte. Nach der Ansicht dieser war das ein unheilbares Uebel. Allein die am offensten angeklagte, am entschiedensten liberale Partei befand sich eingeschlossen in der engen Stube eines Einsiedlers der Philosophie, Bordas-Demoulin, bekannt durch seine trefflichen philosophischen Schriften über Descartes. Aus ihm und

seinem Schüler Huet bestand die ganze Schule; diese ersetzte aber die numerische Schwäche durch eine unüberwindliche Energie, den tapfern Glauben ihres Hauptes. Bordas-Demoulin lebte in Zurückgezogenheit und Armuth, da er seine stolze Unabhängigkeit in keiner Weise beugen wollte; er ließ Weherufe eines zornigen Propheten über die Erniedrigung der Kirche vernehmen und behauptete entschieden, es sei aus mit ihr, wenn sie sich nicht offen mit der Demokratie verbände. Vor Allem bestand er darauf, es sei ihre Pflicht, jede Verbindung mit den weltlichen Gewalten zu brechen und mit einem hölzernen Kreuze in der Hand und einem Freiheitsworte auf den Lippen die Welt, die sich ihr entzogen, zu erobern. Bordas-Demoulin hat diese großen Gedanken in seiner, sein System zusammenfassenden, Schrift über die constituierenden Gewalten der Kirche entwickelt. Huet gab ihnen in kurzen, lebendigen, von strengem und zugleich liberalem Geiste erfüllten Schriften eine weitere Verbreitung. Bordas-Demoulins Schule wird gewiß eine der interessantesten und achtungswürdigsten Kundgebungen jener Zeit bleiben.

Das war der Zustand in der katholischen Kirche Frankreichs unmittelbar nach dem Staatsstreich im December und zum Theil unter dem Einfluß dieses traurigen Ereignisses. Wir kennen jetzt ihre Hauptparteien und die Menschen, welche darin eine hervorragende Rolle spielen. Wir sind in den Stand gesetzt, die Verwirrungen und Conflicte zu begreifen, die in den folgenden Jahren durch die Entscheidungen veranlaßt wurden, zu denen sich der römische Hof hinreißen ließ.

## III.

Die erste dieser Entscheidungen war die Proclamation des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß im Jahre 1854. Es ist völlig überflüssig, auf die Bedeutung dieser kühnen That des Papstthums hinzuweisen. Wie richtig auch an sich die Lehrentscheidung war, welche die Strömung der Mariolatrie maßlos befördern sollte, so war doch die Thatsache, daß man es gewagt hatte, ohne Concil ein Dogma aufzustellen, die gefährlichste und anmaßendste Neuerung des Ultramontanismus. Nie hatte man etwas Aehnliches erlebt. Früher hatte man der ordnungsmäßig vertretenen Kirche das so bedeutende Recht

der Lehrbestimmung zuerkannt. Nun glich aber nichts weniger einem rechten Concil als die schriftliche Berathung der vornehmsten Bischöfe und die hastige Versammlung einer Anzahl derselben in Rom. Zu einer andern, in religiösen Dingen weniger unwissenden Zeit als die unsrige hätte eine solche Rechtsverletzung des Papstes die Welt an allen vier Enden in Flammen gesetzt, oder vielmehr die Furcht vor der öffentlichen Meinung hätte jeden Plan dieser Art beseitigt. Der Gesù von Rom wußte sehr wohl, daß er sich nicht zu fürchten brauche vor der Erschütterung der Geister durch einen Versuch, der alles übertraf, was man in dieser Art bisher erlebt hatte. Im Lager der Fanatiker des Papstthums war die Freude unermeßlich. Die Partei des Univers bestieg das Capitol und stimmte den Lobgesang Simeons an. Sie hatte in der That den für sie so glorreichen Tag der absoluten Knechtung der Kirche anbrechen sehen. Die liberalere Fraction des Ultramontanismus trug kein Bedenken, dem neuen Dogma zuzustimmen. Der Correspondant machte Chorus mit dem Univers. Nur der alte Gallicanismus fühlte sich im Herzen getroffen. Die durch ihre Stellung hervorragenden Männer unter seinen Anhängern begnügten sich damit, im Stillen zu seufzen; aber wir wissen, wie bitter und schmerzlich für mehrere derselben jene Tage waren. Bordas-Demoulin und Huet erließen einen energischen Protest. In einer Schrift unter dem Titel: Versuch über die katholische Reform zeigten sie, wie die alte Tradition von den römischen Jesuiten mit Füßen getreten war. „Welches Verbrechen", sagte Huet, „sich dieser stätigen Aufeinanderfolge der Wahrheit in den Weg zu stellen! Welches Verbrechen zumal von Seiten derjenigen, welche die erste Aufgabe haben, sie zu lehren, die feierlich geschworen haben, sie zu vertheidigen!" Diese muthigen Widersacher trugen kein Bedenken, das neue Dogma der Irrlehre zu beschuldigen. „Da es", sagten sie, „alles Verderben in sich schließt, so führt es unvermeidlich dazu, daß man eine radicale und vollständige Reform fordern wird. Die Zeit gestattet weder Concession noch Aufschub. Wenn der Angriff gegen die Offenbarung Gottes offenkundig ist, dann ist die Unterwerfung nicht Gehorsam, sondern Abfall und Verzichten auf den Glauben Jesu Christi." Bordas-Demoulin und Huet sagten ganz laut, was viele Andere dachten und murmelten. Der kräftigste Protest

war der eines alten Priesters, des Abbé Laborde, eines allgemein geachteten Mannes, der bei der Kunde von dem, was in Rom vorbereitet wurde, zum Centrum des Katholicismus abreiste, indem er sich in seiner Naivetät einbildete, die Stimme der Wahrheit würde von den Kirchenfürsten selbst dann gehört, wenn auch nur ein geringer Landvicar ihr Organ wäre. Er überreichte dem heil. Vater eine kurze, energische Schrift unter dem Titel: Der Glaube an die unbefleckte Empfängniß kann kein Dogma werden. Man muß den Bericht über die Verfolgungen lesen, denen er von Seiten der päpstlichen Polizei ausgesetzt war. Umzingelt wie ein Missethäter, mit Gewalt auf ein Schiff gebracht, kommt er zurück, um in Frankreich auf einem Lager im Krankenhause zu verscheiden, wo er mit sterbender Hand seinen letzten Protest gegen die neuen Irrlehren vollendete. Wenn auch des Gerechten Klage auf Erden nicht gehört wurde, sie ist im Himmel gehört worden, und das Urtheil des Sterbenden gegen die Anmaßungen des Papstthums ist das Urtheil Gottes selbst; es wird nicht cassiert werden.

Die politischen Ereignisse haben in ihrem raschen Verlauf die innere Krise des Katholicismus eigenthümlich entwickelt. Das bedeutendste dieser Ereignisse war der italienische Krieg, der die österreichische Macht, die natürliche Beschützerin des Papstthums, in der Halbinsel niederwarf. Das Papstthum, alsbald mehrerer seiner schönsten Provinzen beraubt, im Besitze der andern, die unter seinem Joche seufzten, bedroht, nahm natürlich die feindseligste Haltung gegenüber dem offen von ihm excommunicierten neuen Königreich Italien an. Die Politik des alten Regiments erscheint ihm als wahrhaft heilig, weil es von ihr allein die Erhaltung seiner weltlichen Macht erwarten kann. Daraus erklärt es sich, daß seit dem italienischen Kriege von 1859 die Reaction in Rom mehr als je begünstigt, und daß der Haß gegen die bürgerliche und religiöse Freiheit dort zum Fanatismus wurde. Der Absolutismus überhaupt ist für das Papstthum das Bollwerk der weltlichen Macht, und nur von diesem Gesichtspunkte aus ist er zu rechtfertigen. Jetzt begreifen wir leicht, wie der hl. Stuhl zur Encyclica vom December 1864 und zum Syllabus gekommen ist. Gewiß hätte er sich nicht zu diesen nicht qualificierbaren Unklugheiten hinreißen lassen, wäre er nicht nach seiner Ansicht

im beständigen Kriegs- und Angriffszustande gewesen. Durch jeden Fortschritt der Freiheit scheint ihm ein Stein aus der Mauer zu fallen, hinter welcher er seine politische Unabhängigkeit vertheidigt. Auch geht er gegen ihn los wie gegen den wahren Feind, selbst wenn der katholische Liberalismus sich äußerst schonend gegen ihn zeigt und vor seiner weltlichen Macht stehen bleibt wie vor einem vorbehaltenen Gebiet, was den allgemeinen Principien der modernen Gesellschaft gegenüber eine Ausnahme machen muß. Der Correspondant weiß davon etwas zu erzählen. Der Papst hat Recht, die Logik der Dinge richtet sich nicht nach unsern Launen, und wenn wir auch inconsequent sein wollen, es gelingt uns nur zur Hälfte. Unmöglich kann man in Paris die Sache der Freiheit vertheidigen und in Rom angreifen. Man kann nicht mehr sagen: Wahrheit diesseits der Alpen, Irrthum jenseits! Der liberale Katholicismus, er mag wollen oder nicht, nimmt Theil an dem großen Kreuzzug gegen den päpstlichen Absolutismus und an der langen Belagerung Roms, welche die Mauern dieses China des Abendlandes endlich stürzen wird. Diese Betrachtungen erklären die innern Conflicte des Katholicismus und die Verurtheilungen seiner berühmtesten Vertheidiger. Alle ihre Apologieen zur Beschönigung oder Aufrechthaltung der Mißbräuche der weltlichen Macht des Papstthums haben ihm nicht so viel Gutes gebracht, als sie ihm dadurch Uebel verursacht haben, daß sie allgemein die Freiheit forderten.

Und doch lassen die Katholiken des Correspondant von der Vertheidigung der weltlichen Macht nicht ab. Statt sich mit gerechten Vorwürfen zu begnügen, welche die krumme und oft machiavellistische Politik der Regierenden verdiente, verfolgten sie Italien mit ihrem Haß, einzig und allein weil es an die Güter des Gesalbten des Herrn gerührt hatte. Gegen Italien kehrten sie in ihren Zeitschriften die leidenschaftlichste Polemik, ohne jemals zu begreifen, wie viel Böses das Papstthum ihm gethan, daß es das ewige Hinderniß seiner Befreiung war und ihm alles Mißgeschick gewünscht hat. Als Cavour eins der schönsten Worte Montalemberts: die freie Kirche im freien Staate! zu dem seinigen machte, da fehlte nicht viel daran, daß die liberale katholische Partei es für eine Blasphemie erklärt hätte. Redner, Publicisten, Bischöfe: alle fielen

über die italienische Nation her und schmähten ihre Bestrebungen. Der Bischof von Orleans wetteiferte mit seinem Collegen von Poitiers, um sie in den Koth zu ziehen und die Schönheit, die Milde, die Freisinnigkeit der päpstlichen Regierung zu erheben. Die Partei des Correspondant widmete nicht bloß ihre Feder der weltlichen Macht des Papstes, sie lieferte ihr auch ihren berühmtesten Degen in der Person des Generals Lamoricière, des Besiegten von Castelfidardo. Nur eine einzige Stimme im katholischen Lager machte nicht Chorus mit den Vertheidigern des Priesterkönigs, es war die Arnaud's von Ariége. Dieser gab im Jahre 1858 ein Buch heraus unter dem Titel: Italien, worin er im Namen der Religion gegen die verderbliche Vermischung des Glaubens und der Politik protestierte. Wir können nicht umhin, folgendes Bruchstück, welches die Ehre und die Tradition des christlichen Spiritualismus mitten im theokratischen Fieber aufrechthält, daraus mitzutheilen:

„Wenn an irgend einem Punkte der gesitteten Welt ein ernster Angriff auf das Recht des Gewissens gemacht wird, so fühlt sich jedes Gewissen davon betroffen und sofort erhebt sich ein allgemeiner Widerspruch.

„Wenn in Rom durch fanatische Priester ein Judenkind seiner Familie geraubt wird, dann vergißt jeder, der ein Freund der Gerechtigkeit ist, sei er Rationalist oder Protestant oder Katholik, seine religiöse Ansicht und denkt nur an das Recht des mißhandelten Vaters. Wenn in Spanien dissidentische Christen wegen ihrer religiösen Handlungen von der weltlichen Gerechtigkeit verurtheilt werden, dann läßt die allgemeine israelitische Allianz zu Gunsten ihrer christlichen Brüder die edelste, rührendste Fürsprache vernehmen.

„Wird Rom allein mitten in diesem einmüthigen Verfahren der gesitteten Welt gegen seine Mission handeln? Wenn die Freiheit das erste Bedürfniß des Jahrhunderts ist, ein so gebieterisches Bedürfniß, daß die selbst ihren Schein annehmen müssen, die sie von Herzensgrund verdammen; wenn sie der Stern ist, nach welchem die Blicke aller Unterdrückten auf Erden gerichtet sind: wird dann das weltliche Rom der Päpste das unübersteigliche Hinderniß bleiben? Diese Situation, die Italien und die ganze christliche Welt im Schach hält, ist ein unermeßliches Unglück und fast ein Hohn des Geistes der Vergangenheit gegen die Bestrebungen der cultivierten Welt.

„Auch darf kein Ereigniß in Europa dieses alle anderen beherrschende Interesse aus dem Auge verlieren lassen. Die Völker mögen es nicht vergessen, daß jede Eroberung auf dem Gebiete der Freiheit gefährdet, jede Lösung unvollständig ist, so lange nicht die Frage in Rom durch die Abschaffung der weltlichen Macht des Papstes gründlich gelöst wird. Darum ist sie seit Jahren für uns das Carthago delenda gewesen.

„Jede Institution muß übrigens die Probe der Freiheit bestehen. Die Hartnäckigkeit, mit welcher sich der katholische Klerus auf eine politische Grundlage stützt, überzeugt die liberale Welt nur zu sehr davon, daß die Kirche kein anderes Fundament hat, und daß, wenn dieses Fundament einmal fehlt, das ganze Gebäude zusammenstürzen wird."

Solche Sprache mußte zu Rom mißfallen; allein zur Vergeltung war das Papstthum darauf bedacht, seine Dankbarkeit den hervorragenden Männern zu beweisen, die als seine Vorkämpfer aufgetreten waren! In Wahrheit jedoch und ohne Vorbehalt gab es sie nur denen kund, die ihm ganz und gar nach seinem Willen dienten und es begriffen hatten, daß schließlich die Sache des Absolutismus seine eigene sei. Es fürchtete sich, sich auf die liberalen Katholiken zu stützen, weil es wohl merkte, daß der Geist, der sie beseelte, nicht sein Geist war, sondern derselbe Geist, der Italien aufgeweckt hatte und es nun gegen die päpstliche Herrschaft aufwiegelte. Es begriff, daß es nicht lange möglich ist, die bürgerliche Freiheit und zumal die Freiheit des Gewissens in allen Ländern zu feiern und sie an einem einzigen Punkte der Welt zu ächten. Auch machte es der Erhaltungstrieb scharfsichtiger und logischer als jene frommen Ritter des katholischen Liberalismus, die von entgegengesetztem Feuer brannten, indem sie sich der weltlichen Macht des Papstes und zugleich der Freiheit weihten. Dieses Mißverständniß mußte bald gehoben werden, und nichts beschleunigte mehr den offenen Bruch als die große liberale Kundgebung auf dem katholischen Congreß in Mecheln im August 1853. Es war der ehemalige Schüler Lamennais Montalembert, der die Initiative ergriff in Worten, die in eigenthümlicher Weise an den alten Mann, den stürmischen Redacteur des Avenir erinnerte. Man muß die beiden Reden im

Zusammenhange lesen, die er am 20. und 21. August hielt, und die in einer Broschüre herausgegeben wurden. Mit glänzender Beredtsamkeit fassen sie alle Principien des liberalen Katholicismus zusammen, ohne ihre Inconsequenzen zu übersehen. In diesen feurigen Reden macht sich Montalembert sein Gut in dem Erbe Cavours wieder zu eigen, und entwickelt von Neuem den berühmten Wahlspruch: die freie Kirche im freien Staat! Freilich beginnt er mit Vorbehalten. Er nennt den berühmten Minister, der die Einheit Italiens begründet hat, einen großen Verbrecher. Er versucht es nicht ohne Mühe nachzuweisen, wie seine Gedanken über völlige Unabhängigkeit mit der römischen Theokratie sich vereinigen lassen, und wie nach jenem berühmten Worte die beiden Gewalten in Rom vereinigt sein müssen, um anderswo getrennt zu sein. Allein alle diese Concessionen, die bei ihm vollkommen aufrichtig sind, lassen seine energischen liberalen Forderungen nur mehr hervortreten. Er erklärt laut, in der Vergangenheit sei nichts zu bedauern, die Kirche müsse dem alten Regiment entschlossen den Rücken wenden und die großen modernen Freiheiten der allgemeinen Abstimmung, der Association, der Presse und des Cultus aufrichtig benutzen. Dieser letzten Freiheit widmet der große Redner seine ganze Rede, um alle Mißverständnisse zu heben.

Wir wollen ihn selbst reden lassen; später wird sich zeigen, welche Bedeutung die nachfolgenden Worte in der Geschichte des Katholicismus unserer Zeit haben.

„Von allen Freiheiten, die ich bisher vertheidigte, ist die Freiheit des Gewissens nach meiner Ansicht die kostbarste, heiligste, berechtigtste, nothwendigste. Alle Freiheiten habe ich geliebt und ihnen gedient; aber ich rühme mich, der Streiter der letzteren zu sein.

„Noch heute nach so vielen Jahren, so vielen Kämpfen und so vielen Niederlagen kann ich nur mit ungewöhnlicher Bewegung davon reden. Ja, man muß alle Freiheiten lieben, ihnen allen dienen; aber von allen verdient die religiöse Freiheit die zarteste Rücksicht, fordert die unbedingteste Hingebung; denn sie schwebt in den höchsten, reinsten Regionen; sie ist es, deren Herrschaft von den Tiefen des individuellen Gewissens bis zu den offensten Kundgebungen des nationalen Lebens sich erstreckt. Sie allein erleuchtet zwei Leben und

zwei Welten, das Leben der Seele wie das Leben des Leibes, den Himmel wie die Erde. Sie allein geht alle Menschen ohne Ausnahme an, den Armen wie den Reichen, den Starken wie den Schwachen, die Völker wie die Könige, das geringste unserer Kinder wie das Genie eines Newton oder Leibnitz.

„Und doch — seltsame, schmerzliche Sache! — ist es diese Freiheit, die zarteste, von allen am meisten gefährdete, die man nur mit der Fingerspitze zu berühren sich scheuen muß; sie ist es, die, allenthalben als Recht, in der Theorie verkündet, in der That fast allenthalben am wenigsten verstanden, am wenigsten geachtet, am wenigsten vor tausend rohen oder treulosen, zu oft unbemerkten oder ungestraften Angriffen bewahrt wird.

„Man muß mir übrigens zugeben: die enthusiastische Hingebung für die religiöse Freiheit, die mich beseelt, ist bei den Katholiken nicht allgemein. Sie wollen sie wohl für sich, und damit haben sie kein großes Verdienst. Im Allgemeinen will jeder Mensch jede Freiheit für sich selbst. Allein die religiöse Freiheit an sich, die Freiheit des Gewissens eines Andern, die Freiheit des Cultus, den man verwirft, beunruhigt viele unter uns und schreckt sie ab.

„Ich bin also für die Freiheit des Gewissens im Interesse des Katholicismus ohne Hintergedanken und ohne Bedenken. Unbedenklich nehme ich alle ihre Consequenzen an, alle die, welche die öffentliche Moral nicht verwirft und die Billigkeit gebietet. Das führt mich zu einer zarten aber wesentlichen Frage. Ich will ohne Umschweife darauf eingehen, weil ich in allen Discussionen dieser Art immer die Nothwendigkeit erkannt habe, der bei den Gegnern der Freiheit der Katholiken zu natürlichen und oft sehr aufrichtigen Besorgniß entgegenzukommen. Kann man heutzutage die Freiheit für die Wahrheit fordern, d. h. für sich — denn jeder, wenn er aufrichtig ist, glaubt in der Wahrheit zu sein — und sie dem Irrthum, d. h. denen, die nicht denken wie wir, verweigern?

„Ich antworte entschieden: Nein. Hier, ich fühle es wohl, incedo per ignes. Auch beeile ich mich, noch einmal hinzuzufügen, daß ich eben nur eine individuelle Meinung aussprechen will: ich beuge mich vor allen Schrifttexten, allen Kanones, die man mir anführen wird. Keinen werde ich bestreiten, über keinen disputieren.

Allein ich kann heute die Ueberzeugung nicht verleugnen, die mein Gewissen und mein Herz erfüllt. Ich kann nicht umhin, sie auszusprechen, nachdem ich seit zwölf Jahren die Versuche der Wiederherstellung der Menschen und Dinge gelesen habe, die niemand in meiner Jugend, niemand unter den Katholiken zu vertheidigen gedachte. Ich erkläre es also: einen unüberwindlichen Abscheu empfinde ich vor allen Qualen und Gewaltthaten, die man unter dem Vorwande, damit der Religion zu dienen oder sie zu vertheidigen, der Menschheit zugefügt hat. Die von einer katholischen Hand angezündeten Scheiterhaufen erregen eben so sehr meinen Abscheu als die Blutgerüste, auf denen die Protestanten so viele Märtyrer hingeopfert haben. Der Knebel, welcher irgend einem in den Mund gesteckt wird, redet aufrichtig für seinen Glauben; ich fühle ihn zwischen meinen eigenen Lippen und ich empfinde einen Schauder vor Schmerz. Der spanische Inquisitor, der zum Ketzer spricht: Die Wahrheit oder der Tod! ist mir eben so verhaßt als der französische Terrorist, der zu meinem Großvater sagte: Die Freiheit, die Brüderlichkeit oder der Tod! Das menschliche Gewissen hat das Recht zu fordern, daß man ihm nie mehr diese scheußliche Alternative stelle."

Gewiß, solche Sprache läßt an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig. Von der liberalen katholischen Partei mit Begeisterung aufgenommen, obschon sie Einigen als übertrieben erscheinen mußte, erregte sie in der entgegengesetzten Partei heftigen Unwillen, zumal bei der eifrigen Mitte des römischen Jesuitismus; denn Montalembert hatte an die Grundprincipien dieser mächtigen Schule und an die Grundlage ihrer Privatlehre kühn die Hand gelegt. Wir haben Grund zu glauben, daß unmittelbar nach dem Congreß in Mecheln und in Folge aller Einsprüche und Denunciationen, zu denen er Anlaß gegeben, die Encyclica vom 8. December 1864 vorbereitet worden ist. Liest man sie ohne Vorurtheil und gibt den Worten ihren naturgemäßen Sinn, so ist es unmöglich, darin nicht die klarste Zurückweisung alles dessen zu finden, was Montalembert mit einer edeln Leidenschaft auf der Tribüne des Congresses gefordert hatte.

„Ihr wisset wohl", so heißt es, „ehrwürdige Brüder, heutzutage fehlt es nicht an Menschen, welche auf die bürgerliche Gesellschaft das gottlose und absurde Princip des Naturalismus, wie sie es nennen,

anwenden und zu lehren wagen, „die Vollkommenheit der Regierungen „und der bürgerliche Fortschritt fordern, daß die menschliche Gesellschaft „constituiert und regiert werde ohne Rücksicht auf die Religion, als „wenn sie nicht existierte, oder wenigstens ohne irgend einen Unter„schied zwischen den wahren und den falschen Religionen zu machen.“ Noch mehr, gegen die Lehre der Schrift, der Kirche und der heiligen Väter scheuen sie sich nicht zu behaupten, „die beste Regierung sei „die, welche der Macht nicht die Pflicht auferlegt, die, welche sich „gegen den katholischen Glauben versündigen, mit gesetzlichen Strafen „zu verfolgen, es sei denn, daß die öffentliche Ruhe es erfordere.“ Von dieser unbedingt falschen Vorstellung der socialen Regierung ausgehend, tragen sie kein Bedenken, die irrige Meinung zu begünstigen, welche der katholischen Kirche und dem Heil der Seelen so verderblich ist, und die unser Vorgänger seligen Andenkens, Gregor XVI., als Wahnsinn bezeichnete, „die Freiheit des Gewissens und des Cultus „sei ein jedem Menschen eigenes Recht, welches durch das Gesetz aus„gesprochen und in jedem wohl eingerichteten Staat gesichert werden „müsse, und die Bürger hätten Anspruch auf die volle Freiheit, ihre „Meinungen, welche sie auch sein möchten, laut und öffentlich kund „zu geben, durch das Wort, durch den Druck oder in anderer Weise, „ohne daß die kirchliche oder bürgerliche Autorität sie beschränken „könnte.“ Indem sie diese verwegenen Behauptungen aufstellen, bedenken und beachten sie nicht, daß sie die Freiheit des Verderbens predigen, und daß, wenn es den menschlichen Meinungen immer erlaubt ist, alles zu bestreiten, es nie an Menschen fehlen wird, die der Wahrheit zu widerstehen und ihr Vertrauen auf das Gerede der menschlichen Weisheit zu setzen wagen, eine sehr verderbliche Eitelkeit, welche der Glaube und die christliche Weisheit sorgsam vermeiden müssen, nach der Lehre unsers Herrn Jesu Christi selbst.

„Und weil, wo die Religion aus der bürgerlichen Gesellschaft verbannt, die Lehre und Autorität der göttlichen Offenbarung verworfen wird, da sogar der wahre Begriff der Gerechtigkeit und des menschlichen Rechts sich verdunkelt und verloren geht, so tritt die materielle Gewalt an die Stelle der wahren Gerechtigkeit und des gesetzlichen Rechts. Daher kommt es eben, daß gewisse Menschen, die den sichern Grundsätzen der gesunden Vernunft keine Rechnung

tragen, zu erklären wagen, „der Wille des Volkes, der sich kund „gebe in dem, was sie öffentliche Meinung nennen, oder in anderer „Weise, sei das höchste Gesetz, unabhängig von jedem göttlichen und „menschlichen Recht, und auf dem politischen Gebiet hätten die voll„endeten Thatsachen, eben damit, daß sie vollendet seien, Rechtskraft.“

„Wer erkennt nun nicht sehr wohl, daß eine den Gesetzen der Religion und der wahren Gerechtigkeit entzogene Gesellschaft kein anderes Ziel haben kann, als Reichthümer aufzuhäufen, und in allen ihren Handlungen kein anderes Gesetz befolgen wird, als die unbändige Begierde, ihre Leidenschaften zu befriedigen und ihren Interessen zu dienen? Darum hegen die Menschen von dieser Gesinnung einen wüthenden Haß gegen die religiösen Orden ohne Rücksicht auf die unermeßlichen Dienste, welche diese der Religion, der Gesellschaft und den Wissenschaften geleistet haben; sie sagen, dieselben hätten keinen gesetzlichen Grund zu existieren, und so machen sie sich zum Echo der Verläumdungen der Ketzer. Es ist in der That so, wie Pius VII., unser Vorgänger seligen Andenkens, sehr weise lehrte: „Die Aufhebung der religiösen Orden verletzt die Freiheit, öffentlich „die evangelischen Rathschläge zu befolgen; sie verletzt eine Lebens„weise, welche von der Kirche als der Lehre des Apostels entsprechend „empfohlen wird; sie verletzt endlich jene berühmten Stifter selbst, „die wir auf den Altären verehren und die jene Orden nur in Folge „göttlicher Eingebung gegründet haben.“

„Sie gehen noch weiter und erklären in ihrer Gottlosigkeit, man müsse den Gläubigen und der Kirche die Erlaubniß nehmen, im Namen der christlichen Liebe öffentlich Almosen zu geben und das Gesetz abschaffen, „welches für bestimmte Tage die Knechtsdienste verbietet, um an dem Gottesdienst Theil zu nehmen“, und das unter dem sehr falschen Vorwande, jene Erlaubniß und dieses Gesetz stehe mit den Grundsätzen der guten Volkswirthschaft im Widerspruch.

„Nicht zufrieden mit der Verbannung der Religion aus der Gesellschaft, wollen sie sie selbst aus dem Schooße der Familie ausschließen. Indem sie den verderblichen Irrthum des Communismus und Socialismus lehren und bekennen, behaupten sie, „die häusliche „Gesellschaft oder die Familie habe den ganzen Grund ihres Daseins „aus dem rein bürgerlichen Recht, folglich kämen alle Rechte der Eltern

„über die Kinder und vor Allem das Recht des Unterrichts und der „Erziehung aus dem bürgerlichen Gesetz und seien davon abhängig." Für diese Menschen der Lüge ist das Hauptziel solcher gottlosen Grundsätze und Machinationen, den Unterricht und die Erziehung der Jugend der heilsamen Lehre und dem Einfluß der Kirche zu entziehen, um durch die verderblichsten Irrthümer und durch jede Art von Lastern die zarte und biegsame Seele der jungen Leute zu beflecken und zu verderben. In der That, alle die, welche es unternommen haben, die religiöse und sociale Ordnung umzustürzen und alle göttlichen und menschlichen Gesetze zu vernichten, haben immer und vor Allem ihre Pläne, ihre Thätigkeit und ihre Anstrengungen darauf gerichtet, die Jugend zu täuschen und zu verderben, weil sie, wie wir oben angedeutet haben, alle ihre Hoffnung auf die Verderbniß der jungen Generationen setzen.

„Unterlasset auch nicht zu lehren, daß die königliche Macht nicht allein zur Regierung dieser Welt anvertraut wird, sondern vornehmlich auch zum Schutz der Kirche, und daß für die Häupter der Staaten und die Könige nichts vortheilhafter und ruhmvoller sein kann, als sich den Worten gemäß zu verhalten, die unser sehr weiser und sehr muthiger Vorgänger, der heil. Felix, an den Kaiser Zeno schrieb, er möge die katholische Kirche sich durch ihre eigenen Gesetze regieren lassen und keinem gestatten, ihrer Freiheit ein Hinderniß in den Weg zu legen. . . . Gewiß ist es in ihrem Interesse, so oft es sich um die Angelegenheiten Gottes handelt, genau der Ordnung zu folgen, die er vorgeschrieben, und den königlichen Willen dem der Priester Christi unterzuordnen und nicht vorzuziehen."

Unter den vom Syllabus verdammten Sätzen befinden sich folgende:

„Es steht jedem Menschen frei, die Religion anzunehmen und zu bekennen, die er nach der Erleuchtung seiner Vernunft als die wahre ansieht."

„Die Kirche hat keine Macht, Gewalt anzuwenden; sie hat keine directe oder indirecte Macht." IV. 24.

„Die Kirche muß vom Staate und der Staat von der Kirche getrennt werden." 54.

„Die Ehesachen gehören der bürgerlichen Gesellschaft an." 74.

„In unserer Zeit ist es nicht nützlich, daß die katholische Religion als die einzige Religion des Staates mit Ausschluß aller andern Culte betrachtet wird." 77.

„Auch hat in einigen katholischen Ländern das Gesetz vorgesehen, daß die dort sich niederlassenden Fremden ihre besonderen Gottesdienste halten dürfen." 78.

„Es ist falsch, daß die bürgerliche Freiheit aller Culte die Pest des Indifferentismus verbreitet." 79.

„Der römische Pontifex kann und muß sich mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und mit der modernen Cultur aussöhnen und in Einvernehmen setzen." 80.

So vergißt man nicht, was nicht genehmigt, sondern verdammt ist.

Betrachten wir jetzt den Eindruck dieses Documents auf die drei Parteien des Katholicismus in Frankreich, den absolutistischen Ultramontanismus, den liberalen Ultramontanismus und den Gallicanismus in seinen verschiedenen Färbungen. Die erste Partei zu fragen, ist nicht nöthig. Ihre Antwort ist im Voraus bekannt. Ihre Beifallsbezeugungen zeigten den ganzen Uebermuth über einen Sieg und eine Rache. Die beiden Journale Univers und Monde mißbrauchten rückhaltslos den errungenen Vortheil. Sie sahen, wie das Papstthum ihre Lieblingslehren schützte und das ganze System der religiösen und bürgerlichen Tyrannei bestätigte, was sie unablässig verkündeten. Das Haupt der Kirche erklärte in der That, sie allein hätte seine Gedanken recht verstanden, und die Apologeten der Inquisition und der Dragonaden seien die wahren Organe der ewigen Freiheit.

Die zweite Partei, der liberale Katholicismus des Correspondant, begann damit, ihr Haupt vor dem Sturm zu beugen, indem sie innerlich in den Zaum biß. Die päpstliche Verdammung traf sie mitten in's Herz. Man braucht nur die Encyclica und das Manifest Montalemberts in Mecheln zu vergleichen. Entweder entspricht die menschliche Sprache nicht mehr dem Gedanken, den sie ausdrücken soll, oder der Widerspruch zwischen beiden Documenten ist so schneidend als möglich. Die Partei des Correspondant hätte in diesem Schweigen verharren sollen. Jedenfalls ist eine Encyclica kein Dogma, sie gestattet Vorbehalte. Unglücklicherweise glaubte der Bischof von

Orleans keine Klugheit beobachten zu müssen, die zugleich Würde war. Im Zorn über den Vortheil, den die Feinde der Kirche aus der Encyclica zogen, schrieb er eine Broschüre*), um nachzuweisen, daß der hl. Vater goldene Worte geredet und nur die Zügellosigkeit, nicht die Freiheit verdammt habe. In einer nicht ungeschickten Diversion beginnt der feurige Prälat damit, sich jählings in die politische Controverse zu stürzen, indem er ungestüm die Convention vom 15. September 1864 zwischen Frankreich und Italien bespricht, nach welcher die französische Besetzung Roms bald ganz aufhören sollte. Nachdem er Feuer und Flammen gegen einen Vertrag geschleudert, der ihm als ein Verrath erscheint, geht er zur Encyclica über und sucht mit zahllosen spitzfindigen Erklärungen zu zeigen, daß in den Anathemen des hl. Vaters ein verborgener, aber vernünftiger Sinn sei. Das hieß einen neuen Lappen auf das alte Kleid des Vatican setzen und den Riß noch größer machen, nach dem Worte des Evangeliums. Keine Auslegungskunst konnte die trostlose Klarheit des Textes abschwächen; kein distingue konnte verhindern, daß der Schlag ausdrücklich gegen den Bischof von Orleans und seine Freunde gerichtet war. Alle Welt wußte, daß seine Partei Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hatte, um das Erscheinen der Encyclica zu verhindern. Jetzt beweisen wollen, sie sei zu ihrer Befriedigung erlassen, das war einer jener Gewaltstreiche, die gerade durch das Uebermaß der Geschicklichkeit, das sie erfordern, ungeschickt werden. Montalembert hütete sich wohl, diesen Weg zu betreten; er schwieg einige Zeit, und dann entwickelte er genau dieselben Gedanken und dieselben Empfindungen wie früher, wie wenn die Encyclica nicht erschienen wäre. Man kann sich davon überzeugen, wie unverbesserlich er ist, wenn man seine schönen Worte über den nordamerikanischen Krieg liest, die ihm Gelegenheit boten, dem großen angelsächsischen Stamme und der politischen und religiösen Freiheit eine neue Huldigung darzubringen. Wie nichtig sind doch die officiellen Autoritäten im Gebiete des Geistes und der Moral! selbst die, welche sie am meisten achten, behandeln sie als wenn sie nicht existierten.

Die Encyclica beunruhigte indessen viele aufrichtige Gewissen.

*) La convention du 15 septembre et l'encyclique du 8 décembre, Paris 1868.

Dafür haben wir einen sehr merkwürdigen Beweis in einem Buche, welches selbst der Correspondant anzukündigen nicht gewagt hat, obwohl es von einem seiner Mitarbeiter geschrieben ist, nämlich von Metz=Noblat, einem aufrichtigen Katholiken, einem umfassenden, hohen Geiste, der in der wohlbekannten Gruppe der Liberalen von Nancy einen großen Einfluß hat. Dieses Buch hat den Titel: Die Kirche und der Staat. Es besteht aus einer Reihe von Artikeln über die große Frage hinsichtlich des Verhältnisses des Weltlichen zum Geistlichen. Der Verfasser ist sichtbar für die Trennung, ohne sich mit völliger Bestimmtheit auszusprechen. Er schließt sein Werk mit einer sehr wichtigen Erklärung, welche mehr ist als eine bloße Gedankenentwickelung, nämlich die Unruhe des Gewissens selbst, die er den Unklugheiten des römischen Hofes gegenüber offenbart. Er weiß, daß er nicht bloß für sich allein redet, und daß seine Scrupel und Leiden von allen denen getheilt werden, die in dem Katholicismus mit ihren innersten Ueberzeugungen keine guten Geschäfte machen. Daher die Bedeutung dieses edeln und aufrichtigen Protestes:

„Welches sind die Hülfsquellen des Heeres der Zeloten, welches darauf hinarbeitet, über kurz oder lang die Unterordnung des Zeitlichen unter das Geistliche und die mittelbare Herrschaft der Kirche über die Völker zu verwirklichen? Wenn es versucht, im offenen Kampfe zu siegen, wird es bei dem ersten Schritt auf unübersteigliche Hindernisse stoßen. Kann es sie heutzutage überwinden? Nein. Es gelingt ihm nicht, sich auf dem Gebiete, das es einnimmt, zu halten. Unmittelbar nach einer dogmatischen Entscheidung werden die Hindernisse noch größer sein, und es wird weniger Bundesgenossen, weniger Hülfstruppen, vielleicht weniger Soldaten haben, und mehr überwacht, mehr gefesselt, mehr angegriffen werden. Von da an wird seine beste Waffe die List sein. Es wird sich genöthigt sehen — das ist es schon jetzt —, im Namen der Gerechtigkeit, im Namen des gemeinen Rechts die Freiheit für die Kirche zu fordern, indem es seine Hintergedanken und seine endlichen Ziele verheimlicht. Es wird sein Ziel verdecken müssen, um es zu erreichen. Eitele Geschicklichkeit! Es wird dabei seine Ehre verlieren, ohne Erfolg zu haben. Das Manöver ist bekannt. Hundertfach wird es von der Presse aufgedeckt und vereitelt werden. So ist es schon jetzt. Wie wird es

sein, wenn niemand mehr sagen kann: „Ich bin Katholik und doch trachte ich nicht darnach, die Herrschaft der Kirche über den Staat einzuführen?"

„Schwächung der Sache der Freiheit der Kirche, Stärkung des Feldlagers der Gegner: das wären unfehlbar die Folgen der Dogmatisierung der Ansichten, welchen die Encyclica Quanta cura, man kann es sich nicht verhehlen, einen Theil der verlornen Autorität wiedergibt. Hoffen wir, daß es dabei bleibt, und daß eine obligatorische Definition eine schon sehr schwierige Lage nicht noch unangenehmer macht."

Der Eindruck der Encyclica war bei der gallicanischen Partei der Kirche sehr bedeutend. Alle hevorragenden Männer, die ihr angehörten, wurden in ihrem Herzen getroffen. Ihre eigenthümliche Lehre über die Nichtunfehlbarkeit des hl. Vaters, sobald er in seinem eigenen Namen redet, gestattete ihnen, die Encyclica als eine einfache, zwar beklagenswerthe, aber die Gewissen nicht bindende, römische Kundgebung zu betrachten. Es wäre jedoch sehr wünschenswerth gewesen, daß diese Unterscheidung etwas entschieden gemacht worden wäre, um die mißlichen Folgen der päpstlichen Erklärungen, deren Wirkung ungeheuer war, zu neutralisieren. Die französische Regierung hatte ein treffliches Mittel gefunden, ihnen mehr Wiederhall zu geben; es bestand darin, daß sie ihre amtliche Verkündigung unter dem Vorwande, sie verstießen gegen das öffentliche Recht des Landes, verboten. Da dieses Verbot erlassen wurde, nachdem die Presse die Encyclica schon tausendfach allenthalben hin verbreitet hatte, so diente es nur dazu, die liberale Stimmung für ein Document zu interessieren, welches die thörichte Verdammung derselben war. Indem der Staat seine schwerfällige Hand an diese Sache legte, fand er das sichere Mittel, sie zu verwickeln und zweideutig zu machen.

Die Encyclica war der Wassertropfen, der für einen der hervorragendsten Vertreter des liberalen Gallicanismus den Becher überlaufen ließ. Huet, der seit dem Tode Bordas-Demoulins allein auf der Bresche geblieben war, hatte viele Mühe, irgend eine Uebereinstimmung zwischen seinem kühnen Liberalismus und der katholischen Kirche zu bewahren. Diese Uebereinstimmung wurde ihm völlig unmöglich, nachdem der Papst mit der modernen Gesellschaft mit einer

Kühnheit und Freimüthigkeit, welche alles übertraf, was man in dieser Art je gesehen, offen gebrochen hatte. Unglücklicherweise ließ sich Huet von der Reaction hinreißen, der er sich sogar bis über die Grenzen des Christenthums hinaus hingab, und schloß sich an die Gegner der Offenbarung an, wie man aus dem Buche von so brennendem Interesse ersehen kann, worin er die Geschichte der Entwickelung seiner Gedanken erzählt, und welches den Titel führt: Die religiöse Revolution im neunzehnten Jahrhundert.

„Unser Zeitalter", sagt er, „hat nur einen Katholiken gekannt, den man liberal nennen kann in demselben Sinne, in welchem man den modernen Reformatoren des Protestantismus und des Judenthums diesen Namen gibt. Dieser Katholik ist Bordas. Dieser wußte den Nachfolgern Petri zu widerstehen. Auf den Trümmern aller Mißbräuche faßte er den kühnen Plan, für die verschiedenen Stände der Kirche, die Laien eingeschlossen, die ursprüngliche christliche Freiheit wiederherzustellen. Allein der Erfolg hat nur zu sehr bewiesen, daß Bordas nicht der Mann seiner Zeit war; er hätte im sechszehnten Jahrhundert geboren werden müssen. Er ist gestorben als Katholik dem Namen nach; in Wirklichkeit aber war er vielleicht der echteste, vollständigste Protestant seiner Zeit.

„Drei Ereignisse von unermeßlicher Bedeutung und Tragweite bezeichneten die Regierung Pius' IX. und gaben den Katholicismus für immer der Herrschaft des Ultramontanismus preis, nämlich: die Definition des neuen Dogmas von der unbefleckten Empfängniß im Jahre 1854, das österreichische Concordat von 1855 und die Encyclica von 1864. Diese Thatsachen schließen den Katholicismus in einen Kreis ein, aus dem er unmöglich herauskommen wird.

„Wir reden hier nicht von Theologie, wir handeln von der Geschichte einer religiösen Bewegung. In dieser Hinsicht erscheint uns die Verkündigung der unbefleckten Empfängniß als die bemerkenswertheste Thatsache, welche die Annalen des Katholicismus seit mehr als einem Jahrhundert berichten. Es hat seinen Grund in der ganzen Indifferenz des Ergebnisses oder in der ganzen Sicherheit des Erfolgs bei unsern Zeitgenossen, daß das Ereigniß fast unbemerkt vorübergegangen ist. Halten wir jedoch das Datum des 8. December 1854 fest; es bezeichnet das Aufkommen eines neuen Katholicismus,

den man uns gestatte einen Katholicismus bis auf's Aeußerste zu nennen, mit welchem der moderne Geist, die moderne Gesellschaft keinen Frieden hoffen kann.

„Man trug Sorge, daß die mit dem Papstthum rivalisierende Macht, der Episcopat, nicht allein vernichtet, sondern erniedrigt würde, was die unwiederherstellbarste Form der Zerstörung ist. Darauf hatte man es abgesehen, als man zweihundert Bischöfe nach Rom kommen ließ. Man verbot ihnen jede Berathung, und stumm und willfährig wohnten sie dem feierlichsten Act des katholischen Lebens, der Definition eines Dogmas bei. Von da an stiegen sie von der Autorität der Hirten zum Range der Heerde herab. Die Unfehlbarkeit des Papstes, welche Frankreich so viele Jahrhunderte hindurch scheitern ließ, fungierte öffentlich unter dem Beifall der katholischen Welt. Die Theokratie Gregors VII. stand mit größerer Autorität wieder auf. Die doctrinellen und politischen Folgen haben nicht auf sich warten lassen, und die Zukunft wird sie vollends zur Entwickelung bringen.

„Ich weiß, daß ehrenwerthe Mitglieder des Klerus im Stillen tadeln, seufzen, hoffen; allein kann der Katholicismus wieder zurück gehen? Auf der Stelle, wo sie steht, hat die Kirche, so zu sagen, ihre Schiffe verbrannt. Jede Hoffnung auf Reform ist verloren.

„Die fruchtbare Bewegung des modernen Lebens zieht sich von der durch das ultramontane Dogma unbeweglich gemachten, der Gegenrevolution verfallenen alten Kirche zurück. Der Aberglaube breitet in ihr sein Reich aus, welches nur die Spitzfindigkeiten der scholastischen, rabbinischen Wissenschaft verträgt. Bordas hat das Schicksal des Katholicismus vorhergesagt, wenn er sich nicht reformierte. Der Neukatholicismus oder Marianismus hat sich dogmatisch unvereinbar gemacht mit dem wissenschaftlichen Fortschritt, wie mit dem politischen und socialen. Indem sich die Religion von den aufgeklärten Ständen zurückzieht, wird sie die Religion der Landbewohner und wird so sterben wie der erste römische Paganismus. Einige durch die Vorurtheile der Gewohnheit und der Erziehung irregeführte auserlesene Seelen, einige Metaphysiker der Vergangenheit werden noch im Schatten des alten Heiligthums Schutz finden können; für die Massen ist das wahre geistige und sittliche Leben von dieser

Seite versiegt. Die Regierung Pius' IX. bezeichnet das verhängnißvolle Datum des äußersten Verfalls."

Das ist der Eindruck der Encyclica auf einen aufrichtigen und ernsten Mann. Es liegt eine wichtige Lehre darin. Huet ist vor Kurzem seinen zahlreichen Freunden entrissen; ihre hingebendste Achtung begleitet ihn; denn man brauchte ihn nur zu kennen, um seine unwandelbare Liebe zur Gerechtigkeit und Freiheit zu bewundern.

Der Schwindelgeist, der das Papstthum zu diesem unklugen Act getrieben hat, scheint sich einen Augenblick der ganzen katholischen Kirche Frankreichs mitgetheilt zu haben. Im Jahre 1868 hat sie den beklagenswerthesten Feldzug unternommen, der am meisten geeignet war, die Zahl der Abfälle wie der des Huet zu vermehren. Die neuen Angriffe gegen den Universitäts-Unterricht waren eine Gelegenheit zu einer sehr unschuldigen Neuerung für den Minister des öffentlichen Unterrichts. Um die Unterweisung der jungen Mädchen zu fördern, machte er ihnen die in den bedeutendsten Städten Frankreichs von Professoren der Lyceen sehr gut gegebenen Lehrcurse zugänglich. Es liegt in der That in diesem Plane nichts Auffallendes. Den Hausmüttern steht es frei, ihre Töchter in diese Lehrcurse, die überdieß in religiöser Hinsicht völlig neutral sind, zu schicken oder nicht. Allein die Kirche versteht es nicht so. Sie betrachtet die Erziehung des weiblichen Geschlechts als ihr Eigenthum und als ihre Privatdomaine. Diese ihr streitig machen ist nach ihrer Ansicht ein wahres Attentat, eine gehässige Anmaßung der Gewalt. Das hat der französische Episcopat wohl empfunden und zahlreiche Broschüren und Verordnungen erlassen, um den schwarzen Plan, Laienunterricht den jungen Mädchen zu geben, welche nach ihrem Ausdruck auf den Knieen der Kirche erzogen werden müssen, zur Anzeige zu bringen. Es gibt nichts Armseligeres als diese bischöfliche Prosa, die nur zu seufzen und in langen Trauerkleidern einherzugehen weiß wie ein Klagelied. Unglücklicherweise hilft diese melancholische Literatur im Allgemeinen ihren Abgeschmacktheiten durch einige Denunciationen auf, und die Männer der Freiheit müssen die Kosten ihrer Thränen zahlen. Sie will nicht umsonst weinen.

Bald nahm die specielle Frage einen größeren Umfang an. Nicht allein der Unterricht der jungen Mädchen wurde verhandelt,

sondern der ganze Universitäts-Unterricht. Ein großer Petitionssturm wurde organisiert, wobei immer der Bischof von Orleans voran ging. Dieser warf das Feuer in das Pulverfaß durch seine Broschüre über die Besorgnisse des Episcopats, worin er alle beunruhigenden Symptome des Materialismus im Unterricht der französischen Facultäten die Revue passieren läßt. In seltsamer Unachtsamkeit aber billigt er eine Petition, welche die Freiheit des Unterrichts fordert mit Berufung auf die Aufsicht des Staates und das Einschreiten desselben gegen die freien Associationen, die das Unrecht begehen, ihm zu mißfallen. Wir wären auf seiner Seite, wenn er offen die Freiheit des Unterrichts für alle Stufen forderte. Immer mehr sind wir davon überzeugt, daß, wenn auch der Staat die Verbreitung des Wissens so viel als möglich befördern soll, das Unterrichten doch nicht unmittelbar seine Sache ist, weil er in Augenblicken der Unterweisung ein philosophisches oder religiöses oder politisches System haben muß, und wir dann eine Staats-Religion, Staats-Philosophie, Staats-Geschichte haben. Wir sind eben so besorgt über das Eindringen des Materialismus in den Unterricht wie irgend Einer; aber die Freiheit allein hat die Uebel der Freiheit zu heilen. Man hebe die Monopole auf; dann gibt es kein Vorrecht mehr für irgend eine Schule. Mehr wollen wir nicht. Die katholische Partei will etwas ganz Anderes. Sie will ihren Gegnern den Mund verschließen und den Staat als ihren Gendarmen benutzen. Nicht zufrieden damit, daß sie in derselben Petition, worin sie die Freiheit des Unterrichts fordert, das Einschreiten des Staates beansprucht, läßt sie andere Petitionen fabricieren gegen die Volks-Bibliotheken, die sie nach ihrem Gutdünken sichten will. Denn nach ihrer Ansicht sind das Sophisten, welche wie Jules Simon erklären, Gott habe nicht nöthig durch das Gesetz verboten zu werden. Da hat das Ohr dieses Bastard-Liberalismus, übrigens ein sehr hartes Ohr, ein Ende; denn es hört nicht die Beschränkungen in den Lehrcursen, die er amtlich schließen lassen möchte, welche ihre Anklagen zu nichte machen würden. Man erinnert sich, wie sehr sich im vorigen Jahre ein gewisser Doctor Machelard lächerlich gemacht hat, der beim Senat eine Gotteslästerung zur Anzeige brachte, die er gehört zu haben behauptete. Es fand sich, daß dieser treue Zeuge ein Tauber war, der nur seinen eigenen Verdacht gehört hatte.

Nichts bringt die Religion mehr in Mißachtung als die durch die berüchtigte Petition der Familienväter im Senat veranlaßte Berathung. Zunächst ist der Senat im Stande, alles zu bewahren, was man will, mit Ausnahme der Religion. Mag er auch die Bank der Cardinäle haben; das ist eine schwach apostolische Körperschaft. Er hat ohne Zweifel viele Erfahrung, wie man sie im Dienste von drei oder vier auf einander folgenden Regierungen erlangt; allein sie läßt sich mit dem Eifer des Glaubens schlecht vereinigen. Jede religiöse Angelegenheit, sei sie eine protestantische oder eine katholische, wird vor dem Senat eine traurige Figur machen. Die Marschäle, welche die Gottheit Jesu Christi bekennen, indem sie sich den Schnurrbart drehen oder die Hand an den Degengriff legen, machen einen mehr komischen als erbaulichen Eindruck. Was die Cardinäle betrifft, so berufe ich mich auf ihre Reden. Gibt es viele Freunde der Religion, die nicht etwas darum gegeben hätten, daß sie nicht gehalten wären? Das einzige Resultat dieser Debatten im Senat gegen den Materialismus und für den wahren Glauben war dieß, daß sie für Sainte-Beuve die Gelegenheit boten, stolz die Fahne der freien Philosophie zu entfalten und alle Spötter auf seine Seite zu bringen. Ein leichter Erfolg gegenüber so vieler Ungeschicklichkeit. Der Minister des öffentlichen Unterrichts beschränkte sich darauf, schüchtern über die mildernden Umstände zu reden, ohne einen Augenblick die Debatte zur Höhe der Principien zu erheben. Er konnte es nicht; denn er wollte eben so wenig die wahre Freiheit als seine Gegner. Er wollte nur eine Tagesordnung erlangen, die in seiner Stellung nichts veränderte.

Von allen diesen Debatten ist nichts übrig geblieben als Erbitterung und Mißverständniß; die antireligiöse Reaction allein hat ihren Vortheil darin gefunden. Dahin brachte es der hübsche Feldzug, den die Bischöfe in dem Augenblick eröffneten, als die Encyclica hinreichte, den Katholicismus in Mißachtung zu bringen und damit zugleich das Christenthum, welches mit seiner im Lande des freien Gedankens am meisten bekannten Form stets verwechselt wird.

Dieser beklagenswerthe Petitionssturm an den Senat gegen die Universität darf uns nicht den wirklichen Stand der Dinge aus dem Auge verlieren lassen; der ist immer eine tiefe Spaltung innerhalb

des französischen Katholicismus. In Paris zumal gibt sich diese Spaltung kund. Auf der einen Seite stehen die religiösen Orden, die Jesuitenhäuser, die sich in Folge ihres unbestreitbaren Erfolges im Unterricht und vornehmlich in der Vorbereitung auf die hohen Militärschulen der Regierung im Laufe der letzten Jahre erheblich vermehrt haben. Rings um die Kirche der heil. Genofeva ist eine ganze gewandte, eifrige, religiöse Welt, eine Art römischer Colonie mitten in Paris, welche die ultramontanen und absolutistischen Traditionen bewahrt. An ihrer Spitze stehen monsignori wie von Ségur, ehemaliger Kammerherr des Papstes, der so lange die Rolle eines officiösen Legaten gespielt hat, direct mit dem Vatican correspondierte und über die Lehre der kirchlichen Oberen Kunde gab. Diese Unordnung hat aufgehört; der Erzbischof von Paris duldet diese Inquisition eines Untergebenen nicht mehr. Zugleich hat er den Eintritt in die Häuser der Jesuiten erzwungen. Die Partei der zelanti findet mächtige Stützen im Faubourg St. Germain, in den großen Familien der legitimistischen Aristokratie. Auch die entgegengesetzte Richtung ist in Paris sehr mächtig. Die Facultät der Theologie mit ihrem gelehrten Decan Maret gehört ihr an. Dieselbe Richtung finden wir bei dem Erzbisthum. Darboy ist einer der gelehrtesten und aufgeklärtesten Priester des gegenwärtigen Klerus.*) Seine feine, ausdrucksvolle Figur hat das Gepräge der Auszeichnung und der Strenge. Seine Frömmigkeit ist voll Begeisterung, und nichts ist rührender als seine Ansprachen. Er verabscheut alle ultramontanen Uebertreibungen. Leidenschaftlich liebt er Frankreich und seine Herrlichkeit. Er seufzt über die Thorheiten, welche die Zukunft der Religion und des modernen Geistes gefährden. Unglücklicherweise sucht er viel zu sehr seinen Stützpunkt bei der Staatsgewalt. Er begnügt sich nicht damit, ihr eine große Ehrerbietung zu beweisen; er ist ein Freund der höchsten Stufe. Seine Rede bei Gelegenheit der ersten Communion des kaiserlichen Prinzen hat das Maß der amtlichen Achtung vor der Regierung überschritten. Das ist eine Seite des alten Gallicanismus, die er um jeden Preis aufgeben müßte; denn diese Abhängigkeit schadet der Religion mehr, als ihr die schönen

*) Vor dem Tode Darboys geschrieben.

Apologieen nützen. Wir sprechen dieses Bedauern mit vollem Freimuth aus, eben wegen der Sympathie, die uns ein Bischof einflößt, welcher so sehr geeignet ist, den Strom der ultramontanen Thorheiten aufzuhalten. Von dem Verdachte der zelanti hat er viel zu leiden gehabt; alle Welt weiß, daß er in Rom sehr übel angesehen werde. Seine persönliche Auszeichnung und seine Beredtsamkeit beseitigten die Vorurtheile, als er seine Sache vor dem Papst führen konnte; allein die Stimmen der Verkläger bekamen wieder die Oberhand, sobald er abgereist war. Denn beide Richtungen sind fundamental und radical unvereinbar.

Der Erzbischof von Paris hat einen jungen, aufgeklärten, liberalen Klerus nach Paris gebracht oder wenigstens in seiner Umgebung aufkommen lassen, welcher der französischen Kirche eine schöne Zukunft sichern würde, wenn nicht die entgegengesetzte Strömung so stark und stets von der höchsten kirchlichen Autorität begünstigt wäre.

Der kühnste Schritt des Erzbischofs war der, daß er den Pater Hyacinth die Kanzel von Notre-Dame besteigen ließ, den Mann, der in der That den Mantel Lacordaires aufgenommen und die schönsten Tage der religiösen Beredtsamkeit in die Hallen der großen Basilica wieder zurückgerufen hat.

Für jetzt reden wir nur von ihm, ganz abgesehen von dem kühnen Schritt, mit welchem er seinen Orden verlassen hat. Wir nehmen ihn so, wie er war, als er vom Erzbischof aufgefordert wurde, in seiner Kathedrale Adventspredigten zu halten. Der Pater Hyacinth erfüllte seine Predigt mit einem edeln Geist und einem Feuer, woraus alsbald eine Macht und zwar eine Macht der Freiheit wurde. Geboren in einer der Universität angehörenden Familie, durch gründliche classische Studien gebildet, trat er frühzeitig in einen Orden ein und wurde Carmeliter-Barfüßer. Man erkennt sofort in ihm die Gabe der Rede in hohem Grade, die ihm den ersten Rang sichert. Sein erstes Erscheinen in Notre-Dame war ein Triumph. Die Menge kam zwei Stunden vor dem Beginn der Predigt, um ihn zu hören. Er ließ das mächtige Geisteswehen über sie dahinbrausen, welches sie wie Wogen in Bewegung setzte. Seine Physiognomie ist offen und intelligent, sein Organ zitternd. Beständig

scheint er gehoben von der Bewegung seines Geistes und seines Herzens, und in seinen glänzenden Tagen hatte er eine wahrhaft unvergleichlich hinreißende Gewalt. Die Phantasie des Paters Hyacinth ist blühend und großartig; nie erschien sie glänzender, als wenn er die erhabenen Scenen des biblischen Morgenlandes schilderte. In seinen Vorträgen hat er fast nur ziemlich allgemeine Gegenstände behandelt: den persönlichen Gott, die unabhängige Moral, die bürgerliche und die religiöse Gesellschaft. Das Merkwürdigste in seiner Predigt ist eine bewunderungswürdige Weitherzigkeit, vermöge welcher er die wahre Frömmigkeit außer seiner eigenen Kirche erkennt und willkommen heißt.

Ein anderer Zug seiner Predigt ist dieß, daß sie so wenig als möglich priesterlich ist. Der Pater Hyacinth dringt kühn auf die Ausübung des allgemeinen Priesterthums im Familienkreise. Er erklärte, der Vater und die Mutter müßten das häusliche Priesterthum verwalten, und es sei ein großes Unglück der gegenwärtigen Kirche, daß das Volk Gottes dieses erhabene Amt niedergelegt habe.

Man lese folgendes Bruchstück aus dem im Winter 1869 gegen das Pharisäerthum gehaltenen Vortrag:

„Das Pharisäerthum ist in seinem tiefsten Grunde die religiöse Verblendung, die Verblendung der Priester, denen der Buchstabe anvertraut ist, und die ihn um so besser zu bewahren glauben, je weniger sie ihn auslegen, eine Verblendung, die alle Theile des ihnen anvertrauten heiligen Guts berührt, eine Verblendung hinsichtlich des Dogmas — das Vorherrschen der Formel über die Wahrheit, eine Verblendung hinsichtlich der Moral — das Vorherrschen des äußeren Werks über die innere Gerechtigkeit, eine Verblendung hinsichtlich des Gottesdienstes — das Vorherrschen der äußern Gebräuche über die religiöse Gesinnung.

„Verblendung hinsichtlich des Dogmas. — Sie lehrten die Wahrheit. „Auf Moses Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pha„risäer", sagt Jesus Christus. „Alles nun, was sie euch sagen, daß „ihr halten sollt, das haltet und thut; aber nach ihren Werken sollt „ihr nicht thun." Es gibt keinen geoffenbarten, erleuchteten und die Welt belebenden Gedanken ohne Wort, das ihn enthält. Lucerna verbum tuum, Domine. „Dein Wort, o Herr, ist eine Leuchte!"

Allein wenn das Wort sich verschließt, wenn es den Gedanken, wie ein enges, eifersüchtiges Gefängniß einschließt, wenn es ihn verdunkelt, ihn erstickt, — das ist das Pharisäerthum. Das nannte der Apostel St. Paulus die Wahrheit festhalten, aber sie als Gefangene in der Ungerechtigkeit festhalten. Das veranlaßte die sanften Lippen des Heilandes Jesus zu dem schrecklichen Weheruf: „Vae vobis! ihr habt den Schlüssel der Erkenntniß genommen und kommt nicht hinein, und wehret denen, die hinein wollen. Wehe euch!

„Hinsichtlich der Moral ist es das äußere Werk, die Menge der menschlichen Satzungen, die wie eine tyrannische, verwerfliche Last dem Gewissen aufgebürdet werden und es in heillosen Träumen vergessen lassen, daß es ein Gewissen des rechtschaffenen Menschen und ein Gewissen des Christen gibt. Die Pharisäer sagten zu Jesu: „Warum waschen deine Jünger ihre Hände nicht, wenn sie essen, „nach der ältesten Ueberlieferung?" Und der Heiland antwortete ihnen: „Warum übertretet denn ihr Gottes Gebote um eurer Ueber„lieferung willen?"

Allein es gibt keine religiöse Gesinnung mehr, wenn Herz und Gewissen unter der Last der äußeren Satzungen liegen. „Wahrlich", sagte Jesus Christus wieder — denn das Evangelium ist voll davon, das Evangelium ist die ewige Verwerfung des Pharisäerthums — „wahrlich, wie der Prophet Jesaias von euch geredet hat, wenn „er sagt: Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen und Händen; „aber sein Herz ist fern von mir." Cor autem eorum longe est a me.

„Zurück, Männer des Buchstabens; zurück, Feinde aller Menschen! Adversantur omnibus hominibus, wie St. Paulus sagt. Und du, Jesus, mein Heiland und mein Gott, erhebe dich, der du nur zweimal in deinem Leben deinen Zorn kundgegeben hast! Jesus zürnte nicht über die armen Fischer; er setzte sich an ihren Tisch, und als das ehebrecherische Weib ihm zu Füßen fiel, erröthend über ihre Schande und weinend in Folge ihrer Gewissensbisse, da hob er sie auf und sprach: „Gehe hin in Frieden und sündige nicht mehr!" Er hegte auch keinen Zorn gegen die Häretiker und Schismatiker; er setzte sich auf den Brunnen Jakobs neben die Samariterin und verkündete ihr mit dem Heil, das von den Juden kommt, quia salus

ex Judaeis est, die Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Allein Jesus war zweimal zornig: er war zornig, mit der Geißel in der Hand, über die, welche göttliche Dinge im Tempel verkauften, und zornig, mit dem Weheruf im Munde, über die, welche die göttlichen Dinge im Gesetze verkehrten.

„Erhebe dich also, sanftes Lamm, in deinem friedevollen Zorn gegen die Feinde aller Menschen und gegen die wahren Feinde des Reiches Gottes und treibe sie aus dem Tempel!

„So ist die Synagoge zu Grunde gegangen und die christliche Kirche aufgebaut.

„Meine Herren, wir sind im Begriff, uns wieder für ein Jahr zu trennen; erlauben Sie mir, Sie in diesem Augenblick zu bitten, daß Sie sich mit mir vereinigen in der Hingebung an dieses Reich Gottes, an diese Kirche, dessen Vorhöfe wir durchwandert haben. Das Christenthum ist nicht von heute, noch von gestern; es ist nicht bloß aus der Zeit Jesu Christi und der Apostel; es ist von David, von Moses, von Abraham, von Adam, unser Aller Vater, König und Priester her. Wohlan, in dieser einzigen Religion, in dieser Kirche, deren Form wechselt, deren Gehalt aber unveränderlich ist, o meine Herren und — erlauben Sie mir das Wort, was ich auf dem Herzen habe — meine Freunde, meine Brüder, widmen wir uns nach dem Beispiele der Propheten der Liebe und dem Dienste des Reiches Gottes! Das Reich Gottes ist definitiv im Christenthum, in der katholischen, apostolischen und römischen Kirche aufgerichtet; allein diese Kirche muß, wie ich eben sagte, von Form zu Form, von Klarheit zu Klarheit gehen, transformamur charitate in charitatem, bis sie mit der Menschheit das Alter des vollkommenen Mannes in Jesu Christo erreicht hat.

„Ja, meine Herren, lieben wir die Kirche in jedem Menschen und lieben wir jeden Menschen in der Kirche! Was geht mich seine Lebenslage an? Sei er reich oder arm, unwissend oder gelehrt, omnibus debitor sum, ich bin ihrer aller Schuldner, sagt St. Paulus. Was geht mich sein Vaterland an? Er sei Franzose oder ein Fremdling, Grieche oder Barbar, omnibus debitor sum, antworte ich mit St. Paulus: Ich bin der Schuldner der Barbarei wie der Bildung. Was geht mich in gewissem Sinne, um den

Menschen zu lieben, seine Religion selbst an? Ach, ist er nicht ein Sohn der katholischen Kirche dem Leibe nach, der äußeren Einheit nach, so ist er es vielleicht, er ist es, hoffe ich, der Seele nach, der unsichtbaren Einheit nach. Ist er nicht ein Sohn der katholischen Kirche, weder nach der Seele, noch nach dem Leibe, weder nach dem Geiste, noch nach dem Buchstaben, so ist er es wenigstens in der Vorbereitung der Absichten Gottes. Hat er nicht das Wasser der Taufe an seiner Stirn, so beklage ich es; allein ich sehe an ihr das Blut Jesu Christi; denn Jesus Christus ist für Alle gestorben, indem er am Kreuze der ganzen Welt seine heiligen Arme öffnete! Die Welt gehört Jesu Christo; folglich gehört die Welt der Kirche, wenn nicht thatsächlich, so doch wenigstens der Potenz nach. Lassen Sie mich also alle Menschen lieben; und Sie selbst, lieben Sie alle Menschen mit mir, nicht allein in ihnen, in ihrer beschränkten, irdischen Individualität, sondern in der großen christlichen Gemeinschaft, in der großen Gemeinschaft, die sie alle zu sich ruft!"

Die Seele eines großen Redners ist wie eine Aeolsharfe, nicht unthätig, sondern voll Erregung und Geist, sie vibriert von dem Winde, der um sie her weht. Die Vorträge des Paters Hyacinth waren mehr als eine vereinzelte Kundgebung; sie offenbarten eine allgemeine Geistesstimmung in dem Gebiete, in welchem sie gehalten wurden. Uebrigens steigerte der Zorn, den sie erregten, noch durch die beleidigende Verachtung, die ihnen das Journal Univers bewies, das, was man ihre barometrische Bedeutung nennen könnte. Der Abbé Loyson, der Bruder des Vorsitzenden von Notre-Dame, vertritt auf dem Lehrstuhl der Moral in der theologischen Facultät von Paris einen ganz entschiedenen und mit großem Beifall aufgenommenen Liberalismus.

Freilich wurde Pater Hyacinth auf der Kanzel von Notre-Dame ersetzt durch Pater Felix, der dort bis jetzt regelmäßig die Fastenpredigten gehalten hat. Pater Felix ist die Stimme des Jesuitismus, eine grelle, schneidende Stimme, der es jedoch nicht an Biegsamkeit fehlt. Er stellt in den Dienst der römischen Lehre ein klares, bestimmtes, dem Sophismus abgeneigtes Talent, welches fähig ist, hübsche Wendungen zu machen, um immer wieder zu eben denselben Kniebeugungen vor der päpstlichen Autorität zurückzukom-

men. Im Jahre 1868 hat er zwei Vorträge gegen den Protestantismus gehalten, voll von Galle und Ungerechtigkeit, worin er alle alten Verläumdungen zusammenfaßte. Gewiß, der Contrast zwischen solcher Predigt und den edeln Worten des Paters Hyacinth ist groß; allein dieser Contrast ist der ganze Katholicismus unserer Zeit.

Gern möchten wir jetzt von der katholischen Frömmigkeit reden. Es wäre von großem Interesse, auf diesem Gebiete des praktischen Lebens die beiden Strömungen wiederzufinden, die wir auf dem Gebiete des Gedankens und der Kirche gegen einander gerichtet sahen. Wir würden auf bewunderungswürdige Gestalten hinzuweisen haben, wie die in einem der ergreifendsten Bücher unserer Zeit: Die Erzählungen einer Schwester von Frau Craven, auf die so lieblich poetische Gestalt der Eugenie von Guérin und die des jungen katholischen Theologen Abbé Pérèyve, der jüngst an den Abbé Gratry erinnerte und gewiß einer der edelsten Typen eines tiefen, eifrigen Christenthums ist. Andererseits würden wir sehen, wie die in der Höhe so reinen Wasser in der Ebene sich verändern, verderben und mit dem verwerflichsten Aberglauben sich vermischen, wie der der angeblichen Wunder der Madonna von la Sallette und der Madonna von Lourdes, — lächerliche aber gewinnreiche Mirakel, würdig der betrügerischen Priester des sterbenden Heidenthums. Wir würden hinzuweisen haben auf die Entwickelung eines neuen Cultus, der heutzutage großen Beifall findet, ich meine den Cultus des hl. Joseph, der sich täglich mehr ausbreitet, wie man aus einer ganzen Literatur einer schwachsinnigen Devotion ersehen kann. Das darf man nie vergessen, wenn man den Katholicismus unserer Zeit kennen zu lernen sucht. Zum Führer in diesem so interessanten Studium würden wir eine vortreffliche Schrift haben: Ueber den Geist und den Buchstaben der wahren Frömmigkeit, von einem der ausgezeichnetsten jungen Priester des pariser Klerus, Abbé Michaud, der gegen alle Mißbräuche des wiederaufkommenden Pharisäerthums, gegen alles, was die wahre Religion entnervt und materialisiert, energisch protestiert. Allein dieser Gegenstand ist zu wichtig, als daß wir ihn bloß berühren dürften. Wir haben nur zeigen wollen, daß die Spaltungen im Katholicismus wirklich allgemein sind und die Praxis wie die Theorie berühren.

---

# Drittes Kapitel.

## Die Vorbereitung zum Concil.

Die Ankündigungs-Bulle datiert vom 29. Juni 1868, dem hundertjährigen Jubiläum des Märtyrerthums des hl. Petrus. Jede der beiden Hauptparteien der katholischen Kirche, die eben so ungleich sind an Zahl als an intellectueller und moralischer Bedeutung, hoffte auf dem Concil ihren Triumph oder wenigstens ihren Vortheil zu finden. Die Liberalen suchten sich zu überreden, es würde gewissermaßen die Generalstaaten der Kirche sein und der absoluten Herrschaft der römischen Curie ein Ende machen. Das Papstthum hätte das Zusammenströmen der Bischöfe nach Rom bei Gelegenheit des Jubiläums benutzen können, um durch Acclamation die Anerkennung seiner Unfehlbarkeit zu erlangen. Schien es nicht durch die Zusammenberufung eines Concils eine höhere Autorität anzuerkennen, welche allein im Stande wäre, sein Recht zu bestätigen. Einerseits zählten die Ultramontanen, nachdem sie in den letzten Monaten den Episcopat ihren Ansprüchen geneigt gefunden, auf einen leichten Sieg, der jedem unbequemen Widerstande völlig ein Ziel setzen würde. Aus der Ankündigungs-Bulle läßt sich gar nicht schließen, daß alle Fragen zugleich erörtert werden sollten. „Das ökumenische Concil", so heißt es in jenem Document, „wird mit der größten Sorgfalt prüfen und beschließen müssen, was in diesen betrübten Zeiten zur höchsten Ehre Gottes, zur Integrität des Glaubens, zum Glanz des Gottesdienstes, zum ewigen Heil der Menschen, zur Zucht und gründlichen Unterweisung der Kloster- und Weltgeistlichkeit, zur christlichen Erziehung der Jugend, zum allgemeinen Frieden und zur Eintracht Aller erforderlich ist." Auf dieses Programm kann man das bekannte Wort anwenden: Alles in Allem. Die römische Curie sorgte für eine nähere Erklärung. Die Civiltà cattolica, welche man das amtliche Journal des Papstthums nennen kann, seit ihre Redaction durch ein Breve vom 12. Februar 1866 als eine Art von Congregation organisiert ist, fand dießmal die Freimüthigkeit äußerst geschickt. Am 6. Februar 1869 bezeichnete das Organ der römischen Curie als Hauptgegenstände der Berathung die Unfehlbarkeit des Papstes, die

Himmelfahrt der Jungfrau Maria und die Verkündigung der Lehre des Syllabus. Feßler, der designierte Secretär des Concils, fügte die Frage über das Verhältniß der Kirche zum Staat und über die weltliche Macht des Papstthums hinzu. Die Civiltà cattolica sprach sich über den Syllabus mit einer Bestimmtheit aus, die nichts zu wünschen übrig ließ. „Die liberalen Katholiken fürchten, das Concil möchte die Lehre des Syllabus proclamieren. Die eigentlichen Katholiken, d. h. die große Mehrheit der Gläubigen, hegen eine entgegengesetzte Hoffnung.“ Das ist klar und ohne Umschweife gesprochen. Nach dem Plane derer, die das Concil vorbereiteten, sollte es die unwiderrufliche Verurtheilung des liberalen Katholicismus und der modernen Gesellschaft sein. Die Civiltà fügte hinzu, man habe Grund zu hoffen, daß die Unfehlbarkeit des Papstes nicht discutiert, sondern mit begeisterter Acclamation angenommen werden würde, und erinnerte daran, daß die besten Concile die kürzesten gewesen wären. Diese Worte waren bezeichnend; sie offenbarten den Plan, die Debatten so viel als möglich zu beschränken und das Concil zu einer leeren Repräsentation zu machen. Wir werden sehen, wie dieser Plan zur Ausführung gebracht, wenn auch in mancher Hinsicht vereitelt wurde.

Die erste bemerkenswerthe Thatsache in der Zeit der Vorbereitung auf das Concil ist die vom hl. Vater an zwei große Fractionen der Christenheit außer dem Katholicismus gerichtete Einladung. Ein apostolisches Sendschreiben wurde an die Patriarchen von Antiochien, von Jerusalem und von Constantinopel geschickt; allein da es sich darin nur darum handelte, daß sie nach Rom kommen und sich unterwerfen möchten, wurde es zurückgewiesen. Die griechische Kirche berief sich auf ihre älteren Ueberlieferungen, und Rußland hätte hinzufügen können, hinsichtlich der Autorität brauche es Rom gar nicht zu beneiden und es befolge gewissenhaft die Lehren des Syllabus über die Pflicht, den Irrthum zu verfolgen. Das päpstliche Schreiben an die protestantischen Kirchen forderte diese ebenfalls auf, für ihren früheren Abfall Buße zu thun. Es handelte sich darum, die Oberhoheit des hl. Stuhles anzuerkennen und nicht auf dem Concil über die Streitfragen frei zu verhandeln, wie die Arianer zu Nicäa gethan hatten. Jene Kirchen wurden vor die Schranken eines Gerichtshofes geladen, um nach geschehener Kirchenbuße von ihrer Schuld

frei gesprochen zu werden. Die Protestanten waren schon zu Trient nicht erschienen, wo man ihnen wenigstens den Schein einer Discussion anbot. Freilich versprach man ihnen ein freies Geleit, wie ehemals dem Johannes Hus. Im neunzehnten Jahrhundert hatten sie solche Zweideutigkeit nicht zu fürchten; allein bereit, auf eine ernste Debatte einzugehen, wiesen sie eine lächerliche Einladung zurück, welche sie als schon im Voraus Ueberwundene erscheinen ließ. Der hl. Vater forderte sie in seinem Einladungsschreiben auf, „anzuerkennen, welchen verderblichen Einfluß die aus den Grundsätzen des religiösen Widerspruchs entstandene Zwietracht auf die Gesellschaft habe", und erinnerte sie „an die beklagenswerthen Empörungen, an die Unordnungen und Verwirrungen, deren Geißel die schismatischen Völker heimgesucht habe". Dieses Argument schien dem freien England und der großen amerikanischen Republik schwach; als nicht viel stärker wurde es vom protestantischen Deutschland erachtet, zumal unmittelbar nach der Revolution des devoten Spaniens.

In Folge der Weigerung der Griechen und Protestanten hatte die Vorbereitung auf das Concil mit ihnen nichts zu thun, wenigstens in religiöser Hinsicht; nichtsdestoweniger hätten sich ihre Regierungen in politischer Beziehung dabei interessiert erachten und sich damit befassen können. Mit Recht waren sie der Ansicht, es sei besser, den Verlauf abzuwarten. Rußland, welches wegen der Verfolgung der Katholiken in Polen und der Gestattung der massenhaften Aufnahme der Lutheraner Livlands in die griechische Kirche den Unwillen der ganzen Welt verdient hat, hat in Folge unwürdiger Drohungen in Rom nicht einmal einen Gesandten. England hat dort keinen officiell anerkannten Minister, war aber vertreten durch einen geistlichen Diplomaten, Odo Russel, welcher besser als irgend einer die römischen Angelegenheiten kannte. Preußen ist wegen einiger Provinzen genöthigt, in Rom einen Gesandten zu haben; allein hinsichtlich des Concils war sein einziger Schritt der, daß es einen sehr schönen Teppich für den Sitzungssaal hinschickte, eine liebenswürdige Aufmerksamkeit, womit es keineswegs verpflichtet ist, darauf niederzuknieen, um Gehorsam zu leisten. Die vereinigten Staaten von Amerika haben einen Gesandten in Rom; aber ich vermuthe, es ist ihnen ein Vergnügungs- und Ruheposten für ihre

ermüdeten Staatsmänner. Welche Geschäfte kann das classische Land der Trennung von Kirche und Staat bei dem Papstthum haben? Anders ist es mit Oesterreich, Spanien, Italien und Frankreich, weil die Mehrheit ihrer Bevölkerung dem Katholicismus angehört. Jedoch hat keine dieser großen Mächte auf dem Concil vertreten sein wollen, wenigstens bei der Eröffnung desselben. Später vollzog sich eine Wendung in der Politik einiger dieser Staaten, die jedoch wirkungslos war. Das Königreich Italien und Spanien hatten treffliche Gründe, den gegen die unrechtmäßigen Besitzer der Kirchengüter geschleuderten Bannstrahlen des Papstes nicht gar zu sehr zu trotzen. Was Oesterreich betrifft, so hatte dieses genug damit zu thun, die Fesseln des Concordats zu lösen, die ihm beinahe seine nationale Existenz gekostet hätte. Frankreich erachtete es nach einigen Ausflüchten für opportun, jede Verantwortlichkeit bei dem Concil zurückzuweisen; da würde es nichts verhindern können, und eine Theilnahme daran in der Person seines Gesandten würde ihm wegen der Verdammung seines öffentlichen Rechts unangenehm sein. Wie Emil Ollivier in seiner Rede vom 8. Juli 1868 über die Versammlung im Vatican sehr richtig bemerkt hat, bezeichnet diese Zurückhaltung der Staatsgewalt den Fortschritt der Zeiten und die unaufhaltsame Strömung nach der Trennung der beiden Gewalten hin.

Nicht nur haben sich die katholischen Staaten auf dem Concil bei dessen Eröffnung nicht vertreten lassen, sondern es auch einige Monate sorgfältig vermieden, auf irgend eine Weise auf dasselbe einzuwirken. Wohl hat der Prinz von Hohenlohe im Sommer 1869 versucht, eine Uebereinstimmung unter den europäischen Regierungen herbeizuführen, um ein Präventivverfahren gegen die so wichtigen Beschlüsse einzuschlagen, zu welchen die Ultramontanen das Concil hindrängten, indem sie verlangten, daß es den Syllabus und die Unfehlbarkeit des Papstes bestätige und so alle Vereinbarungen mit den Regierungen des modernen Europas zu nichte mache. Der Chef des Cabinets von München bemerkte mit Recht, wenn die Versammlung im Vatican diesen Weg einschlüge, so verlasse sie das religiöse Gebiet und bedrohe den Frieden der Staaten. Er legte den theologischen Facultäten Bayerns eine Reihe von Fragen vor über die politischen Veränderungen, welche sich aus der Proclamation des

neuen Dogmas ergeben könnten. Er erhielt jedoch nur zweideutige, verlegene Antworten, welche die Möglichkeit wichtiger Modificationen andeuteten, ohne eine bestimmte Erklärung. Sein Circular an die Regierungen hatte kein Ergebniß. Der General Menabrea beschränkte sich darauf zu erklären, das Königreich Italien wiese alles zurück, was seiner Constitution widersprechen sollte. Das französische Ministerium antwortete auf eine Interpellation im Senate im Januar 1870, es würde die Beschlüsse des Concils abwarten, ehe es sich beunruhige; aber in jedem Falle würde es die Freiheit der Kirche respectieren, ohne das Recht des Staates zu verleugnen. In diesem Augenblick war Frankreich weit entfernt von dem Gallicanismus der alten Zeiten. Es ist zu beklagen, daß man sich von da an von diesem Wege entfernt und vergessen hat, daß es zu nichts mehr dienen würde; denn in einer Zeit allgemeiner Oeffentlichkeit würde das Verbot der Veröffentlichung der Bullen keinen Sinn haben. Die Appellationen gegen einen Mißbrauch verhindern den ultramontanen Episcopat keineswegs, die Kirche nach seinem Willen zu lenken. Die französische Regierung, die in ihrem Lande nichts gegen den Ultramontanismus vermag, konnte ihm in Rom Hindernisse in den Weg legen; denn Frankreich hielt um St. Peter Wache und machte durch seinen bewaffneten Schutz alle Entscheidungen und Bannflüche gegen die von den französischen Soldaten vertretene Gesellschaft möglich. Eine rührende Langmuth, die nicht allein den linken Backen nach dem rechten dem päpstlichen Streiche hinhält, sondern auch noch die schwache Hand stützt, die ihn gibt. Diese mehr als erhabene Liebe war nicht nach dem Geschmacke der religiösen Minoritäten, die sich wider ihren Willen genöthigt sahen, sich Verdienste zu erwerben, gegen welche ihr Gewissen Widerspruch erhob.

Wenn wir von den Regierungen zu den verschiedenen Kirchen übergehen, um die religiöse Bewegung unmittelbar vor dem Concil weiter zu verfolgen, werden wir sehr entschiedene und sogar sehr entgegengesetzte Richtungen hervortreten sehen. Zunächst lassen wir Rom und das Papstthum bei Seite und weisen auf die Hauptkundgebungen der beiden großen Parteien im Katholicismus in der Zeit der Vorbereitung auf die feierliche, entscheidende Zusammenkunft im Vatican hin. Die ultramontane Partei zeigte sich sofort voll von

anmaßender Hoffnung; sie wußte, daß sie in bedeutender Majorität, und noch mehr, daß sie mit dem hl. Stuhl in vollkommenem Einverständniß war. Das ganze Morgenland, welches mit seinen apostolischen Vicaren aus der Propaganda hervorgegangen war, gehörte ihr an. Der Cultus dieser einfachen, frommen Männer ohne große Gelehrsamkeit und Unabhängigkeit ist der des Papstthums. Südafrika kommt in dieser Hinsicht dem Morgenlande gleich. Obwohl der Katholicismus in den Vereinigten Staaten sich mit bewunderungswürdiger Geschmeidigkeit in die freien Institutionen zu fügen gewußt hat, obwohl die wenigen auf dem Boden der Republik gebornen Bischöfe in der Politik alle liberal sind, haben sich doch mehrere unter ihnen dem Ultramontanismus angeschlossen, der eben so auf die irischen Bischöfe rechnet. Indessen forderte ein Theil des amerikanischen Klerus die Freiheit der Kirche den Staatsgewalten gegenüber. Diese Kundgebung war für den Ultramontanismus der Grund übertriebener Hoffnungen auf seine Maßregeln; denn es ist gewiß, daß nur die Minorität geredet hatte. Die katholische Kirche von Großbritanien ist fast vollständig für die päpstliche Partei gewonnen. Die irische Fraction, die alle Staatsbesoldung zurückwies und in ehrenvoller Armuth ihre Unabhängigkeit zu behaupten wußte, ist mehr fanatisch als aufgeklärt. Sie hat den Eifer einer lange verfolgten Minorität, und die große Genugthuungsmaßregel, die der Ruhm des Ministers Gladstone ist, hat ihn nicht abzukühlen vermocht. Die eigentliche englische katholische Kirche wird aus einem doppelten Grunde zu den Extremen hingetrieben: sie ist getrennt vom nationalen Cultus und außerdem ist sie wesentlich eine Kirche von Convertierten, ohne irgend eine Aussicht, den angelsächsischen Felsen erschüttern zu können. Ihr ausgezeichneter Vertreter, der Erzbischof Manning, ist ein ehemaliger Fellow von Oxford. Als einer der Ersten hat er die Fahne der päpstlichen Unfehlbarkeit erhoben in einem Manifest, welches Sensation erregt und für seine Partei den Ton angegeben hat. Die leidenschaftlichen Streitigkeiten zwischen den Katholiken und Liberalen, deren Schauplatz Belgien ist, haben die Mehrheit jener zu dem entschiedensten Ultramontanismus hingetrieben. Auch Dechamps hat eine Schrift über die Unfehlbarkeit veröffentlicht, die einen großen Wiederhall gefunden und zur

Klarlegung der Positionen vor dem Concil beigetragen hat. Genf hat derselben Partei einen ihrer beliebtesten Redner geliefert, der die absoluten Lehren in Blumen hüllt. Es ist Mermillod, der Bischof von Hebron, der ultramontan und zugleich radical ist, immer liebenswürdig und salbungsvoll. Die Ultramontanen Italiens sind Männer der That, die weder zu reden noch zu schreiben verstehen. Mit ihren Brüdern aus Spanien vertreten sie auf dem Concil jene brauchbaren Mönche, welche nach dem Ausdrucke Pascals für die Autoritätsmenschen die Gründe zu den Beweisen ersetzen.

Das ultramontane Contingent aus Frankreich hatte eine ganz andere Bedeutung. Für sich hatte es die Zahl; denn seit dem Anfange des Jahrhunderts hat der alte Gallicanismus mehr und mehr an Ansehen verloren. Die meisten Seminare gehören der päpstlichen Partei an. St. Sulpice vertheidigt sich noch etwas auf Grund seiner alten Ueberlieferungen. Allein wie konnte man gegen den wüthenden Journalismus streiten, der alle Themata der Civiltà cattolica wiederaufnimmt, sie von ihrer schwerfälligen scholastischen Hülle befreit und gewissermaßen zu scharfen Pfeilen zuschneidet und sie in die fromme und darum bitterste und durchdringendste Galle taucht. Das Journal Univers hatte zu Gunsten des Concils mit großem Lärm eine Subscription veranlaßt, die eben nur ein Agitationsmittel war. „O hl. Jungfrau", rief ein Unterschreibender aus, „der Papst hat deine unbefleckte Empfängniß proclamiert, mache du, daß er unfehlbar ist!" Das war eine glückliche Anwendung des Gesetzes des Austausches: Geben für Geben! Im Augenblicke der Abreise nach Rom regnete es Ultramontane. Mehrere Bischöfe machten ihren Abschied zu einer pathetischen Scene; mit großem Gepränge ließen sie sich Adressen überreichen, worin man sie bat, auf die Proclamation der Unfehlbarkeit des hl. Vaters hinzuwirken. Sie erkannten in dem, was nur das Echo ihrer eigenen Gedanken war, die Stimme des Himmels und versprachen in Rom als muthige Bekenner sich zu beweisen. Freilich ein seltener Muth, der darin besteht, daß man dem Absolutismus zustimmt und ihn bis zum äußersten Uebermaß treibt.

Der liberale Katholicismus hat viele Abstufungen. Wenn er auch in allen Ländern, selbst in England und Belgien, Anhänger zählt, so ist er doch nirgendwo so entschieden, so kühn als in Deutschland.

Nicht ungestraft wohnt man in diesem classischen Lande der freien Wissenschaft. Der Volksgeist beugt sich schwer unter das Joch, wenigstens im Gebiete des Gedankens; denn Deutschland hat sich im politischen Leben oft zu fügsam gezeigt. Die Berührung mit den großen Kirchen der Reformation ist dem germanischen Katholicismus sehr heilsam gewesen. Fern davon, sich in seine Seminare wie in eine Burg des Obscurantismus einzuschließen, hat er mit dem in Deutschland so unabhängigen Leben der Universitäten in naher Verbindung gestanden. In München, in Tübingen hatte er seine durch bedeutende Arbeiten berühmten Schulen. Er konnte für Männer wie Hefele und Möhler in der Phalanx der großen Theologen des neunzehnten Jahrhunderts eine ausgezeichnete Stelle beanspruchen. Der Ultramontanismus fand in diesem Lande der weiten und tiefen Wissenschaft und der mystischen Frömmigkeit keine günstigen Bedingungen zu seiner Entwickelung. Es gelang ihm freilich einzudringen, allein er hatte dort nie ein Uebergewicht, außer in einigen Gegenden von Süddeutschland. Seit dem Erscheinen der Bulle, welche das Concil ankündigte, sammt dem Commentar und dem Programm der Civiltà cattolica begann der Widerstand gegen die Anmaßungen der Jesuiten sich zu organisieren. Im Monat Juli 1869 veröffentlichte die Kölnische Zeitung das sogenannte Manifest der deutschen Katholiken, welches an den Ufern des Rheins die Wünsche der frömmsten und ausgezeichnetsten Laien vernehmen ließ. Folgendes ist das Wesentlichste von dem, was sie mit eben so viel Mäßigung als Festigkeit im höchsten Interesse der Kirche forderten: „Wenn in einem allgemeinen Concil die Bischöfe allein das Recht haben zu berathen, so müssen die Gedanken und Wünsche aller Glieder der Kirche in Erwägung gezogen werden; die Laien können eben so wohl als die Priester Einfluß auf die Entscheidungen eines Concils haben. Die ultramontanen Laien lassen es an dieser Einwirkung in den leidenschaftlichen Journalen, die gewiß laut genug reden, nicht fehlen. Hat diese Partei nicht in Rom ihre Civiltà cattolica, die entschlossen auf die Verwirklichung ihrer Pläne losgeht? Und wir sollten nicht das Recht haben zu sagen: „Wir theilen diese Ansichten und Hoffnungen nicht; wir bekämpfen sie vielmehr mit aller Energie!" Die deutschen Katholiken bestehen auf folgenden vier Punkten. Sie for-

dern zunächst, daß die Kirche auf jede politische Gewalt verzichte, daß die beiden großen Mächte sich jede in ihrer Sphäre bewege, und daß man allem, was an die Theokratie des Mittelalters erinnert, für immer ein Ende mache. „Nichts", sagen sie, „entfremdet die Geister der Kirche mehr als die Furcht vor einer Regierung, welche die Gewalt in den Dienst der Religion stellt. Der Staat ist nie christlicher, als wenn er die Nothwendigkeit anerkennt, in den Grenzen der natürlichen Ordnung zu bleiben, indem er dem Gewissen und der Religion volle Freiheit läßt." Die zweite Forderung ist, daß die Kirche der Cultur und der Wissenschaft gegenüber eine normale Stellung einnehme; es sei Zeit, den eiteln und gefährlichen Anathemen ein Ziel zu setzen. Der dritte Punkt ist die Theilnahme der Laien am Leben der Kirche, die Sorge für die Noth des Volkes und die Nothwendigkeit neuer Anstrengungen zur Wiedervereinigung mit den getrennten Brüdern. Endlich fordern die Coblenzer Katholiken die Abschaffung des römischen Index, welcher eine erleuchtete und unparteiische Verhandlung mit den Gegnern des Christenthums unmöglich mache.

Der Erklärung in der Kölner Zeitung folgten eine Reihe von Briefen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Diese Briefe sind weiter ausgeführt und in einer besondern Schrift herausgegeben unter dem Titel: Der Papst und das Concil von Janus. Man schreibt die Eingebung, wenn nicht die Abfassung derselben, dem berühmten Stiftspropst v. Döllinger zu, der sich an die Spitze des Widerstandes gegen die ultramontane Partei gestellt hat. Als berühmter Gelehrter, als Theologe und Historiker erster Größe hat Döllinger das Recht, seine Stimme in seiner Kirche zu erheben; denn er hat ihr durch seine historischen und polemischen Schriften unermeßliche Dienste geleistet. In seinem im Jahre 1861 erschienenen Werke über die weltliche Macht des Papstes erklärte er ohne Umschweife, diese Macht sei die Achillesverse des Katholicismus. Döllinger ist ein kräftiger, beredter Schriftsteller und genießt in seinem Lande die gerechteste Achtung. Wenn er auch den Janus nicht geschrieben hat, so hat er ihn wenigstens bestätigt durch eine energische Broschüre, die unmittelbar vor dem Concil in Regensburg erschien unter dem Titel: Erwägungen für die Bischöfe des Conciliums über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit. Janus

ist die furchtbarste Anklageschrift, die je gegen die römische Curie erschien; denn sie legt ihre Geschichte dar und gibt einen vollständigen Nachweis ihrer Usurpationen und Betrügereien. Man urtheile darüber nach folgendem Bruchstück aus dem Vorwort:

„Wir haben geschrieben unter dem Eindruck der Besorgniß vor einer ernsten Gefahr, welche zunächst allerdings die katholische Kirche und ihre innern Zustände bedroht, dann aber, wie dieß bei einer hundertachtzig Millionen Menschen umfassenden Organisation nicht anders sein kann, noch größere Dimensionen annehmen, zu einem großen socialen Problem sich gestalten und auch die kirchlichen Genossenschaften und Nationen, die außerhalb der katholischen Kirche stehen, nicht unberührt lassen wird.

„Diese Gefahr datiert nicht von gestern und hat nicht erst mit der Ankündigung des Concils begonnen. Vor etwa vierundzwanzig Jahren hat die nunmehr zu einem mächtigen Strome angeschwollene rückläufige Bewegung in der katholischen Kirche sich bemerkbar zu machen angefangen, und jetzt, wie eine steigende Fluth schickt sie sich an, mittels des Concils Besitz zu nehmen von der ganzen Kirche und jeder ihrer Lebenskräfte.

„Wir — und dieser Plural ist hier nicht figürlich, sondern buchstäblich zu nehmen — wir bekennen uns zu derjenigen Ansicht von der katholischen Kirche und ihrer Mission, welche von den Gegnern mit einem oft mißbrauchten und in seiner Unbestimmtheit für polemische Zwecke sehr bequemen Worte die liberale genannt wird. . . . Wir theilen die Ansicht derer, welche eine große und durchgreifende Reformation der Kirche für nothwendig und für unvermeidlich halten, wie lange sie auch hinausgeschoben werden mag.

„Uns ist die katholische Partei keineswegs identisch mit dem Papismus, und so sind wir, ungeachtet der äußeren kirchlichen Gemeinschaft, doch innerlich und tief geschieden von denen, deren kirchliches Ideal ein universales, von einem einzigen Monarchen geistlich und wo möglich auch leiblich beherrschtes Reich ist, ein Reich des Zwanges und Druckes, in welchem die Staatsgewalt den Trägern der Kirchengewalt ihren Arm zur Niederhaltung und Erstickung jeder von dieser mißbilligten Regung leiht. . . .

„Wir verbergen uns nicht, daß von mehr als einer Seite

her gegen dieses Buch und seine Verfasser der Vorwurf einer grundsätzlichen Abneigung gegen das Papstthum erhoben werden wird. Die Zahl derer ist Legion, für welche das Wort: meliora sunt vulnera diligentis, quam fraudulenta oscula odientis nun einmal keinen Sinn hat, und welche nicht begreifen können, wie man eine Institution lieben und ehren und doch zugleich ihre Schattenseiten aufdecken, ihre Gebrechen rügen und die schädlichen Wirkungen dieser Gebrechen geflissentlich hervorheben könne. Nach ihrer Meinung sollten Dinge der Art sorgfältig vermieden oder doch nur entschuldigend erwähnt werden. Für eine solche Sinnesweise hat man schon seit längerer Zeit die Bezeichnung der „Pietät" erfunden. . . .

„Wir glauben vielmehr unsere Pietät vor Allem der göttlichen Institution der Kirche und der Wahrheit schuldig zu sein, und dann ist es geradezu diese Pietät, die uns auffordert, gegen jede Verunstaltung und Trübung der einen wie der andern mit Freimuth und Entschiedenheit aufzutreten. . . . Zum Beweise, daß wir damit nur im Geiste der Kirche selbst verfahren, können wir uns auf Aussprüche berufen, von denen der eine von einem Papste, der andere von einem hochgeehrten Heiligen herrührt. Innocenz III. nämlich sagt: Falsitas sub velumine sanctitatis tolerari non debet. Und St. Bernhard erklärt: Melius est, ut scandalum oriatur, quam veritas relinquatur."

Ein noch kühneres Buch als Janus folgte demselben bald nach, unter dem Titel: Reform der römischen Kirche in Haupt und Gliedern. Der Verfasser beschäftigt sich weniger mit der Vergangenheit als mit der Zukunft. Er vermeidet alle erbitternden Worte. Er begnügt sich damit, mit einigen raschen und bestimmten Zügen die Lage zu charakterisieren, in welche der jesuitische Romanismus die Kirche gebracht hat; dann gibt er die Heilmittel an, welche so schwere Uebel erfordern.

„So tritt denn in die Oeffentlichkeit, mein Buch", sagt der Verfasser, „als das freie Wort eines deutschen Mannes, dem die Sache der katholischen Kirche Sache seines Herzens ist. Dieses Wort spricht für Reform der römischen Kirche in Haupt und Gliedern, d. h. für Reinigung und Heilung der katholischen Kirche von den mannichfaltigen Uebelständen, welche in ihr durch das Walten des

Römerthums herrschend geworden sind. Durch Centralisierung aller Kirchengewalt in Rom, durch unablässige in Wort und That kund gegebene Anrufung des weltlichen Armes zur Durchführung kirchlicher Anordnungen, durch Aufrechthaltung aller aus längst vergangener Zeit stammender, den Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart nicht entsprechender Satzungen, durch gänzliche Ausschließung der Laien von der Theilnahme an der Gestaltung des kirchlichen Lebens und durch Umfriedung und Befehdung aller in den Geleisen der curialistischen Normaltheologie nicht einhergehenden Wissenschaft hat das Römerthum der katholischen Kirche tiefe Wunden geschlagen und das Ansehen der kirchlichen Gewaltträger in der Meinung der gebildeten Welt ungemein geschädigt; denn es hat dadurch die zur Kirchenregierung mit dem Papste berufenen Organe gelähmt und geschwächt, die Kirche in den Verruf eines bloßen Polizeiinstitutes gebracht, alle Kirchenzucht untergraben, den Indifferentismus geweckt und großgezogen und den Vorwurf hervorgerufen, der Glaube und die Institutionen der Kirche seien im Lichte der Wissenschaft nichts als Irrthum und Finsterniß."

Der Verfasser erinnert zum Schluß an das Wort des Ambrosius: „Nichts ist am Priester so gefahrvoll bei Gott, so schmachvoll bei den Menschen, als das, was er denkt, nicht freimüthig auszusprechen." *) Er redet aus heißer Liebe zur Wahrheit und sein einziges Verlangen ist es, das Feuer wieder anzufachen auf Erden, was Christus angezündet hat, um Irrthum und Uebel zu verzehren.

Diese Kundgebungen gingen der bekannten von zwanzig deutschen Bischöfen unterzeichneten Erklärung von Fulda voran. Dieselbe war mit großer, man kann sagen übertriebener Mäßigung abgefaßt. Indessen ist die Meinung der unterzeichneten Bischöfe nicht zweifelhaft. Im Grunde protestieren sie gegen alles, was man in Rom vorbereitet; allein sie gebrauchen eine List, die von den Großen des persischen Hofes erfunden wurde, um ihrem Fürsten ihre Meinung zu sagen. Diese Herren hatten nichts Besseres gefunden, als Eigenschaften, die sie jenem wünschten, und die ihm fehlten, mit hohen Worten zu loben. „O großer König, wie freigebig bist du!" sagten sie, wenn er geizig war. Eben so ermangelten die in Fulda ver-

*) S. Ambrosius ep. 40. ad Theodosium Imp.

sammelten Bischöfe, welche mit Recht fürchteten, das Concil möchte neue Dogmen machen, die moderne Gesellschaft verdammen und nicht frei genug sein, nicht, in ihrer Adresse zu sagen: „Nie würde ein ökumenisches Concil ein neues Dogma formulieren können, was nicht in der hl. Schrift und der apostolischen Ueberlieferung enthalten wäre. Nie würde ein ökumenisches Concil Grundsätze aufstellen können, die mit der Gerechtigkeit und dem Recht des Staates, mit den wahren Interessen der Wissenschaft und der gesetzmäßigen Freiheit im Widerspruch ständen. Nichts ist unbegründeter als die Furcht, daß dem Concil die zu seinen Berathungen nothwendige Freiheit fehle.“ Für Leser der Civiltà cattolica ist diese Wendung schlau; allein so geschickt und ehrerbietig die Adresse von Fulda auch sein mag, der Sinn ist klar: sie nimmt entschieden Partei gegen den Ultramontanismus und sein Programm.*)

Die katholische Kirche in Ungarn hat sich einen sehr liberalen Geist bewahrt. Entschiedener als irgend eine andere weist sie die Anmaßungen der Curie zurück. Das zeigt sich in der festen Sprache, die im vorigen Sommer eines ihrer ausgezeichnetsten Glieder auf einem katholischen Congreß in Pesth führte:

„Die katholische Welt steht vor großen Ereignissen. Verhehlen wir es nicht und sagen wir offen, was jeder weiß. Die katholische Welt ist in zwei große Parteien getheilt, eine liberale, welche mit dem modernen Staat gehen will, und eine ultramontane, welche vor der schüchternsten Freiheit des Gedankens einen Abscheu hat. Ich habe die innigste Ueberzeugung, die hier versammelten ungarischen Katholiken, beseelt vom Glauben und von der Liebe zum Vaterlande, werden nicht vergessen, daß ihre Arbeiten die Kirche und das Land interessieren, daß die Geschichte sie einmal richtet, und ohne Bedenken für die liberalen katholischen Ideen sich aussprechen.

„Das Evangelium ist keineswegs ein Feind des Liberalismus; noch mehr, als Quelle der ewigen Liebe, als Strahl des göttlichen Lichts ist es der Liberalismus selbst. Ich hoffe, der Congreß wird kühn und entschieden diese Ideen aussprechen, und seine Glieder wer-

---

*) Wohl schickten sie von Fulda aus ein zweites, leider! nie an die Oeffentlichkeit gekommenes Schreiben an den Papst, worin dieser in energischen Worten vor seinem Vorhaben gewarnt wird. Anmerk. d. Herausgebers.

den durch alle ihre Handlungen beweisen, daß sie der Kirche und dem Staate dienen, indem sie sie im Volke verbreiten. Keiner wird die Partei unterstützen, die sich mit der Kirche zu identificieren sucht und zu beweisen sich bemüht, diese sei die geschworene Feindin des modernen Staates, und so den Katholicismus in's Verderben stürzt."

In der Tabelle, die, wie man sagt, für den hl. Vater angefertigt war, um sich mit einem Blick von dem Geist der verschiedenen Kirchen eine Vorstellung machen zu können, war Portugal neben Ungarn gestellt, als zur Partei des liberalen Widerstandes gehörig. Wir wissen nicht genau, welche Stelle Frankreich einnahm. Wenn man die Stimmen zählt, so muß es mit Weiß bezeichnet sein; wägt man sie, so muß es in der berüchtigten Tabelle sehr schlecht classificiert sein; denn es ist gewiß, daß die sittliche und geistige Auswahl seiner hohen Geistlichkeit der liberalen Richtung angehört, von dem Erzbischof von Paris an, dem wahren Sohne des modernen Frankreichs, der den Haß der römischen Curie auf sich gezogen hat. Man hat den bekannten Brief gelesen, worin der Papst ihm seine Unterwerfung unter die Gesetze seines Landes mit nicht weniger Bitterkeit als seinen Widerstand gegen den römischen Absolutismus zum Vorwurf macht. Der Bischof von Paris hat sich über das Concil sehr gemäßigt ausgesprochen; allein seine Person selbst galt als ein liberales Manifest. Die theologische Facultät der Sorbonne ist ihren glorreichen Ueberlieferungen treu geblieben. Für jetzt erwähnen wir nur die so bemerkenswerthe Schrift ihres Decans, des Bischofs von Sura, über das allgemeine Concil und den religiösen Frieden. Der Abschiedserlaß Dupanloups war für den französischen Klerus, was die Erklärung von Fulda für Deutschland. Der Bischof von Orleans nimmt eben so entschieden Partei gegen die Opportunität des neuen Dogmas und macht so in den Augen Roms alle Dienste zu nichte, die er geleistet hat, insbesondere im Streit über die weltliche Macht. Weder das Alter, noch schwere Leiden konnten den Eifer Montalemberts dämpfen; unmittelbar vor dem Concil zeigte er sich als einen der Tapfersten seiner Partei und ganz gewiß als den kühnsten Liberalen. Davon überzeugte sich, wer seinen Brief an die deutschen Katholiken las, worin er ihrem Programm sich anschloß. Für Arnaud von Ariége, der seit langer Zeit schon die

weltliche Macht des Papstthums bekämpft, ist das Unfehlbarkeits-Dogma eine nicht zu rechtfertigende Anmaßung. In seiner Schrift über die Kirche und die Revolution zeigt er, welch eine tiefe Kluft die Doctoren des Gesù und die Encycliken zwischen der modernen Gesellschaft und der Kirche hervorgebracht haben. Er zeigt, es sei unmöglich, das Christenthum mit der modernen Gesellschaft zu versöhnen, so lange die Kirche mit dem Staat vereinigt bleibe, und sie sei dann ein politisches Institut. Diese Vermischung beider Gebiete ist ein eigenthümlicher Zug des Heidenthums, welches von Achtung vor dem Gewissen nichts weiß, weil es den wahren Gott nicht kennt. In unsern Tagen gefährdet sie, verdirbt sie alles, stellt die Religion in den Dienst des Absolutismus und macht ihr alle edeln Herzen abwendig. Diese großen Gedanken werden logisch und historisch mit seltener Kraft der Sprache entwickelt. Der Verfasser trägt kein Bedenken, die elende Politik des römischen Hofes, zumal unmittelbar vor dem Concil, an den Pranger zu stellen.

„Woher kommt die behauptete Scheidung? Warum scheint die Kirche „die Gabe der Erkenntniß der Bedürfnisse ihrer Zeit und die Macht der Verjüngung verloren zu haben, die ihr achtzehn Jahrhunderte hindurch ihre beispiellose Lebensdauer eingebracht haben?“ Welche radicale Abweichung von dem rechten Wege hätte sich in dem Entwickelungsgange der Menschheit vollzogen? Sollte die große Bewegung der Civilisation plötzlich ihren Lauf verändert haben? Kann man es nicht annehmen, wenn die Kirche, welche jeden Fortschritt eröffnet hat, auf einmal stehen geblieben ist und nur Bannflüche gegen die moderne Welt schleudert?

„Die, welche die Kirche auf diese Bahn der Reaction getrieben haben, mögen wissen: es handelt sich nicht mehr um unbestimmte Bestrebungen und ungeordnete Aeußerungen der Ungeduld, worin der religiöse Unglaube sich so gut mit dem Bedürfniß der Reformation des Staates vermischte, daß der Klerus sich darüber täuschen konnte; es handelt sich um politische Principien, die bestimmt definiert werden, um ein neues sociales Recht, was sich über die ganze Welt verbreitet, nachdem es zuerst in Frankreich zur Erscheinung gekommen ist. Das ist nicht mehr der Traum einiger Utopisten, es ist eine Thatsache und zwar eine unzerstörbare.

„In den drei Jahrhunderten, seit diese Spaltung sich vollzogen hat zwischen der Kirche, die sich als gehorsame Dienerin der absolutistischen Regierungen bewies, um ihre eigene Herrschaft zu sichern, und der Laien-Gesellschaft, die zum Bewußtsein ihrer Rechte kam, haben die Völker, die ihr wegen ihres Strebens nach Freiheit verdammtet, nicht aufgehört fortzuschreiten und zu wachsen. Die, welche euer Einfluß in dem alten politischen Zustande zurückhielt, sind gleichsam beständig mit Ohnmacht geschlagen.

„Was habt ihr aus Oesterreich gemacht? Seid ihr nicht mit verantwortlich für die plötzliche Erschütterung dieses Reichs, das man in Folge seiner imposanten Einheit in dem untheilbaren System seiner Institutionen und seines Glaubens für unzerstörbar hielt? Glaubtet ihr nicht noch unmittelbar vor seinem großen Mißgeschick die starken Stützen zu befestigen, indem ihr durch ein Concordat den antiliberalen Pact zwischen dem Altar und Thron erneuertet?

„Was habt ihr aus Italien gemacht, aus eben dem Italien, welches die Natur mit allen Gaben und allen Fähigkeiten des menschlichen Geschlechts überhäufte, und dem die Völker der ganzen Erde den Tribut ihrer geistigen und sittlichen Mächte dargebracht zu haben scheinen? Ihr habt es in tausend Stücke getheilt, um in diesem Lande einen Thron aufrecht zu erhalten; ihr habt seine ruhmvollen Jahrhunderte, die glänzendsten der Geschichte, unfruchtbar gemacht; ihr habt es den Fremden zur Beute gegeben; ihr habt in ihm die scheußliche Plage des Brigantenwesens einwurzeln lassen; unter euren Händen ist diese Wiege der Cultur das Land der Todten geworden; und da Italien endlich aus seinem Grabe aufersteht, verdammt ihr seine Wiedergeburt, statt wie Christus zum Gichtbrüchigen zu sagen: Stehe auf und gehe!

„Was habt ihr aus Spanien gemacht? — So lenkt die Kirche nicht allein die Geschicke der Völker nicht mehr, sondern sie stellt sich vor ihnen auf wie ein Damm. Ueberall, wo die Revolution Eingang findet, entsteht dieselbe Frage: Muß man mit der Kirche brechen, um voranzugehen? Daraus entstehen bei dem Erwachen aller Völker Mißstimmung, innere Unruhen, gewaltsame Krisen, augenblickliche Muthlosigkeit, Mißverständnisse, die in ihren verschiedenen Gestaltungen an die eigenthümlichen Erscheinungen der französischen Revolution erinnern.

„Diese klare Einsicht hält uns aufrecht. Mehrere schon, die unsere theuersten Gefährten waren, sind, unwillig über den hartnäckigen und ungerechten Widerstand, des Wartens müde geworden; in der Meinung, der Riß sei unheilbar, und man müsse zwischen beiden Gewalten wählen, haben sie sich von der katholischen Einheit losgesagt, und die meisten, mit fortgerissen von der Logik ihrer ersten Trennung, haben, nachdem sie die Kirche verlassen, alsbald im Namen des freien Gedankens und der freigemachten Vernunft Christum verlassen."

Das wichtigste Ereigniß in dieser Zeit der Vorbereitung war der eclatante Bruch des Paters Hyacinth mit dem Romanismus. Schon lange war die Unvereinbarkeit seiner Richtung und der in Rom vorherrschenden offenkundig geworden. Seine ersten Vorträge waren von allen edeln Geistern zu sehr bewundert worden, als daß sie nicht im Herd des Ultramontanismus großen Anstoß hätten erregen sollen. Die durch ihn veranlaßten Besorgnisse wurden durch seine Anwesenheit in Rom einen Augenblick beschwichtigt, stiegen aber im Herbst 1869 in Folge seiner Vorträge über die Kirche wieder auf, in denen er alles so energisch angriff, was im Vatican geliebt und gepriesen wird. Er fand wieder wohlwollende Aufnahme bei seiner Unterredung mit dem hl. Vater im Monat Mai 1869; allein das Mißtrauen gegen ihn bestand fort. Es konnte auch nicht anders sein, weil es aus dem innersten Grunde seines Gedankens hervorging. Die beredte Rede, welche er bei seiner Rückkehr nach Paris für die Friedens-Liga hielt, machte, daß der Becher überlief. Das Haupt seines Ordens wollte ihm die unklugen Lippen verschließen. Pater Hyacinth schwankte nicht; sein Gewissen war getroffen, und er veröffentlichte seinen Brief vom 20. September, den würdigen Commentar des Schrittes, durch welchen er mit seinem Orden brach und das hierarchische Netz zerriß, um Gott zu gehorchen.

Der Brief, der einen so großen Wiederhall fand, ist folgender:

An den E. V. General der Karmeliter-Barfüßer in Rom.

Mein sehr verehrter Vater.

Seit fünf Jahren meiner Wirksamkeit an der Kirche Notre-Dame in Paris und trotz der offenen Angriffe und geheimen Anträgereien, deren Gegenstand ich war, hat mir Ihre Achtung und

Ihr Vertrauen keinen Augenblick gefehlt. Dafür habe ich zahlreiche schriftliche Zeugnisse von Ihrer Hand, die sich eben so wohl auf meine Predigten als auf meine Person beziehen. Was auch kommen mag, ich werde ein dankbares Andenken daran bewahren.

Heute jedoch klagen Sie, in Folge einer plötzlichen Sinnesänderung, deren Grund ich nicht in Ihrem Herzen, sondern in einer allmächtigen Partei in Rom suche, das an, wozu Sie früher ermuthigten, Sie tadeln, was Sie billigten, und Sie fordern, daß ich rede oder schweige in einer Weise, die nicht mehr der volle und treue Ausdruck meines Gewissens wäre.

Ich schwanke keinen Augenblick. Mit einer auf Befehl verfälschten oder durch Verschweigen verstümmelten Rede kann ich nicht wieder die Kanzel von Notre-Dame besteigen. Ich spreche dem einsichtsvollen und muthigen Bischof, der sie mir angeboten und mich gegen den bösen Willen der Menschen, von denen ich eben redete, dabei geschützt hat, mein Bedauern darüber aus. Ich spreche darüber mein Bedauern aus der imposanten Zuhörerschaft, die mich mit ihrer Aufmerksamkeit, ihrem Mitgefühl, ich hätte fast gesagt mit ihrer Freundschaft begleitete. Ich wäre unwürdig der Zuhörerschaft, des Bischofs, meines Gewissens und Gottes, wenn ich mich dazu verstehen könnte, vor ihnen solche Rolle zu spielen!

Gleichzeitig verlasse ich das Kloster, darin ich wohne; unter den neuen mir bereiteten Umständen wird es für mich ein Gefängniß der Seele. Indem ich so handle, bin ich meinen Gelübden nicht untreu: ich habe mönchischen Gehorsam gelobt, aber in den Grenzen der Unverletztheit meines Gewissens, der Würde meiner Person und meines Amtes. Ich habe ihn gelobt unter dem Schutze des höheren Gesetzes der Gerechtigkeit und der königlichen Freiheit, die nach dem Apostel St. Jakobus das eigenthümliche Gesetz des Christen ist.

Den vollkommensten Gebrauch dieser Freiheit habe ich nun schon mehr als zehn Jahre in einer von jeder menschlichen Berechnung reinen, ich wage nicht zu sagen, von jeder Täuschung der Jugend freien Begeisterung gerade im Kloster gesucht. Wenn man mir zum Lohn für mein Opfer heute Ketten bietet, so habe ich nicht nur das Recht, ich habe auch die Pflicht, sie zurückzuweisen.

Die gegenwärtige Stunde ist eine feierliche. Die Kirche be-

findet sich in einer der gewaltigsten, dunkelsten und entscheidensten Krisen ihrer Existenz auf Erden. Zum erstenmal seit dreihundert Jahren ist ein ökumenisches Concil nicht allein berufen, sondern auch nothwendig: so spricht sich der hl. Vater aus. In solchem Augenblick kann ein Prediger des Evangeliums, sei er auch der geringste von allen, sich nicht dazu verstehen zu schweigen, wie jene stummen Hunde in Israel, jene treuen Wächter, denen der Prophet vorwirft, daß sie nicht bellen können: Canes muti, non valentes latrare.

Die Heiligen haben nie geschwiegen. Ich bin kein Heiliger; allein ich weiß doch, daß ich zu ihrem Geschlechte gehöre — filii sanctorum sumus — und es ist immer mein Ehrgeiz gewesen, in ihren Fußstapfen zu wandeln und meine Thränen und, wenn es sein müßte, mein Blut zu vergießen.

Ich protestiere also vor dem hl. Vater und vor dem Concil als Christ und Priester gegen jene Lehren und Gebräuche, welche römisch heißen, aber nicht christlich sind und in ihren immer kühneren und immer verderblicheren Fortschritten die Constitution der Kirche, den Gehalt wie die Form der Lehre und sogar den Geist ihrer Frömmigkeit zu verändern trachten. Ich protestiere gegen den eben so gottlosen als unsinnigen Riß, den man hervorbringen will zwischen der Kirche, unserer Mutter nach der Ewigkeit, und der Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts, deren Söhne wir sind nach der Zeit, und gegen die wir eben so viele Pflichten als Zuneigung haben.

Ich protestiere gegen den noch radicaleren und erschrecklicheren Widerspruch gegen die menschliche Natur, die von jenen falschen Lehrern in ihren unzerstörbarsten und heiligsten Bestrebungen angegriffen und in Aufruhr gebracht wird. Ich protestiere ferner gegen jede ruchlose Verkehrung des Evangeliums des Sohnes Gottes selbst, dessen Geist und Buchstabe von dem Pharisäerthum des neuen Gesetzes gleich sehr mit Füßen getreten wird.

Es ist meine tiefste Ueberzeugung, daß, wenn Frankreich insbesondere und die lateinischen Völker im Allgemeinen der socialen, sittlichen und religiösen Anarchie verfallen, die Hauptursache davon ohne Zweifel nicht im Katholicismus selbst liegt, sondern in der Art und Weise, wie der Katholicismus seit langer Zeit verstanden und ausgeübt worden ist.

Ich appelliere an das Concil, welches zusammentreten wird, um Heilmittel gegen das Uebermaß unserer Uebel zu finden und sie eben so kräftig als sanft anzuwenden. Allein wenn Befürchtungen, die ich nicht theilen mag, sich verwirklichten, wenn die erhabene Versammlung in ihren Berathungen nicht mehr Freiheit hätte, als sie schon bei der Vorbereitung hatte, wenn sie mit einem Worte der wesentlichen Merkmale eines ökumenischen Concils ermangelte, so würde ich Gott und die Menschen anrufen und ein anderes wahrhaft im hl. Geiste, nicht im Geist der Parteien versammeltes fordern, welches wirklich die allgemeine Kirche, nicht das Schweigen der Einen und die Unterdrückung der Andern repräsentiert. „Mich jammert herzlich, daß mein Volk so verderbet ist, ich gräme mich und gehabe mich übel. Ist denn keine Salbe in Gilead? oder ist kein Arzt da? Warum ist denn die Tochter meines Volkes nicht geheilet?" Jerem. 8, 21. 22.

Und endlich appelliere ich an deinen Gerichtshof, Herr Jesu! Ad tuum, Domine Jesu, tribunal appello. Vor deinem Angesicht schreibe ich diese Zeilen; zu deinen Füßen unterschreibe ich sie nach vielem Beten, Leiden, Nachdenken, Warten. Ich habe die Zuversicht, daß, wenn die Menschen sie verdammen auf Erden, du sie im Himmel billigen wirst. Das genügt mir zum Leben und zum Sterben.

Fr. Hyacinth,
Superior der Karmeliter-Barfüßer, zweiter Definitor
des Ordens in der Provinz Avignon.

Paris-Passy den 20. September 1869.

Angesichts einer solchen That ist jedes Wort kalt und unbefriedigend. Frankreich ist nicht von Gott verlassen, weil er in diesem Lande solche Apostel erweckt. Die einzige Aussicht, daß das Christenthum nicht mit dem Römerthum verwechselt werde, liegt in einer solchen Protestation. Beredte Vertheidigung der Freiheit der Seelen, geschickte Angriffe gegen den ultramontanen Despotismus, halb laut ausgesprochene bittere Worte gegen den triumphierenden Jesuitismus, alles das ist nichts und verhindert den Romanismus nicht, sich als den einzigen Repräsentanten des Evangeliums darzustellen und allen edeln Seelen einen so entschiedenen Widerwillen einzuflößen, daß sie sich in den Atheismus stürzen. Die klugen Leute in der Kirche opfern das Christenthum im katholischen Europa einer thörichten Furchtsam-

keit, die auf die Dauer strafbar wird. Die Rettung kann nur durch die That einer heiligen Thorheit kommen wie die, welche vor unsern Augen geschehen ist. Wohl dem, der durch den unwiderstehlichen Antrieb des Gewissens durch Leiden und Schmach hindurch zu solcher Mission berufen ist!

Man verstehe uns recht; wir überschätzen die Tragweite der That des Pater Hyacinth um keine Linie. Wir sind weit entfernt von jeder sectiererischen Neigung. Das Geschehene geht über unser gewöhnliches Gebiet hinaus; es ist eine reformatorische Initiative und bestimmt, unsere stagnierenden Gewässer in Bewegung zu setzen. Wer hat nicht in diesem einfachen und erhabenen Brief den göttlichen Hauch gespürt, der die Morgenröthe großer Tage in der Geschichte der Religion verkündet? Die Furchtsamen mögen ihr Gesicht verhüllen und ihr jämmerliches Topfschlagespiel fortsetzen; mögen die Pharisäer wie die Leute des Univers und Monde ihre verächtlichen Schmähungen ausstoßen, mit frommem Spott, dem niedrigsten Auswurf des menschlichen Geistes; möge Rom seine Bannstrahlen schleudern: Gott ist da; jedes rechtschaffene Gewissen hat es gespürt. Wo fände sich ein entschiedeneres Beispiel des Gehorsams gegen die göttliche Stimme, der sich nicht durch eine hochangesehene Hierarchie aufhalten läßt, als das des großen von der Synagoge Verbannten? „Ihr werdet mich verlassen", sprach er zu den Menschen; „aber ich bin nicht allein; denn der Vater ist bei mir." Auf die frommen Beleidigungen, Schmähungen und Excommunicationen haben Tausende von Gebeten geantwortet.

Man hat die Opportunität dieser großen That bestritten, als wenn die Stunde des Gewissens nicht die Stunde Gottes selbst wäre, als wenn nicht alle untergeordneten Rücksichten vor der heiligen Pflicht, unsern Ueberzeugungen treu zu sein, verschwänden. Jedenfalls hat der Pater Hyacinth laut ausgesprochen, was jeder liberale Katholik, mehr oder minder verdeckt, sagt. Nur ist seine Rede eine That gewesen, d. h. ein Wort. Mag seine Appellation an Jesum Christum in Rom verdammt, anderswo verspottet werden, er hat ein entschiedenes Wort ausgesprochen und man wird später seine Fruchtbarkeit erkennen.*)

*) S. den Artikel von Bigelow über Pater Hyacinth in der Revue chrétienne im Februar-Heft 1870.

Begreiflicherweise ist Rom in dieser Zeit der Vorbereitung nicht unthätig geblieben, um so weniger, als es im Sinne hatte, das Concil zum Werkzeuge seiner Absichten zu machen, die es ohne Weiteres mit den ewigen Rathschlüssen identificiert. Vornehmlich ist die Ueberzeugung des hl. Vaters durch seinen Glauben unmittelbar mit in die Partei der äußersten zelanti verflochten. Er bleibt nicht in den heitern Höhen, wo der Oberpriester einer großen Kirche wie der Herrscher eines großen Staates bleiben zu müssen glauben könnte, um eine leitende Gewalt auszuüben. Nein, er handelt wie das eigentliche Haupt des Ultramontanismus. Freilich verhält es sich mit ihm wie mit allen politischen oder religiösen Parteihäuptern: er folgt eben so oft dem Antriebe, als er ihn gibt. Die Jesuiten haben in ihm eine eben so kostbare als aufrichtige Stütze gefunden. Es gibt keine aufrichtigere, reinere Seele. Ein Glorienschein der Güte umstrahlt seine Stirn; sein Empfang ist väterlich, eine Verbindung von Autorität und Vertraulichkeit. Tief und feurig ist seine Frömmigkeit, aber eben so blind wie die der geringsten Bäuerin der römischen Campagnia. Er hat immer in einer Art von Begeisterung gehandelt; selbst zur Zeit seines Liberalismus und seiner Popularität entschloß er sich zu der einfachsten That erst, nachdem er sein Crucifix zu Rathe gezogen, — ein gefährliches Verfahren, wenn es sich um Maßregeln handelt, bei welchen Vernunft und Ueberlegung allein entscheiden können. „Er vermischt immer", sagt ein Mann von Geist, der ihn gut kennt, „die Erhabenheit des Himmels mit den Untiefen der Politik." Diese bewegliche und feurige Natur erklärt die Wendung in seinen Ansichten in Folge der Ereignisse des Jahres 1848, so wie der Ungerechtigkeiten, deren Opfer er war. Gaëta ist sein Sinai gewesen; unter den Blitzen der Revolution hat er wie ein neuer Moses die Gesetzestafeln zu empfangen geglaubt. Die Jesuiten haben die Lehren des Syllabus darauf geschrieben, und Pius IX. glaubte Gott selbst zu vertheidigen, indem er sie veröffentlichte; denn mit seinem ganzen Gewissen ist er dabei betheiligt. Das ist das Unglück und die Gefahr. Im Feuer seiner Frömmigkeit reinigt er gewissermaßen die Berechnungen der Jesuiten, die ganz anderer Art sind. Gütig bis zur Zärtlichkeit, wenn sein Glaube nicht auf dem Spiele steht, ist er im Stande, aus religiösen Motiven

unversöhnlich zu werden. In einer Zeit wie die unsrige konnte die katholische Kirche keinen achtungswertheren und keinen gefährlicheren Papst haben. Mehr ein richtiger und strenger Mönch als ein Theologe, kennt er die Geschichte der Kirche nur sehr mittelmäßig. Er geht auch gerade auf das Ziel los, ohne sich durch irgend eine Rücksicht aufhalten zu lassen. Das erklärt sein fortwährendes leidenschaftliches Eingreifen während der Vorbereitungen und im Verlaufe des Concils. Lange vor der Eröffnung desselben nahm er Partei für die äußerste Rechte in einem bei Gelegenheit der Broschüre von Dechamps über die Unfehlbarkeit des Nachfolgers Petri an jenen gerichteten ausführlichen Breve. Uebrigens theilte die Civiltà cattolica, welche, wie gesagt, ein wahrhaft römisches von der höchsten Autorität organisiertes Institut geworden ist, alle Tage seine Ansichten mit, und mit seiner Zustimmung, wenn nicht auf seinen Befehl, hat sie das berüchtigte Programm veröffentlicht, was so viel Widerspruch erregte. Sobald der Papst die Einführungs-Bulle erlassen, schickte er einen Fragebogen an die Bischöfe, der seine Ansichten kund gab. Er bezieht sich auf die Mittel der Abschaffung der Civilehen und der Laienschulen, auf die Gefahr der Aufnahme häretischer Dienstboten in gottesfürchtige Häuser und auf die Entweihung der Begräbnißplätze, welche nicht bloß für Katholiken bestimmt sind. Es gibt nichts Armseligeres als dieses Rathholen des Papstes bei den Bischöfen der ganzen Welt; man sieht, wie er lediglich darauf sinnt, die Fesseln der geistlichen Sklaverei fester anzuziehen, ohne daß irgend eine der Hauptfragen der Zeit auch nur berührt würde.

Die Hauptsorge des hl. Vaters vor dem Concil war die Organisation der Congregationen, welche dazu berufen waren, die der hohen Versammlung vorzulegenden Decrete auszuarbeiten. Diese Congregationen vertheilten unter sich die Arbeit in der Weise, daß sie Formeln über alle Punkte der Glaubenslehre, der Moral und der Kirchenzucht ganz fertig hatten. Bestehend aus römischen Prälaten und Theologen aus verschiedenen Ländern, wurden sie von Cardinälen präsidiert und von den großen Doctoren der Civiltà cattolica vollständig inspiriert. Man hoffte, sie würden die Aufgabe des Concils so sehr abkürzen, daß es sich darauf beschränken könnte, ihre

Arbeiten zu bestätigen. Die Schriftgelehrten des Gesù legten in ihren Schriften über die Concile großen Nachdruck darauf, daß die Vortrefflichkeit eines Concils in seiner Kürze ihren Maßstab habe. Uebrigens redete die Civiltà cattolica ohne Umschweife davon, daß man die Hauptentscheidungen durch Acclamation herbeiführen werde. Man findet eine ziemlich pikante Offenbarung dieser Pläne in einer sehr naiven Broschüre unter dem Titel: Am Vorabende des Concils, welche im ultramontanen Lager sehr gelobt wurde. „Man behauptet", sagt der zu naive Verfasser, „einzelne Bischöfe seien ungehalten darüber gewesen, daß einfache Priester in das Geheimniß der vorbereitenden Arbeiten des hl. Stuhls eingeweiht worden seien, während sie ihnen unbekannt waren. Begriffen sie denn nicht, daß hier jeder an seinem Theile zu thun hatte, und daß der Koch nicht besser ernährt wird als sein Herr, weil er das von ihm bereitete Mittagessen eher sieht als sein Herr, der es nicht eher sieht, als bis er speist! Auf dem Concil werden nur die Bischöfe eine Stimme und die einfachen Priester keine Stelle haben." Diese Küchensprache hat einen sehr klaren Sinn: die römischen Congregationen rechneten sehr darauf, dem Concil die Sorge der eigenen Vorbereitungen der Berathungen zu ersparen; das war das Geschäft des niedern Klerus; es sollte nur mit geschlossenen Augen sich an das ihm bereitete dogmatische Festmahl zu setzen brauchen. Dießmal machte die römische Curie die Rechnung ohne den Wirth.

---

## Viertes Kapitel.

### Die Stadt des Concils.

Die Zusammenberufung eines Concils nach Rom in die Basilica des Papstes ist eine Sache von großer Bedeutung. Drei Jahrhunderte hindurch hätte man nicht darein gewilligt, weil man wohl wußte, daß solche Nähe des hl. Stuhls den Bischöfen jede Unabhängigkeit rauben würde. Selbst Trient schien der Papststadt zu nahe. „Der hl. Geist kommt von da", sagte, wie schon bemerkt, der französische Gesandte, „mit dem Felleisen, welches die Versprechungen

und Ernennungen der Bischöfe bringt." Wir klagen das gegenwärtige Papstthum nicht an, sich solcher groben Münze bedient zu haben; allein es wird uns leicht sein zu zeigen, daß seine Angriffe auf die moralische Freiheit des Concils durch sein unmittelbares, fortwährendes und sogar leidenschaftliches Eingreifen jedes Maß überschritten hat. Was uns vornehmlich als schlimm erscheint für das Concil, das ist die römische Atmosphäre, der verderbliche Einfluß der Stadt, die moralische Malaria, voll von Schlaffheit und knechtischem Sinn, die man dort athmet, der unsinnige Romanismus, welcher Seele und Geist mit einem feinen Netz umschlingt. Aus den Briefen von L. Veuillot über die vaticanische Versammlung kann man ersehen, welchen Antheil an den Erfolgen des Ultramontanismus er dem Einfluß Roms zuschreibt. Ich glaube, er hat Recht. Ich möchte es beweisen, indem ich nicht ein Bild, sondern eine Skizze der hl. Stadt des Papstthums gebe, namentlich vom socialen und religiösen Gesichtspunkte, so wie sie vor den Ereignissen des Jahres 1870 war. Das ist der beste Commentar für die Geschichte des vaticanischen Concils; zugleich auch eine werthvolle Enthüllung, und die aufrichtigste, die wir kennen, des wahren Gedankens des Ultramontanismus über die Organisation der menschlichen Gesellschaft.

Nur ein Wort über den äußeren Charakter dieser seltsamen Stadt, wo alles zusammenwirkt, um die Seele in eine unbeschreibliche Schlaffheit zu versenken, wo die Zeit einen gewissen Greisenschritt hat, so daß man ihre Flucht gar nicht bemerkt. Sie geht mit gemessenem Schritt wie ein alter Cardinal, der so viele Größen hat verschwinden sehen, auf dem Wege zum Grabe. Die Gegenwart vermischt sich mit der Vergangenheit; es ist als wenn da die Dauer unbeweglich wäre. Was den Geist und die Phantasie fesselt und verhindert, daß die Aufregung nachläßt, ist der beständige Contrast, der die verschiedensten Dinge in demselben Augenblicke vor Augen führt, ohne sie jedoch in auffallender Weise einander entgegen zu stellen. Diese sonderbare Stadt hat eine Macht der Beschwichtigung, welcher nichts widersteht; sie ist wie jene Personen von einschmeichelnder Liebenswürdigkeit, welche durch ihre bloße Gegenwart verhindern, daß auseinandergehende Ansichten in offenen Kampf gerathen, und allen Stimmen einen Dämpfer aufsetzen. Diese beschwich-

tigende Gewalt liegt vornehmlich in der hohen Poesie des Ortes; der ästhetische Gesichtspunkt tritt unvermerkt an die Stelle des moralischen, der allein zu absoluten Urtheilen befähigt. So dringt die Beruhigung bis in die Winkel hinein; so gleitet hier, was anderswo Unwillen oder Mitleiden erregen würde, leicht über den entzückten Geist dahin, und so verschmelzen und vermischen sich die verschiedensten Gegenstände in dem Purpurlichte, was der Ruhm und Schmuck dieses Landes ist.

In Rom grenzt die prachtvollste Stadt an die Wüste. Ohne Uebergang kommt man vom glänzenden, geräuschvollen Corso mit seinen Palästen, von denen jeder ein Werk auserlesener Kunst ist, seinen mit Gold beladenen Kirchen, seinen reichen Magazinen zur Melancholie des Forums, welches mit einemmale in die schweigende unfruchtbare Ebene führt. So grenzen Cultur und Verödung, Gegenwart und Vergangenheit an einander und berühren einander. Diese grenzenlose Ebene macht den Eindruck eines Meeres, dessen zerstörende Woge immer mehr vordringt und die doch von allem, was sie verschlungen hat, einige Trümmer oben auf schwimmen läßt. Allein es ist ein Meer ohne Laut, ohne Brausen, welches schweigend zerstört, was es erfaßt, — das todte Meer des Abendlandes. — Wir wollen es jedoch nicht verläumden; die Traurigkeit der römischen Ebene hat eine unvergleichliche Schönheit. Die Appische Straße, dieser alte Weg der Gräber, hat deren nur noch zwei oder drei; allein was thut das? Dort geht man auf dem Staube der glorreichsten Vergangenheit, und ist nicht die Ebene selbst ein grandioses Grab? Sie ist bedeckt mit einer wuchernden und doch unfruchtbaren Vegetation wie mit einem grünen Leichentuch. Bloß die zerbrochenen Bogen der Aquaducte des Claudius bringen einigen Wechsel in die Wüste, während am Horizont die Hügel von Albano dieser niederdrückenden Oede etwas Anmuth verleihen. Hinter uns erheben sich die Thürme und Dome Roms. Man sollte meinen, es sei ein Palmyra oder Baalbek, und doch ist es eine der Hauptstädte der Welt, die so nahe an die Wüste grenzt. Der Eindruck dieses trüben und großartigen Schauspiels ist ein innerlich niederdrückender. Indem er ein ganzes Volk erfaßt, das ihn erfährt, ohne darüber nachzudenken, entnervt er es allmählich; es sagt sich

angesichts alles dessen, auf was es mit seinen Füßen tritt, es sei kaum der Mühe werth, das Leben wieder zu beginnen, und es beugt sich willig unter eine Regierung von Greisen in diesem Reiche der Vergänglichkeit.

Es gibt etwas noch Entnervenderes in Rom als die Melancholie der Ruinen. Das ist die religiöse Kunst, so wie sie im Cultus aufgefaßt wird und sich entfaltet. Sie hat ein theatralisches Gepräge; so zeigt sie sich in der Baukunst, in der Malerei und in der Musik. Nur muß man sich hier vor Mißverständniß hüten; denn in dem gegenwärtigen Rom gibt es mehrere Roms. Das glorreichste von allen ist in der Erde verborgen, es ist das Rom der Katakomben, welches seit den Ausgrabungen des Ritters de Rossi ein wunderbares Ganze darstellt.*) Die christliche Todtenstadt ist das treue Bild jener heroischen Kirche der ersten Jahrhunderte, welche durch ihr Märtyrerthum die Freiheit zu erringen und zu behaupten wußte.

Die Fresken der Katakomben zeigen keine Spur von einem angeblichen Primat des heil. Petrus, noch von dem Mariendienst. Sie reden nur von dem guten Hirten, der das verlorne Schaf sucht, von seiner innigen und mächtigen Liebe, die dem Weibe von Sichem das lebendige Wasser gibt, den Gichtbrüchigen heilt, Lazarus auferweckt und seine Jünger mit dem mystischen Mahle der Eucharistie speist. Die Legende fehlt da gänzlich; aus der Bibel allein stammen alle Symbole. Da sieht man, wie die Kirche alle menschlichen Größen verschmäht, sich ganz und gar um die unsichtbare Welt bewegt, zu deren Schwelle sie ihre geliebten Todten gebracht hat, und in deren Triumph mit einstimmt durch den symbolischen Ausdruck ihrer unsterblichen Hoffnung und ihrer seligen Gewißheit. In ihrem Namen wiederholt da alles das Wort des Herrn: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Warum muß man in Rom in die Tiefe der Erde hinabsteigen, um diesen Wahlspruch des wahren Christenthums, der von der Stadt selbst so vollständig Lügen gestraft wird, wieder zu finden? Nirgendwo tritt dieser Contrast mehr hervor als in einer neuerdings in der Katakombe des hl. Callistus wieder ge-

*) Im letzten Theile unserer Geschichte der drei letzten Jahrhunderte der christlichen Kirche werden wir die werthvollen Nachrichten mittheilen, welche die Katakomben über das christliche Alterthum liefern.

fundenen Freske, die fast die einzige in ihrer Art ist; denn die Christen pflegten mehr den Triumph des Glaubens als die Leiden und die Schmach darzustellen; die Wirklichkeit genügte in dieser Hinsicht, ohne daß man nöthig gehabt hätte, zu bildlichen Darstellungen seine Zuflucht zu nehmen. Die Freske, von der ich rede, stellt das Erscheinen eines Christen vor dem Tribunal des Kaisers dar. Der römische Cäsar, dieser König der Macht und Gewalt, sitzt auf seinem Stuhl, stolz und höhnisch, voll von Verachtung gegen den elenden Angeklagten, den er mit einem Worte in den Tod zu schicken bereit ist. Man braucht ihn nur anzusehen, um zu erkennen, daß er ihn wohl tödten, aber nicht vernichten kann, und daß er in der unbeugsamen Sanftmuth des Christen eine Schranke seiner Allmacht gefunden hat. Der Bekenner steht aufrecht, ruhig, entschlossen; ein seltsames Feuer strahlt aus seinen Augen. Er ist unüberwindlich. Das ist die sittliche Königswürde in ihrer ganzen Größe, die sittliche Königswürde, die der Angeklagte im Prätorium des Pilatus, welcher sprach: „Ich bin ein König; denn ich zeuge für die Wahrheit!" allen seinen Jüngern hinterlassen hat. Im Hintergrunde erscheint eine dritte Person, nämlich der heidnische Priester, der den Christen angezeigt hat und, nachdem er sein Werk vollbracht hat, flieht. Ecclesia abhorret a sanguine. Er ist befriedigt und zugleich beschämt, — befriedigt, denn sein Feind muß sterben; beschämt, denn er merkt, daß er einer unüberwindlichen sittlichen Gewalt gegenüber steht, die stärker ist als sein Götzendienst, wenn er auch von Henkern unterstützt wird. Die Zukunft sollte dem heidnischen Priester eine unerwartete Genugthuung geben. Es ist ihm gelungen, den Mantel des hingeopferten Christen aufzunehmen und sich damit zu schmücken. Er hat den Thron bestiegen, auf welchem der römische Cäsar das christliche Gewissen richtete und verdammte, und er hat in Rom nur zu lange verdammt. Nur that er es im Namen des Gottes des Evangeliums; davon ist er sogar aufrichtig überzeugt. Allein wie groß auch seine persönliche Frömmigkeit sein mag, das in ihm incarnierte Institut ist dennoch wesentlich heidnisch, indem es sein Haupt mit der geistlichen und mit der weltlichen Krone schmückt. Freilich muß er sich meistens mit machtlosen Anathemen begnügen, weil das Schwert seinen Greisenhänden entfallen ist; allein in seinen

Encycliken sagt er, was er damit thun würde, wenn er darüber zu verfügen hätte. Wir werden überdieß sehen, wie er es da gebrauchte, wo er der Herr war, wie in der Priesterstadt.

Nach dem Rom der Katakomben kommt das Rom, welches der Entwickelung der päpstlichen Gewalt im Mittelalter vorherging. Die Basiliken aus jener Zeit sind sehr interessant. In erster Linie erwähne ich die Basilica des hl. Clemens. Sie ist das treue Bild einer Basilica der ersten Zeit des Friedens der Kirche. Mehrmals wurde sie wieder aufgebaut; aber ihr Plan blieb unverändert. Neuere Ausgrabungen haben zur Entdeckung der viel älteren unterirdischen Basilica geführt, welche genau dieselbe Einrichtung zeigt. Hier stoßen Chor und Schiff zusammen. Das Gebäude ist in der That so eingerichtet, daß es sich für die alte Kirchenzucht eignete. Diese beruhte auf dem so hervorragend christlichen Gedanken, daß das Volk Gottes nicht mit der Welt verwechselt werden darf, daß man ihm nicht durch das Recht der Geburt, sondern durch das Recht der Bekehrung angehört, daß folglich zwischen der Welt und der Kirche eine Schranke sein muß, die immer bereit ist, vor dem Glauben zu verschwinden. Alles zielte darauf hin, daß der Anwesende begriff, um an dem Leben der Kirche Antheil zu haben, sei ein neues Herz, ein neues Leben nöthig. Daher die so ernsten Anordnungen für den Unterricht des Katechumenen, die von diesem forderten, daß er mit alten heidnischen Gewohnheiten breche. Daher auch die Eintheilung des Gottesdienstes in zwei verschiedene und scharf getrennte Theile, den einen für alle, welche das Wort Gottes zu hören wünschten, den andern bloß für die, welche das Recht hatten, an dem eucharistischen Sacrament Theil zu nehmen. Man braucht nur die alexandrinische Liturgie und die vor einigen Jahren in koptischer Sprache wiedergefundenen Apostolischen Constitutionen, die ganz gewiß bis in das zweite Jahrhundert hinaufreichen, zu lesen, um sich von der Entschiedenheit und Strenge zu überzeugen, mit welcher diese Scheidung zwischen den Bekehrten und Unbekehrten festgehalten wurde.

Die durch die Vereinigung der Kirche mit dem Kaiserreiche hervorgebrachte verderblichste Revolution bestand darin, daß das Volk des Staates mit den Mitgliedern der religiösen Gesellschaft gleichgestellt, und daß die unbekehrte Menge ohne Unterschied in das un=

endlich erweiterte Gebiet des Hauses Gottes aufgenommen wurde, ihre Unwissenheit und ihre Laster mitbrachte und bald mit eiserner Ruthe zum Vortheil der Hierarchie geleitet, bald ihren Leidenschaften und ihrem Aberglauben mit seinen rohen Formen, durch welche sie sich mit dem Himmel abfand, überlassen werden mußte. So entstand und wuchs heran das entartete Christenthum, welches die unterdrückende Autorität mit der gefährlicheren Nachsicht gegen das natürliche Herz, das gegen den Geist tyrannisch und gegen die Sitten nachsichtig ist, vereinigt, welches den breiten Weg an die Stelle des schmalen setzt und alle, die sich unter sein Joch beugen und sich von seinem Hirtenstabe blindlings leiten lassen, auf einem bequemen Wege zur Himmelsthür zu führen verspricht. Dieses Christenthum kennen wir, es ist der ultramontane Katholicismus in seiner vollen Entwickelung, so wie er in Rom vor unsern Blicken erscheint. Ist es nicht merkwürdig, daß sich grade in der Hauptstadt dieses entarteten Christenthums ein unwidersprechliches Denkmal der alten Verfassung der Kirche findet, welches auf die so bemerkenswerthen Einrichtungen der alexandrinischen Liturgie handgreiflich hinweist? Die Kirche des hl. Clemens ist in der That die architektonische Uebersetzung dieses unschätzbaren Documents. Ihre Einrichtung schon bekundet das große Princip der Scheidung zwischen den Gläubigen und den Profanen, die zum größten Segen beider eingeführt war. Die Kirche des hl. Clemens hat die Form einer Basilica mit drei Schiffen. Eine Halle von einfachem Styl, die einzige dieser Art, die in Rom existiert, führt hinein. Zwischen dieser und der Kirche selbst ist ein viereckiger, von Säulen umgebener Hof und in der Mitte desselben ein Springbrunnen, der zur Taufe benutzt wurde. Vor der Kirche selbst ist eine Säulenhalle oder ein Atrium von geringer Ausdehnung, welches Narthex genannt wurde. Dort hielten sich an verschiedenen Plätzen die Pönitenten und die Katechumenen auf; jene durften vor ihrer Wiederaufnahme, diese vor der Ablegung des Glaubensbekenntnisses und Empfang der hl. Taufe nicht in das Thor der Kirche hinein gehen. Von dort aus hörten sie die Predigt. Sie wurden entlassen, sobald der eucharistische Kelch unter den Gläubigen umhergereicht werden sollte. Unmöglich konnte die Grenzlinie zwischen der Kirche und der Welt schärfer gezogen werden, weil selbst

die, welche Christen werden wollten, an der Schwelle des Tempels stehen bleiben mußten. Die innere Einrichtung der Kirche des hl. Clemens ist ebenfalls von hohem Interesse. Ihre drei Schiffe endeten in einer sehr schönen und sehr einfachen Apsis, wo der Sitz des Bischofs war, umgeben von den Sitzen der Presbyter.

Die Gemälde, welche die Kirche des hl. Clemens und die übrigen Basiliken derselben Zeit schmücken, sind höchst einfach. Es ist wieder der gute Hirte, umgeben von den Schafen, für die er sein Leben gegeben hat; er ist der mystische Weinstock, aus welchem die christliche Seele ihre Lebenskraft erhält; oder es ist abermals Christus, begleitet von den Märtyrern, die der Kirche ihren Namen gegeben haben, wie der Kirche des hl. Cosmas und Damianus oder der Pudentiana.

Die Kirchenmusik jener Zeit mußte ergreifend sein, wenn man darnach urtheilen soll, daß sie Augustinus bis zu Thränen rührte. Et currebant lacrimae et dulce mihi erat cum eis.

Die wahrhaft römisch-katholische datiert nach unserer Ansicht von dem Wiedererwachen der Wissenschaft und der Reformation her; da hat sie ihren Höhepunkt erreicht und in ihrer ganzen Aufrichtigkeit sich gezeigt. Bis zur Reformation hat die Kirche alle Elemente in sich, welche sich später trennten und sogar bekämpften. Wer könnte leugnen, daß der deutsche Katholicismus sich lange vor der Reformation von dem südlichen unterschied? Das mystische Feuer in den nordischen Klöstern deutet schon auf ein seltsames Ringen nach einer directen und unvermittelten Gemeinschaft mit Gott hin. Selbst im italienischen Katholicismus gibt es viele Unterschiede, die bisweilen die Spaltung voraus ahnen lassen, wie in der bedeutenden Erscheinung des Savonarola. Ich möchte diese Ausbrüche eines freieren religiösen Gefühls mit dem plötzlichen Hervorbrechen eines Stromes vergleichen, der vorher lange unter der Erde dahinfloß. Er existierte schon, ehe er in einer strahlenden, brausenden Wassermasse an die freie Luft hervorsprudelte. Die katholische Kunst des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts hat den Reichthum der Kirche, den sie damals unvermindert in ihrer großen Mannichfaltigkeit besaß, sich zu Nutze gemacht. Ich übertreibe nichts und behaupte nicht, daß der Katholicismus jenes Zeitalters eine Art von anticipiertem Protestantismus war; nein, es war die Kirche der Einheit und der Hierarchie, die

neue Theokratie; allein es war dennoch ein ganz anderer Katholicismus als der, welcher nach der durch die Reformation veranlaßten großen Trennung entstand, ein Katholicismus noch ohne das römische Gepräge, voll Kraft und Ursprünglichkeit trotz seiner Irrthümer, mystisch und gelehrt, streng und mächtig.

Diesem Katholicismus verdanken wir die gothische Kunst, die sich nie nach Rom verpflanzen ließ und aufgehört hat, sobald es in allen Gebieten der Kirche einen entschieden vorwiegenden Einfluß ausübte. Was ist die Gothik anders als grade die großartigste Manifestation des germanischen Katholicismus, aus welchem die Reformation hervorgehen sollte? Man streite, so viel man will, über ihren Ursprung, man gebe den Römern die Ehre der Erfindung des Gewölbes, den Arabern die der durchbrochenen Linien der Gewölbbogen, es steht fest, daß die gothische Kunst eine schöpferische war und daß sie allen Elementen, die sie anderswoher erhalten, ihr Siegel aufgedrückt hat. Sie hat geschaffen, wie das menschliche Genie schafft, welches nicht wie Gott seine Werke aus dem Nichts hervorruft; sie hat ihnen bloß ein wahrhaft neues Gepräge gegeben, eine Idee, eine Empfindung eingeprägt, die ihr eigen ist, so daß man ihr die Originalität nicht abstreiten kann. Was ist nun der Gedanke, die Idee der Gothik? Man gehe in den Kölner Dom und man wird es sofort erkennen. Die gothische Kunst hat in diesem gewaltigen Bauwerke, wie in allen ähnlichen, die Welt darstellen wollen, die Gesellschaft, so wie sie von ihr aufgefaßt wurde. Sie führt sie ganz auf den christlichen Typus zurück, gibt ihr die Form des Zeichens der Erlösung und versetzt sie, so zu sagen, in die Region des Unendlichen und Ewigen mit den kühn himmelanstrebenden Thürmen. Man stelle sich in den Chor des Domes, da sieht man, wie alle Linien sich wiedervereinigen, zusammendrängen und zwar in einem unwiderstehlichen Schwunge, der den Geist mit fortreißt und ihm gewissermaßen Flügel verleiht. Der innere Gewölbbogen hat in verjüngtem Maßstabe denselben Charakter; auch er spricht durch seine Linien: Excelsior! Sursum corda! Himmelan! Nichts Aehnliches gab es vorher in der Kunst. Der heidnische Tempel zumal in seiner bezaubernden griechischen Gestalt ist ein Gebäude mit beschränkten Verhältnissen; er ist bloß zur Wohnung der Gottheit bestimmt; er braucht nur eine

wohlgeschmückte cella zu haben, darin eine Statue von vollendeter Schönheit und einen Platz für den Opferaltar. In seinem schönen sonnigen Marmor bewahrte er das Lächeln seiner Religion. Die römische Basilica, die bemerkenswertheste architektonische Schöpfung des königlichen Volkes, entspricht vollständig seinem Genie; sie hat nur die horizontale Linie und geht ganz in die Länge und in die Breite. Nichts zieht den Blick über die Welt hinaus; sie ist das einzige Reich, welches Rom je begehrt hat. Der Dom dagegen ist ein großes Memento des ewigen Lebens; er kniet, wie ein Dichter gesagt hat, in seinem steinernen Gewande und betet. Freilich gilt mir das Obergemach in Jerusalem mit seinen Feuerzungen mehr; allein man kann nicht leugnen, daß der Katholicismus des Mittelalters trotz seiner Finsterniß auch seine feurige Zunge zur Verherrlichung des Gottes des Evangeliums gehabt hat. Ich erinnere an die erhabenen Gesänge des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die sammt den Liedern Luthers das schönste, gefühlvollste sind, was der christliche Gesang hervorgebracht hat.

Man vergleiche jetzt die kirchliche Architektur Roms mit jenen Monumenten des Nordens! Das ist ein absoluter Contrast. Ist es zunächst nicht merkwürdig, daß Rom die Gothik, selbst in ihrer Glanzperiode, völlig vermieden hat? Eine einzige Kirche hat einige Spuren derselben, die Kirche Santa Maria della Minerva. Aber man hat sich beeilt, sie durch eine Ueberladung mit geschmacklosem Zierrath zu verderben. Alle römischen Kirchen mit Ausnahmen jener haben den Typus der alten Basilica. Ich weiß wohl, daß man sie in die Gestalt des griechischen oder lateinischen Kreuzes gebracht hat; allein worauf es ankommt, ist dieß, daß der Gedanke der ganz äußeren Größe, daß die Ausdehnung und nicht die Erhabenheit ihr charakteristisches Merkmal ist. Da vernimmt man unaufhörlich den alten Wahlspruch Roms: Dein ist das Reich! — denke vor Allem an das Regieren, an das Herrschen! Die meisten dieser Kirchen sind sehr mittelmäßig, selbst im Innern, wo man Kunstwerke aufgehäuft, aber auch Zierrathen verschwendet hat, so daß das Auge davon ermüdet wird. Die Baumeister haben ihren Stolz in die Anordnung der Façaden gesetzt, sind aber hinsichtlich der allgemeinen Einrichtung niemals über die Routine hinausgekommen.

Wenn man von der kirchlichen Architektur Roms eine vollständige Vorstellung haben will, so muß man die St. Peterskirche betrachten. Es gibt keinen schneidenderen Gegensatz als die glänzende Basilica des Vatican und den Dom zu Köln. Ich verhehle nicht, daß ich jene bewundere. Ich gebe zu, daß selten ein Anblick großartiger ist als der des Ganzen von Monumenten, wovon sie den Mittelpunkt bildet. Die halbkreisförmigen Säulenhallen, welche den Platz umringen, in dessen Mitte der Obelisk steht, bilden die schönste Einleitung in die Basilica selbst. Diese ist so harmonisch angeordnet, daß ihre Größe nichts Erdrückendes hat, weil kein Theil hervorspringt, noch ungeschickt eingefügt ist. Die doppelte Kuppel, welche bis zu einer schwindelnden Höhe emporsteigt, erscheint als eine natürliche Entwickelung des Bauwerks. Die fünf Schiffe des Innern vereinigen sich bei der Apsis, wie die Zweige eines Riesenstammes. Und diese ganze Größe erhebt doch nicht; alles das dehnt sich aus und verschwindet im Raume, steigt aber nicht wahrhaft empor. Die hl. Kapelle in Paris, diese ideale Schöpfung der Regierung Ludwig des Heiligen, würde in einer einzigen Kapelle der Peterskirche verschwinden, und doch ist sie viel erhebender; sie hat jenen unbeschreiblichen geflügelten Schwung der gothischen Linien, der den Geist in die Höhe mit fortreißt. Die Erhabenheit hängt nicht von der Dimension ab, sondern von der Direction und Inspiration. Die Peterskirche mit aller ihrer Pracht macht auf mich den Eindruck eines hoch gelegenen Ortes, von wo man nicht den Himmel, sondern die Reiche der Welt sieht. Ist nicht dieser Handel um die irdische Herrschaft der römischen Hierarchie angeboten und hat sie ihn nicht um den Preis der geistlichen Regierung angenommen? Hat sie nicht darin dem entarteten Judenthum der Synagoge nachgeahmt? Die Peterskirche und die übrigen großen Basiliken scheinen diese Ausartung des ursprünglichen Christenthums durch das treffendste Symbol darzustellen. Hier erinnert alles an den Christus imperans, nichts bezieht sich auf den Gekreuzigten, auf seine Erniedrigung und seine innere Herrlichkeit. Die Peterskirche ist das Capitol des Papstthums. Jedenfalls ist sie ein Product der großen Kunst und hat das Gepräge des stolzen Genies Michel-Angelos. Allein was soll man von der Architektur der von den Jesuiten erbauten Kirchen sagen? Sie

führen uns in die zweite Periode der römischen Herrschaft. Die Reformation hat ihre Fackel über die Welt geschwungen; die Herrschaft über Europa ist dem Papstthum streitig gemacht. Die Zeit des hochmüthigen Königthums ist vorüber; der Absolutismus muß sich beugen, aber er beugt sich wie der Stahl, ohne je zu brechen. Diese Mischung von List und unbezwinglicher Gewalt ist ganz der Jesuitismus, jene große, geschickte Stütze der päpstlichen Autorität in den schwierigen Zeiten, wenn es darauf ankommt, eine geschickte, schlaue Politik mit der Hartnäckigkeit zu verbinden. Aber damit verliert man die Größe. Auch ist die Architectur der Jesuiten ganz zierlich und verwickelt. Wenn man die überladene Ornamentik ihrer Kirchen sieht, so sollte man meinen, sie hätten ein eiteles altes Weib schmücken wollen. Sie haben mit Sammetteppichen den Weg des Paradieses belegt und bemühen sich, den Eingang desselben zu erweitern. Ihre Geschichte und ihr Geist ist in den Steinen ihrer Gebäude zu lesen. Ich schließe die Betrachtung dieses Gegenstandes mit der Hinweisung auf eine bezeichnende Thatsache. Man begreift sehr wohl, daß sich die römische Architectur die alten heidnischen Tempel oder Gebäude immer ohne Schwierigkeit angeeignet hat: der Tempel der Faustina und der der Venus in Rom und die Thermen des Domitian sind mit der größten Leichtigkeit in Kirchen umgewandelt. Ein gothisches Gebäude könnte nie solchen Ursprung haben.

Wenn wir von der Baukunst zur Malerei übergehen, so könnte ich dieselben Betrachtungen anstellen. Es ist unbestreitbar, daß auch die große mystische, religiöse Malerei der Zeit vorherging, da der römische Katholicismus sich mit der Reformation in Widerspruch setzte, und daß ihre höchsten Erzeugnisse derselben Bewegung angehören, welche die gothische Kunst und die Dome hervorgebracht hat.

In Flandern und in Deutschland entsteht und vervollkommnet sich diese Malerei. Das reinste christliche Ideal strahlt aus dem Angesicht der Jungfrau von van Eyck, Albrecht Dürer und Holbein. Italien folgt dieser Bewegung und mildert die Strenge durch die unnachahmliche Grazie, deren Geheimniß es besitzt. Zwischen dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert erreicht diese Kunst ihren Höhepunkt. Welche außerordentliche Zartheit, welche himmlische Lauterkeit, welche feurige Ekstase auf der Leinwand und in den Fresken

eines Fra Angelico und eines Francia! Im Vatican gibt es eine Kapelle, die mit der Malerei des ersten dieser Maler geschmückt ist, und man versäumt es oft, sie zu besuchen, weil es nicht auf dem Programm steht, nämlich die Kapelle des hl. Laurentius und des hl. Stephan. Das ist die große christliche Malerei. Die christliche Seele gibt sich in diesen lebendigen Farben kund und bezeugt uns ihre Liebe zu Christo, ihren fröhlichen Glauben an ihn und ihr Mitgefühl mit allen seinen Leiden. Ich erinnere noch an die berühmte Freske Angelicos im Kloster von St. Marcus in Florenz, welche die bedeutendsten Heiligen und Gelehrten um das Kreuz vereinigt und in derselben Gluth der Anbetung darstellt. Darin erkennt man den Maler, der jedesmal einen Strom von Thränen vergoß, wenn er den Pinsel ergriff, um das Angesicht Christi oder der Maria zu malen. Nach meiner Ueberzeugung ist der letzte und größte dieser wahrhaft christlichen Meister Fra Bartolomeo, der Dominicaner, Schüler Savonarolas. Der römische Katholicismus kann nicht den treuen Freund des als Ketzer verbrannten Reformators von Florenz für sich in Anspruch nehmen. Sein Bild der Grablegung Christi im Museum Pitti in Florenz ist ein Act der Anbetung. Der Pinsel hat dabei nichts verloren, er hat seine ganze Lieblichkeit, seinen ganzen Glanz und seine ganze Festigkeit bewahrt. Allein es ist unmöglich, dieses Gemälde lange zu betrachten, ohne ein gemischtes Gefühl von Zärtlichkeit und tiefer Ehrfurcht vor Christo zu empfinden, welches mit einem gewissen Ungestüm in der Niederwerfung der Magdalena, mit einer engelgleichen Sanftmuth im Blick des hl. Johannes und mit einer unaussprechlichen Traurigkeit in dem der Maria dargestellt ist.

Diese tief christliche Kunst ist nicht die Tochter Roms. Freilich finden sich dort ihre Werke in großer Zahl, weil das Papstthum die prächtigsten Museen in der ewigen Stadt einzurichten gewußt hat; allein die Eingebung zu diesen mystischen Gemälden kam anderswoher. Man wird uns Raphael entgegenhalten, der alles verstanden und alles wiedergegeben hat; allein sein Genie hatte sich unter dem heitern Himmel Umbriens entwickelt. Ich weiß wohl, daß er in Rom die Disputa über das hl. Sacrament gemalt hat; allein findet sich da unter den zweifelnden und suchenden Theologen nicht auch das

edele Gesicht Savonarolas? Kann man leugnen, daß der Hauch der Reformation hindurchgeht? Jedenfalls hat er dort die Fornarina, den Triumph der Galatea und Psyche gemalt, ausgezeichnete Werke, die aber nicht mehr der christlichen Malerei angehören. Was Michel-Angelo anbetrifft, so weiß jeder, wie sehr er vom Sauerteig der Reformation durchdrungen ist, wie seine Briefe an Vittoria Colonna beweisen. Als er rückhaltslos der Eingebung des Ortes folgte, malte er in der Sixtina sein Jüngstes Gericht. Das ist, ich gestehe es, ganz römisch. Ich bewundere seine Macht, sein Feuer, zumal wenn man es von den Purpurstrahlen der Abendsonne beleuchtet anschaut. Allein ich kann kein religiöses Gemälde darin finden. Dieser Christus, der einem antiken Herkules gleicht und die Verdammten mit einer so furchtbaren Gebärde verflucht, ist der Christus des Vatican, der Christus der Inquisitionen, dessen Arme nicht aufzurichten, nur zu zerschmettern verstehen. Alle heidnischen Einzelheiten, welche die Hauptfigur umgeben, erinnern an den Hof eines Julius II. und eines Leo X. Man vergleiche diese furchtbare Freske mit dem Gemälde Fra Angelicos, welches denselben Gegenstand darstellt, im Palast Corsini. Hier ist das Drama ein ganz sittliches. Der trostlose Schmerz in den Gesichtszügen der Unbußfertigen ist nicht der bloße Reflex von den Blitzen der Rache, er kommt von innen heraus. Da ist das Evangelium; in der Sixtina finde ich nur den liber pontificalis. Sobald die christliche Malerei diesen Boden berührt, verliert sie ihren wahrhaft religiösen Charakter, obwohl sie ihm mit Raphael einen blendenden Glanz verleiht; sein Genie ist zu groß, um nicht mehr als jeder Andere dem Einflusse der Umgebung sich zu entziehen, wennschon auch er ihn am Ende seiner kurzen und glänzenden Laufbahn erfahren hat. Vergessen wir nicht, daß sein Schüler Giulios Romano war, dessen Pinsel, sobald er nicht mehr von den Entwürfen seines Meisters gezügelt und geleitet ist, bald wollüstig und sinnlich wird. Mit dem Pontificat Gregors XIII. beginnt der Verfall; die Manieristen überschütten mit ihrer conventionellen Kunst die Kirchen, Klöster und Paläste. Der Ritter von Arpino (1561), von dessen Werken Rom voll ist, ist der Repräsentant dieser Schule ohne Hoheit und ohne erhabene Inspiration. Der religiöse Charakter verschwindet mehr und mehr. Der Architekt Bernini

und der Maler Arpino sind wahrhaft römische Künstler und solche, wie sie der dem Joch des Jesuitismus unterworfene Katholicismus lieben mußte.

Die Kirchenmusik durchläuft dieselben Phasen wie die Malerei und Architektur. Der Gesang ist das Echo der Kirche des Mittelalters, ernst und traurig. Dann gibt es einige wahrhaft bedeutende Meister, die, wie Allegri, in großartigem und fast monumentalem Style schreiben. Das Miserere dieses Componisten, welches man am grünen Donnerstag und Charfreitag in der sixtinischen Kapelle ohne Orgelbegleitung hört, macht einen überwältigenden Eindruck. Allein nimmt man die Kapelle des Papstes in ihrer Hauptperiode aus, so ist die Musik in Rom hinsichtlich der Composition eine klägliche. In den Kirchen zweiter Klasse ist sie in jeder Hinsicht schlecht; man beschränkt sich darauf, die berühmten Opern zu plündern, und man singt sie mit der ganzen nachlässigen Haltung der Theaterchöre. Kaum wird in St. Johannes zum Lateran und in der Peterskirche der Gesang mit Sorgfalt ausgeführt. Die Theatermusik, wenn sie wahrhaft schön und lebendig ist, übertrifft diese Bastard-Compositionen bei Weitem an Ernst. Freilich hat der Katholicismus anderswo andere Erzeugnisse der Musik; er hat Schätze christlicher Musik; das Requiem Mozarts, die Messen von Beethoven, Weber und sogar von Rossini zeugen von einer ganz anderen Inspiration. Aber das ist es nicht, was Rom gefällt. Man zieht die weichen Harmonieen vor, welche die Seele einlullen und sie ganz eingeschläfert der kirchlichen Autorität überliefern. Die wahre religiöse Musik findet sich in Deutschland. Man höre die Passion von Sebastian Bach mit ihren erhabenen Gesängen, und man wird sich nicht mehr sagen lassen, daß die Reformation von der großen Kunst nichts wisse. Sie ist bald majestätisch, bald innig, indem sie sich weit über die Blümeleien jener profanen Messen erhebt, welche nach den Arien gesungen werden, die zu leichtfertig sind, als daß die menschliche Passion sich damit begnügen ließe. Um übrigens zu zeigen, daß mein Urtheil kein parteiisches ist, berufe ich mich auf das Urtheil eines hervorragenden Katholiken, des Victor von Lamprade, welcher im Correspondant Folgendes sagt: „Es scheint mir, daß die Licenzen, die man unserer heutigen Kirchenmusik gestattet, alles übersteigen, was

das religiöse Gefühl ertragen darf. Wenn ich neben dem Altar militärische Fanfaren heulen oder bellen höre, so bin ich nicht sicher, ob ich dieser Welt angehöre. Wenn ich sehe, wie Schauspieler-Banden, um sie mit ihrem Namen zu nennen, in den Chor hineingeführt und unter die Priester gestellt werden während des Opfers, so mag ich die Meisterwerke der Musik verstehen, es ist mir doch unmöglich, mich frömmer, gesammelter zu fühlen als in der Oper. Als Katholik aus Ueberzeugung kann ich solchen Erscheinungen gegenüber nur seufzen, im Gedanken daran, daß es in der Kirche vorübergehende Mißbräuche gegeben hat; wäre ich aber ein Freidenker, so würde ich zu mir selbst sagen: Das ist eine Religion, die zu Grunde geht. Nach meiner Ansicht hat die Musik in den katholischen Gebräuchen in unsern Tagen die von der Kirche ihr weislich auferlegte Zucht durchbrochen. Ich lasse keinen der schlechten Gründe gelten, die nicht aufgezählt zu werden brauchen und zu wenig religiös sind, welche den kirchlichen Eifer in diese falsche Bahn gebracht haben. Mit einer Masse von Liedern und Kerzen zieht man die Seelen nicht zur Wahrheit hin, und damit erhält man sie nicht im Glauben."

Nach diesen Bemerkungen über die Zugaben zum Cultus reden wir jetzt vom Cultus selbst, so wie er in Rom gehalten wird. Sein Hauptmerkmal besteht in dem, was ich absoluten Ritualismus nennen will. Ich tadele den Ritus an sich nicht; ich weiß, es ist unumgänglich nothwendig, daß die öffentliche Anbetung gewisse zuvor geordnete Formen habe, damit alles in Ordnung und Wohlanständigkeit hergehe, und die Andacht nicht durch beständige Ueberraschung gestört werde. Allein der christliche Ritus muß sehr einfach sein und darf die Freiheit nicht völlig ersticken; er muß so beschaffen sein, daß er an die lebendigen Gefühle der Seele sich wendet, zur Erweckung derselben beiträgt, daß er zum Herzen und Geiste redet. In Rom wird durch den Ritus alles ersetzt. Die vorgeschriebene Form ist nicht der Antrieb oder der Ausdruck der Frömmigkeit, sondern eine Art von geschickt eingerichteter Maschine, die alles allein verrichtet, wie die Gebetmühle der Orientalen, aber so, daß sie mit ihrem verwickelten Räderwerk das sittliche Leben zermalmt. Das Individuum verschwindet völlig der Kirche gegenüber; sie betet durch seine Lippen, sie kniet mit ihm im vorgeschriebenen Moment, sie erhebt sich mit

ihm auf Commando; jeden Augenblick hört man die Schelle des Haushofmeisters, fast wie das Pfeifen des Maschinisten. Die heilige Sprache ist eine todte; sie ist die Stimme der Vergangenheit, meistens unverständlich für den, der ihr passives, eintöniges Echo ist. Das Evangelium und die Epistel werden nicht gelesen, sondern in näselndem Ton, der keinen Gedanken aufkommen läßt, gesungen. Die hl. Schrift wird Tag für Tag zerschnitten und zerhackt, ohne daß die lechzende Lippe je aus der sprudelnden Quelle schöpfen könnte. So wird allenthalben und allezeit der Geist dem Buchstaben geopfert. Der Ritus, wie er in Rom verstanden und angewendet wird, ist in der That die Versteinerung des Cultus.

Sein zweites charakteristisches Merkmal ist dieß, daß er eine Darstellung der christlichen Mysterien ist oder vielmehr ein täglicher Versuch, sie zu erneuern. In dieser Hinsicht kommen sie den alten Mysterien des Heidenthums nahe. Die Messe ist ganz entschieden ein Versuch, den Opfertod auf Golgatha darzustellen und zu wiederholen. Dem Fremden in Rom tritt dieser Charakter des katholischen Cultus namentlich in den Gebräuchen der heiligen Woche unverschleiert entgegen. Tag für Tag entrollt man vor den Augen der Gläubigen die Passions-Scenen. So stellen am hl. Mittwoch, während das Miserere gesungen wird, zwölf brennende Kerzen die Apostel dar; sie erlöschen eine nach der andern, um ihren Abfall und ihr feiges Verlassen des Herrn zu bezeichnen. Am grünen Donnerstag beugt sich der Papst vor zwölf armen Priestern und wäscht ihnen die Füße; dann setzen sie sich an den für sie bereiteten Tisch, und er bedient sie. Alsdann folgt das Begräbniß der Hostie. In der Kapelle des heil. Paulus legt man sie gleichsam in ein Grab; alle Kerzen sind ausgelöscht, keine Glocke läutet mehr. Es ist ein vollständiger Contrast gegen den Palmsonntag, an welchem der Papst, immer der Repräsentant Christi, einen Triumpheinzug in die Basilica des hl. Petrus hält, während die heiligen Zweige ihn beschatten und sich vor ihm neigen. Am Charsamstag sucht man mit großem Pomp die Hostie, man nimmt sie aus dem Tabernakel, ihrem Grabe und zeigt sie dem Volke als den auferstandenen Herrn; am Ostermorgen celebriert der Papst in der Confession der Peterskirche die große Ostermesse. Wenn er die heiligen Elemente

in die Höhe hält, dann wirft sich die ganze Versammlung nieder, und ein sehr schöner Gesang ertönt aus der Tiefe der Confession. Das Volk glaubt vor seinem von Neuem auferweckten Gott zu liegen. Dann steigt der Papst auf den Balcon der Basilica und ertheilt den Segen urbi et orbi. Dann ist Rom in der That das Eleusis des Katholicismus, der Ort der großen Mysterien, wo man feierlich das Schauspiel der heiligen Geschichte aufführt. Es ist bekannt, daß am Weihnachtsfeste in den meisten Kirchen eine Krippe ausgestellt und das Geheimniß der Geburt, wie im Frühjahr das Geheimniß der Kreuzigung, dargestellt wird. Demnach ist leicht zu begreifen, wie im Mittelalter das Theater aus der Kirche hervorgegangen ist; man kann aber sagen: in Rom ist es entschieden darin geblieben. Die Kirche hat Gefallen daran, außerordentliche Vorstellungen zu geben, welche die Aufmerksamkeit erregen und reizen. So sah man in Rom im Herbst 1869 bei einer kleinen Kapelle, zwei Schritte vom heil. Johannes zum Lateran grob angefertigte, aber ausdrucksvolle Wachsfiguren, welche eine schreckliche Hinrichtung katholischer Missionare in Ost-Asien vor Augen führten. Man drängte sich um dieses schreckliche Schauspiel, und die Gaben fielen lustig in die Becken der Sammler. Solches Markthalten ist nicht herabwürdigend und sehr einträglich. Es ist seltsam: in diesem Lande des Südens, wo man eine außerordentliche Angst vor allem hat, was an den Tod erinnert, umgibt man ihn mit den düstersten Formen, um so besser auf die Einbildungskraft zu wirken. Es gibt nichts Düstereres, als wenn eine Brüderschaft mit den übergezogenen Kapuzen einen Sarg zum Friedhof begleitet. Die Kapuziner geben fortwährend eine Leichenvorstellung. Sie sind auf den Einfall gekommen, in den Kellern ihrer Hauptkirche ein ganzes Heer von Skeletten aufzustellen, die sich aus den Verstorbenen ihres Ordens rekrutieren und das Vorrecht haben, das Entsetzen unsterblich zu erhalten.

Ferner weisen wir auf den lohnsüchtigen Charakter des römischen Cultus hin. Ich rede nicht nur von dem Gelde, das er erfordert, um seine Pracht zu bestreiten, noch von dem Peterspfennig, der in allen Ländern so eindringlich und geschickt verlangt wird. Ich meine vornehmlich den traurigen Irrthum, der darin besteht, daß man sich einbildet, man könne seinen Theil am Himmel durch eigene

Werke und Verdienste erkaufen. In Rom macht sich dieser Irrthum schamlos und zügellos breit; denn die Stadt des Papstes treibt unaufhörlich den Ablaßhandel. Jede Kirche nimmt ein Theilchen von diesem Schatze für sich in Anspruch und verheißt denen seine Wohlthat, die sich dieser oder jener Satzung unterwerfen; diese trügerischen Verheißungen liest man auf der Vorderseite der Kirche. Wo sonst auch kommt man auf den naiven Einfall, die in der Welt genossenen Freuden durch die Langeweile zu sühnen, welche man sich mit dem Hersagen der Litaneien und mit dem langen Knieen auf den Steinplatten der Kirchen auferlegt. Die Eintheilung des Jahres in gemeine und Festtage beruht auf demselben Princip. In Rom ist der Unterschied zwischen dem Carneval und der Fastenzeit am schroffsten. Jener läßt den größten Narrheiten ihren freien Lauf. Auch er gilt als kirchliches Institut; Bälle, Theater, lustige und zügellose Feste gibt es nach Herzenslust. Die alten Bacchanalien herrschen in den Straßen von Rom während dieser Zeit der Freiheit und Zügellosigkeit, so jedoch, daß man um eine bestimmte Stunde das Lachen unterdrücken und die komische Maske mit der tragischen vertauschen muß, indem man das Haupt mit Asche bestreut. Wie eine gute Mutter nimmt die Kirche die gestern noch vom Weine berauschte lärmende Menge in ihre Hallen auf, setzt sie auf gewöhnliche Diät und läßt sie Messe auf Messe hören. Das Unglück ist, daß die Sünde, wie die Reue vorausgesehen war: das ist eine Sache des Kalenders.

Ein viertes charakteristische Merkmal des römischen Cultus ist die Ueberladung mit dem Wunderbaren. Die Mirakel treten überall an die Stelle des wahren Wunders oder drängen dieses in den Schatten. Die lächerlichen Legenden wuchern hier wie das Unkraut auf dem schlecht gepflegten Felde; sie bedecken fast ganz die großen evangelischen Realitäten. So wird das wahrhaft christliche Uebernatürliche compromittiert durch ein phantastisches Uebernatürliche, was zu jenem zugehören scheint. Man kennt die Madonnen, welche die Augen verdrehen. Man schreibt ihnen mehrere merkwürdige Bekehrungen zu. Es gibt kein Heiligthum, welches nicht seine wunderbare Geschichte hätte, von der Kapelle der Madonna von Loretto an, welche, wie man sagt, durch die Luft von Palästina nach Italien

transportiert wurde. In Neapel wird die schändliche Gaukelei mit dem flüssig werdenden Blute des hl. Januarius alle Jahre wiederholt, ohne irgend einen Protest der päpstlichen Behörde; diese duldet und beschützt sie, obwohl sie sehr wohl weiß, daß das Verfahren, durch welches man das geronnene Blut des Heiligen in Fluß bringt, ganz bekannt ist. Das Wasser von la Salette und die Grotte von Lourdes, die, wie man sagt, wunderbare Heilungen verrichten, sind in Rom patentiert; denn nicht zufrieden mit seinen eigenen Wundern, fördert es allenthalben diese Art grober Magie, welche an die schmachvollste Zeit des Verfalls des Heidenthums erinnert, aber sehr einträglich ist. Es ist leicht zu begreifen, wie der Glaube an ein falsches Wunder entsteht. Man braucht sich nur in die Kapelle zu begeben, welche nahe bei der Kirche der hl. Agnes zur Erinnerung an die große Gefahr erbaut wurde, welcher der Papst vor einigen Jahren an demselben Orte entging, als der Fußboden plötzlich unter ihm zusammenbrach, ohne daß der hl. Vater irgend einen Schaden dadurch erlitt. Gewiß ist nichts berechtigter, als unter solchen Umständen eine herzliche Dankbarkeit gegen Gott zu beweisen und sie öffentlich zu bezeugen; allein der hl. Vater sah in dem providentiellen Schutz, der ihm das Leben rettete, ein Wunder erster Klasse. Er hat ein großes Bild malen lassen, welches die ganze Scene in lebendigen Farben darstellt. Auf dem Vordergrunde sieht man den Papst ruhig und lächelnd mitten in der Gefahr, während seine Umgebung, darunter einige französische Offiziere, die feigste Angst kund geben. Die tapferen Franzosen sind vom Künstler nicht verschont worden; er hat sich nicht gescheut, sie zum Contrast mit der erhabenen Heiterkeit des hl. Vaters als zitternd darzustellen. Die hl. Agnes erscheint in der Luft und hält ihre schützende Hand über ihn; im Hintergrunde des Gemäldes aber beherrscht Maria, von Engeln umringt, die ganze Scene. Diese plastische Auslegung einer ziemlich einfachen Begebenheit gilt den meisten Beschauern als Thatsache. Es versteht sich, daß die hl. Agnes und Maria dem hl. Vater erschienen sind; das ist ein Evangelium, und die künftigen Zeiten werden das Wunder mit tiefer Rührung erzählen. So sieht man, wie die Legende entsteht.

Das letzte charakteristische Merkmal des römischen Cultus ist die zügellose Idololatrie. Man darf nicht behaupten, daß die Bilder

nicht angebetet, und daß die Gebete Gott dargebracht würden. Jene sind gradezu gleichsam Fetische. Es ist unzweifelhaft, wenn man sieht, mit welcher Inbrunst der Fuß der angeblichen Statue des hl. Petrus in der Basilica des Vatican, der von den Lippen der Tausende von Anbetern fast halb abgerieben ist, geküßt wird. Das Bild des Bambino, welches von den Kapuzinern am Weihnachtsfeste ausgestellt wird, genießt wahrhaft göttliche Verehrung. Die Madonnen, welche, nachdem sie zum Range der wunderthätigen Jungfrauen erhoben, mit prächtigem Schmuck bedeckt wurden, werden wie die berühmten Bildsäulen der Venus oder der Juno im Alterthum verehrt. Was die Reliquien der Heiligen betrifft, so ist ihre überhandnehmende Menge in der That beunruhigend; denn gewiß ist mehr als ein Schurke unter dem Namen irgend eines Heiligen der Gegenstand einer tiefen Verehrung. Zahllos sind die Fabeln, die man über diese angeblich heiligen Ueberreste in Umlauf setzt. Zeigt man auch nicht, wie im armenischen Kloster in Jerusalem, die Steine, welche geschrieen haben sollen, oder, wie in Florenz, die Reliquien der hl. Dreieinigkeit, das neue Mysterium und zwar das erstaunlichste von allen neben denen des Glaubens, so liefert man wenigstens ein Stück von allen Heiligen, den bekannten wie den unbekannten. Das Reliquienkästchen mit Gold oder Diamanten läßt das apokryphische Gebein passieren. Diese Art der Frömmigkeit ist bei dem andächtigen Theile des Volkes die leidenschaftlichste. Aber es gibt noch einen anderen, feineren Götzendienst, der täglich zunimmt, das ist derjenige, der in der Erhebung des Geschöpfs auf Kosten des Schöpfers und Erlösers besteht. Wir haben schon auf die entsetzliche Vergötterung der Maria hingewiesen, durch welche die Trinität in eine Vierzahl verwandelt werden muß. Seit der Proclamation der unbefleckten Empfängniß nimmt sie eine unerhörte Ausdehnung an, der nichts in der Vergangenheit gleich kommt. Der Romanismus hat nicht mehr als zwei immer gegenwärtige und angebetete Gottheiten, Maria im Himmel und den Papst auf Erden. Wenn man das wahnsinnige Zujauchzen hört, womit der Papst, wenn er vorüberfährt empfangen wird, dann denkt man an das Geschrei, mit welchem die Sidonier den Herodes begrüßten: Das ist Gottes Stimme und nicht eines Menschen! . . .

So steigert sich alle Tage ein entwürdigender Materialismus im Cultus, der immer darauf aus ist, neue Götzen aufzuspüren. Gegenwärtig steht der hl. Joseph in großer Gunst; seine Denkmünzen heilen Leib und Seele. Vor einer großen Zahl der Väter des Concils wurde dem Papst eine Petition überreicht, daß er zum Schutzpatron der ganzen Christenheit erhoben werden möchte. In nächster Zukunft wird die allgemeine Stimmung für einen andern Günstling dieser bis in die tiefste Andacht hinein groben Frömmigkeit sein, welche mit ihren falschen Wundern, ihrer weichlichen Singerei, ihrem grenzenlosen Aberglauben gleichsam ein beständ'ger Hohn gegen den menschlichen Geist ist und zwar in einem Momente, da das wahrhaft Uebernatürliche genug zu thun hat, sich gegen die ernstesten Angriffe zu vertheidigen. Wir können unser Urtheil über die römische Kunst und den römischen Cultus nicht besser zusammenfassen als damit, daß wir an die große, burleske musikalische Ceremonie erinnern, welche am Sonntag den 14. December 1869 in der Kirche der hl. Apostel zu Ehren des Concils in Gegenwart einer großen Zahl von Cardinälen, Bischöfen und Priestern stattfand. Das Theater ist für alle Advents-Sonntage geschlossen; das hat die Ordner des großen geistlichen Concerts vom 14. December nicht verhindert, demselben große Partieen zu entleihen. Wie sollten die weltlichsten Arien, wenn sie einmal von der päpstlichen Akademie der unbefleckten Empfängniß gesungen wurden, nicht geheiligt sein. „Diese Gesellschaft", heißt es in ihrem Programm, „pflegt alle Jahre ein großes Concert zu Ehren der Jungfrau zu geben. Sie konnte keine feierlichere Gelegenheit finden, ihrer Gewohnheit treu zu sein, als die Eröffnung des ökumenischen Concils. Dieses Jahr wird sie zur größeren Verherrlichung des Papstes dienen, der es zusammenberufen hat. Ein Cardinal wird die Versammlung durch eine Rede eröffnen, welche das Concil unter den Schutz der Jungfrau stellt; sodann werden wir Gesänge in verschiedenen Sprachen folgen lassen. Mit diesen Gesängen werden die drei Particen eines Oratoriums, welches betitelt ist: Der Papst der unbefleckten Empfängniß, abwechseln, in welchen der Ruhm des hl. Vaters mit dem der Maria vereinigt erscheint. Die Jungfrau wird unsere arme Huldigung segnen. Sie, die Mutter der ewigen Weisheit, die heilige Beschützerin unsers

Glaubens, kann die Arbeiten einer Akademie, die nur an die Förderung der wahren Wissenschaft denkt, nur segnen."

Sehen wir jetzt zu, was unter dieser Förderung zu verstehen ist.

Der erste Theil des Oratoriums ist eine Variation auf die Arie, womit die Oper die Puritaner von Bellini beginnt. Sie stellt das gläubige Volk dar, welches während des Conclaves Gott bittet, seiner Kirche ein Haupt nach seinem Herzen zu geben. Dann kommt ein Freudengesang des römischen Volkes nach der Wahl des Papstes Pius IX. Der Chor preist die Wohlthaten der Amnestie nach einer Arie aus Robert der Teufel, verwebt mit einer Arie aus der Sappho von Paccini. Die Hymne auf die Flucht nach Gaëta wird nach einer Arie aus Macbeth von Verdi gesungen. Der patriotische Maestro, dessen Anhänglichkeit an die Sache Italiens bekannt ist, liefert noch die Cavatinen, welche nothwendig sind zur Verherrlichung der glücklichen Rückkehr des hl. Vaters, „die vermöge einer unverhofften Hülfe erfolgte", sagt geistreich das Libretto, was an ein vom Himmel herabgekommenes Heer von Engeln denken läßt. Man weiß leider, daß diese Engel in den rothen Hosen der französischen Linientruppen erschienen. „O du hl. Jungfrau", fügt das Libretto hinzu, „die du allein das Haupt der Schlange zertreten hast, du allein kannst die höllische Rotte zerstreuen, welche in die Residenz des heiligen Vaters eingedrungen ist." Dießmal war das Wunder nicht vollständig; denn die Artillerie war dabei betheiligt. Das Triumphlied über die unbefleckte Empfängniß ist dem Nebukadnezar desselben Verdi entlehnt. Nach diesem Gesange folgt das Lied über den Syllabus, auch nach der Arie aus dem Nebucadnezar. Durch einen merkwürdigen Zufall erinnert diese Oper an die Gefahren, in die sich der Mensch stürzt, wenn er sich für einen Gott hält. Ich führe nur die an Maria gerichteten Worte des Gesanges an: „O Maria, die du die Kirche schützest, auf dich allein vertrauen wir!" Die Musik der Oper Robert der Teufel begleitet einen Schmeichelgesang auf Pius IX. mit Rücksicht auf das Jubiläum seiner fünfzigjährigen Priesterwürde. Die Schmeichelei ist so grob, daß sie in jedem gewöhnlichen Theater ausgepfiffen würde, wenn man sie zu Ehren des Landesherrn sänge. Rossini und Donizetti sind auch in Anspruch genommen. Die Eleonore

des Letztern liefert die Romanze zum Denkmal der Jungfrau, mit einer großen Zuthat von Liebesruladen. Dieses hübsche Meisterwerk fährt fort mit dem Triumphliede des Concils, in welchem eine Arie aus der Sappho mit einer Arie aus der Carità von Rossini abwechselt. Der heil. Geist wird darin völlig in Schatten gestellt von Maria, „welche alle Bischöfe mit einem heiligen Feuer erfüllen muß". Das Oratorium schließt mit einer Bezeugung des Gehorsams gegen den hl. Vater im Namen der Christenheit; Rossini hat die Ehre, aus seinen beiden Opern Wilhelm Tell und die Belagerung von Korinth die Musik dazu zu liefern. Das Concil wird nur der Form wegen genannt. „Wir schwören", singt der Chor, „o unser Herr, dir die Huldigung unserer Gedanken darzubringen; denn du allein kannst diese Nacht des Irrthums zerstreuen, du bist die Quelle der Wahrheit. Wir versprechen, deinem Glauben zu folgen, wäre es auch um den Preis des grausamsten Märtyrerthums."

Fragen wir uns, welche Wirkung diese eben beschriebene römische Frömmigkeit hervorbringt, welches ihre sittlichen Folgen sind; denn das ist die Hauptsache. Es handelt sich nicht darum, ob die Formen des Cultus schön, prächtig sind, sondern darum, ob sie zu unserer Erneuerung, zu unserer Umwandlung dienen; es handelt sich um ihre sittliche Wirkung! Freilich wollen wir keine von der Religion getrennte Moral; allein gewiß wollen wir noch weniger eine von der Moral getrennte Religion; denn es gibt nichts Schlimmeres in der Welt als eine Religion, die der Moral nimmt, was sie der Andacht gibt.

Ich möchte es nicht wagen, die heilige Stadt zu beschreiben, nicht wagen, alles zu sagen, was unter der Heuchelei dieses schönen Scheins verborgen ist. Entsetzliche Zeugnisse habe ich darüber aus dem Munde unverdächtiger Männer vernommen, die voll von Begeisterung, brennend sogar vor Begierde, ihr Blut für die katholische Sache zu vergießen, nach Rom kamen und voll von Abscheu und Unwillen von dort zurückkehrten; denn sie haben gesehen, was eine Religion ist, die der Religion spottet, wie Pascal sagt.

Wenn ich jetzt zum socialen Zustande der päpstlichen Staaten komme, wie er sich unter der weltlichen Regierung des Papstthums gestaltet hatte, so dürfen wir nicht vergessen, daß er nach der päpst-

lichen Theologie das Bild der Vollkommenheit darstellt. Das päpstliche Rom ist die Stadt nach dem Herzen dessen, der sich für den Repräsentanten der Christenheit ausgibt und gradezu laut erklärt, nach diesem Muster müßten die Verfassungen aller menschlichen Gesellschaften verändert werden. Das ist mehr als eine Thatsache, darin liegt ein Princip. Dieses Princip bedroht uns alle, weil man es auf uns anwenden möchte, nachdem man es in Rom zur Geltung gebracht hat. Wir haben das Recht, ihm in's Angesicht zu schauen und zuzusehen, was es in Wirklichkeit ist.

Es ist auf die bestimmteste Weise in den Encykliken des letzten Papstes, insbesondere in der letzten und im Syllabus ausgesprochen. Eine Anzahl liberaler Katholiken, welchen diese Urkunden besonders lästig, weil gegen sie gerichtet waren, haben ihren wahren Sinn zu verdrehen gesucht. Sie sagten: „Der Syllabus ist nicht, was ihr glaubt; diese Sprache ist zu erhaben für euch; der Papst hat für die Engel und Seraphim geredet. Diese göttliche Prosa muß in die gewöhnliche Sprache übersetzt werden, und wir geben auch diese Uebersetzung gemildert und versüßt. Glaubet uns, unsere Uebersetzung ist die richtige."

Der hl. Vater hat nicht zu den Engeln und Seraphim, sondern zu den Römern geredet, und die Uebersetzung dieser Encyclica in die gewöhnliche Sprache findet sich in den alten Einrichtungen der Stadt, welche das politische Ideal aller menschlichen Gesellschaften sein möchte.

Wir wollen also prüfen, wie die wichtigsten Principien des Syllabus auf dem römischen Boden verwirklicht sind; so finden wir die beste Uebersetzung der Encyclica.

Welches ist das wesentliche und Grundprincip der Encyclica? Damit es klarer wird, gebe ich in affirmativer Form, was im Syllabus in der Form der Verneinung verdammt wird.

Im 80. Artikel des Syllabus heißt es:

„Der römische Pontifex kann nicht und muß nicht mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus, mit der modernen Civilisation sich in Einvernehmen setzen."

Um die Tragweite dieses Artikels zu begreifen, müssen wir zusehen, worin die moderne Civilisation und der moderne Liberalismus

wesentlich besteht. Der allgemeinste Charakter dieser Civilisation ist die Regierung der Völker durch sich selbst, die Beseitigung alles dessen, was dem Absolutismus ähnlich ist, alles dessen, was an eine aufgezwungene Herrschaft erinnert.

Der zweite Charakterzug dieses Liberalismus ist, was ich den begrenzten Staat nennen möchte, es ist der Staat, der an den Grenzen Halt macht, wo das unendliche Reich des Gewissens beginnt, der Staat, welcher vor dem moralischen Wesen Halt macht, der es begreift, daß das moralische Wesen größer ist als er, eine andere Bestimmung hat, und daß er kein Recht hat, sich in diese Bestimmung zu mischen.

Diese Hauptzüge der modernen Civilisation sind jedenfalls die wahrhaft christlichen Merkmale des Staates; sie beruhen auf dem großen Worte Jesu Christi: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Dieses große Wort hat der Welt die wahre Freiheit gegeben; dieses Wort hat dem Menschen geoffenbart, daß er nicht ganz und gar dem Staatswesen angehört, weil er nicht berufen ist, seine Bestimmung auf Erden zu vollenden, weil er der Bürger einer höheren Stadt ist, weil folglich der Staat die Entwickelung seines Gewissens und seines sittlichen Wesens nicht hemmen darf. Dieser begrenzte Staat ist der wahrhaft liberale Staat, der wahrhaft christliche, nach der schönen Erklärung von Vinet und Laboulaye. Das ist der größte Fortschritt der modernen Civilisation. Ich weiß wohl, daß die moderne Civilisation oft diesen christlichen Ursprung bestreitet und zurückweist; mag sie auch undankbar sein; dennoch hat Christus ihr ein neues Siegel aufgedrückt und ihr mit seinem Blute die Freiheit errungen.

Dieser doppelte Charakter grade wird nun von der Encyclica und den römischen Institutionen zurückgewiesen; in dieser Hinsicht gestattet der 54. Artikel keinen Zweifel:

„Die Kirche darf nie von der Staatsgewalt getrennt werden; die Kirche hat das Recht und die Pflicht, Gewalt anzuwenden."

So lautet der Text. Wie kann man ihn auslegen? Ich weiß wohl, daß man gesagt hat, es handele sich bloß um die schlechte, mehr oder minder verdorbene Civilisation. Ergibt sich dieß aus den römischen Institutionen?

Wir bemerken zunächst, daß sie den bürgerlichen und religiösen

Despotismus, den vollständigsten, der auf Erden existiert, organisiert haben. Die weltliche Gewalt des Papstes war dazu bestimmt, ihn zu handhaben. Man sage nicht, ihr großer Nutzen bestehe in der Sicherung der Unabhängigkeit des Bischofs von Rom von den auswärtigen Gewalten. Die Geschichte widerlegt diesen Sophismus; denn sie zeigt uns, daß grade diese weltliche Macht ihn in alle Ränke der Politik verwickelt, und daß da, wie Döllinger sagt, die verwundbare Stelle seiner Unabhängigkeit zu suchen ist. Weil sie eine weltliche Macht war, gerieth sie, selbst hinsichtlich der geistlichen Dinge; mit den Mächten der Erde fortwährend in Conflict. Es läßt sich nicht leugnen, die weltliche Macht hat nur dem Despotismus zum Fundament gedient; denn wenn ein Stellvertreter Gottes regiert, dann ist es offenbar, daß seine Herrschaft keine Theilung gestattet und daß sie unbeschränkt sein muß. Das dem vollendetsten Absolutismus anheimgegebene päpstliche Rom ist die wahre Erklärung der Encyclica; das ist die rechte Ordnung, die man für alle menschlichen Gesellschaften fordert.

Dieser Absolutismus schließt für die Kirche das Recht ein, Gewalt zu gebrauchen, und gewiß hat sie sich in Rom dieses Rechtes nicht begeben. Die Väter des Concils wohnten wenige Tage nach seiner Eröffnung einem großen militärischen Schauspiel bei: alle päpstlichen Truppen mußten vor den Bischöfen die Revue passieren. Einige derselben erinnerten sich vielleicht gewisser Stellen des Evangeliums, welche den Gebrauch des Schwertes im Dienste der Wahrheit verwerfen, und des ernsten Wortes Jesu Christi, das er an seine Jünger richtete, als sie Gewalt gebrauchen wollten: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?"

Wenn in Rom die Politik der Religion dienen mußte, so mußte wieder die Religion der Politik dienen. Der Papst war genöthigt, seinem Volke einige Ergötzung zu gewähren und wenigstens zu versuchen, ihm die Langeweile zu vertreiben; er konnte es nicht zwingen, alle Tage in der Peterskirche und in den sechshundert anderen Kirchen Roms Litaneien zu singen. Da er nun regierte, da in dem Stellvertreter Christi die weltliche Gewalt personificiert war, so gab er seinem Volke theatralische Vorstellungen und Ballets. Er mußte die Kosten seines Hofes und seiner Verwaltung bestreiten und alle Mittel aufsuchen, seine Finanzen im Gleichgewicht zu erhalten;

er war also der Vorsteher des Instituts der Lotterie, welches, wie man sagen kann, das Hauptinstitut der römischen Staaten war. Alles war suspendiert während der Feier großer Feste der Kirche; alle Häuser, alle öffentlichen Anstalten mußten geschlossen werden; nur eine blieb immer offen, die päpstliche Lotterie. Jesus Christus wollte sich nicht in die Streitigkeiten der Menschen mischen, auch nicht in ihrem Rathe sitzen; seinen Stellvertreter hindert das nicht, die peinliche Gerechtigkeit auszuüben; folglich ist er es, der die Strafbaren direct verurtheilt. Ja der, welcher die Vergebung repräsentieren sollte, verkündete gelegentlich Todesurtheile im Namen des göttlichen Hirten, der sein Leben für seine Schafe gelassen hat. Das ist die Logik des Systems. Wie edel auch seine Seele sein mag, dieser Logik konnte der Papst nicht entgehen. Man stelle sich vor, was für eine Wirkung es hervorbringen mußte, wenn ein Papst zum Tode verurtheilt, der Statthalter Christi einen Menschen auf's Schaffot schickt! Eines Tags hörte ich, wie Ampère eine in dieser Hinsicht bezeichnende Begebenheit erzählte. Ein Unglücklicher war als Theilhaber an einer Verschwörung ergriffen und zum Tode verurtheilt. Daß diese Verurtheilung durch den Papst geschah, hatte seine Seele in Aufruhr gebracht, und als man kam, um ihn zum Richtplatz zu führen, und ein Priester als Beauftragter des hl. Vaters bei ihm erschien, um ihm Trost zu spenden, wies er ihn unwillig zurück und warf sich mit seinem Gesicht vor einem Crucifix auf die Erde, um gewissermaßen an den, der begnadigt und aufrichtet, von seinem treulosen Stellvertreter zu appellieren. Das sind die Folgen des Papstthums in der bürgerlichen Ordnung.

Es ist überflüssig, alle die Ungeheuerlichkeiten dieses Absolutismus im Einzelnen darzulegen. Offenbar gab es in Rom keine der Garantieen des modernen Lebens. Die Urtheile wurden im Dunkel gesprochen; die Vertheidigung war nicht öffentlich; nie wurde etwas gedruckt ohne Bewilligung des Papstes. Ich las in einem Journal: „Welche wunderbare Uebereinstimmung der römischen Journale im Vergleich mit den betäubenden Streitigkeiten der auswärtigen Presse!“ Ja freilich, zwanzig Papageien in einem Käfig sind etwas Bewunderungswürdiges.

Die Polizei war vollständig in den Händen des Klerus. Ge-

wiß ist, daß ein Priester in Rom ihr Hauptagent war und alles, was er erfuhr, an die Behörde berichten mußte. Noch mehr, die Theilnahme am Sacrament war obligatorisch, und jeder Bewohner der Stadt des Papstes war gehalten, seinen Communionzettel vorzuzeigen. In Rom communicierte man, wie man in Paris auf Wache zog. Um solche Heiligthumsschändung kümmerte man sich wenig; die Formalität mußte erfüllt werden, und die Formalität, das vergesse man nicht, war das eigentliche Sacrament.

Ich komme nun zu der heiligsten Freiheit, der Freiheit der Seelen, welche fast alle andern ersetzen könnte, wenn nicht die Freiheit einig und untheilbar wäre. Das ist die Freiheit, die man in Rom vor Allem verabscheute, sie, die man spurlos verschwinden lassen wollte. Der Syllabus verdammt ausdrücklich den Grundsatz, „daß jeder Mensch frei sei, sich zu der Religion zu bekennen, die er, im Lichte seiner Vernunft betrachtet, als die wahre ansehe". Der Grundsatz, „daß in den katholischen Ländern das Gesetz vorsehe, daß den Fremden, die sich darin niederlassen, die öffentliche Ausübung ihres besondern Cultus gestattet wird" (Art. 78), erfährt eine nicht minder harte Behandlung.

So stellt also der Syllabus vor Allem die absolute Knechtung des Gewissens in's volle Licht und bestätigt sie. Es gab einen Ort in der Welt, wo es ein Verbrechen war, das Wort Gottes zu lesen, seine göttliche Botschaft zu verkündigen, und dieser Ort war Rom. Es gab einen Ort in der Welt, wo es ein Greuel war, wenn man seinem Gewissen, seinen heiligsten Antrieben folgte, um dem höchsten Willen zu gehorchen, und dieser Ort war Rom. Es gab einen Ort, wo verboten war und streng bestraft wurde, was man in Constantinopel thun durfte, und dieser Ort war Rom. Man sage nicht, das sei eine Ausnahme und habe bloß in der Papststadt stattgefunden. Nein, denn in allen Concordaten, die in den letzten Zeiten vom Papstthum geschlossen wurden, finden sich dieselben Principien, dieselben Anmaßungen wieder. Ich redete soeben von den im Namen des Papstes gefällten Todesurtheilen. Zu Rom gab es einen großen Verurtheilten, das war das menschliche Gewissen; denn wie Massino d'Azeglio sagt, man setzte ein künstliches Gewissen an seine Stelle, um dadurch das von Gott uns gegebene zu ersetzen.

Das ist noch nicht alles. Das allgemeine Gewissen des Katholicismus ist durch diese Situation gleichsam verkehrt; denn was haben wir nicht hören müssen, seit die römische Frage in Europa aufgeworfen ist? „Es ist nothwendig", sagt die ultramontane Partei, „daß das absolute Regiment in diesem Winkel der Erde herrsche. Das ist unerläßlich, damit der Kaltholicismus seine Unabhängigkeit bewahre." Also ist es nothwendig, daß die Ungerechtigkeit in eurer heiligen Stadt herrsche, daß eure Religion gleichsam Menschenopfer habe. Nun, darin liegt eine entsetzliche sittliche Verkehrung; und wenn wir sehen, wie dieser Stand der Dinge festgehalten oder beneidet wird von Ländern, welche nach ihrem constitutionellen Recht jedenfalls nicht katholische Länder sind, die die Freiheit des Gewissens anerkennen, so haben wir das Recht, im Namen der religiösen Minorität, welche schon zu lange genöthigt war, solches Regiment durch Geld und Abgaben und durch das Blut ihrer Kinder aufrecht zu erhalten, energisch zu protestieren.

Wollt ihr wissen, wo die Citadelle dieses zügellosen Despotismus war? Gehet in das Kloster des Gesù; da residierte die entsetzlichste Gewalt, die auf dem Geiste und dem Gewissen der Menschen gelastet hat. Ohne uns auf eitle, thörichte Declamationen gegen die Gesellschaft Jesu einzulassen, dürfen wir sagen, daß sie der größte Fluch des Katholicismus und der größte Fluch des Papstthums ist, welches sie zu Grunde richtet, indem sie es bis zum Aeußersten treibt.

Instinctmäßig ahnt es das Volk, und es hat dieß in seiner Weise in einer Fabel, die den Stempel des italienischen Geistes trägt, zum Ausdruck gebracht. Auf dem Platze, wo das Kloster des Gesù steht, weht es unaufhörlich. In Rom erklärt man es auf folgende Weise: „Eines Tages", sagt die Volkslegende, „machten der Teufel und der Wind eine gemeinschaftliche Reise. An diesem Platze angekommen, sagte der Teufel zum Winde: Warte auf mich, ich habe in diesem Hause etwas zu thun; sogleich werde ich wieder bei dir sein. Dieses Haus ist eben das Kloster der Jesuiten. Der Teufel ist hineingegangen und noch nicht wieder herausgekommen, und seitdem wartet der Wind immer noch und rast auf dem Platze des Gesù." So übersetzte das römische Volk den tiefen Eindruck, welchen es von dem Despotismus empfangen hat, dessen Opfer es ist.

Welchen Eindruck mußte der geschilderte Romanismus auf die rechtschaffenen und aufrichtigen Gemüther machen? Es ist ein doppelter; er veranlaßt entweder eine Empörung oder eine Reformation. Diese doppelte Wirkung ist in zwei großen Pilgern, rechtschaffenen und aufrichtigen Männern, personificiert, welche nach Rom gekommen sind; der eine brachte von da die Empörung, der andere die Reformation mit. Jener, dessen Rolle im französischen Katholicismus wir charakterisiert haben, ist Lamennais, unser berühmter Zeitgenosse, eine glühende, aufrichtige Seele, der während der ersten Hälfte seines Lebens die Stimme des Papstes für die wirkliche Stimme Gottes gehalten hatte. In einer kritischen Zeit, als seine Meinungen angefochten werden, begibt er sich nach Rom; er will in Demuth das heilige Orakel hören. Das Orakel redet, aber nur um seinen theuersten Ueberzeugungen zu widersprechen; es redet, um die Freiheit und das ewige Recht zu verfluchen. Da kann er seinen Zorn nicht mehr zurückhalten; er verläßt die Stadt und spricht in feuriger Sprache seinen Fluch über sie aus. Dann entfaltete er die Fahne einer Empörung, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Er hielt sich noch in den Grenzen des Deismus; aber Andere sind gekommen, welche Gott verworfen haben, nachdem sie den verworfen, der sich für seinen Stellvertreter ausgibt. Und diese Empörung nimmt zu; sie wird noch wachsen, bis sie nicht mehr einer unterdrückenden Gewalt wie die geschilderte gegenübersteht.

Ein anderer Pilger reiste nach Rom im sechszehnten Jahrhundert. Es war ein junger Augustinermönch; seine Seele war voll von einer mystischen Gluth, von leidenschaftlichem Verlangen, ihrem Gotte und der ewigen Wahrheit zu dienen. Er kommt nach Rom mit allen Illusionen der Jugend; er glaubt, er hofft, in eine Stadt Gottes, ein neues Jerusalem einzutreten. In dieser Stimmung geht Luther durch die Porta del Popolo. Kaum ist er in die Stadt eingetreten, so findet er statt des heiligen Zion ein Babel; er hört nicht Worte des Lebens, sondern Worte des Todes, die nicht bloß mit seinen menschlichen Ueberzeugungen, sondern auch mit seinen innersten Empfindungen in directem Widerspruch stehen. Doch harrt er noch aus und legt sich die schwersten Bußübungen auf. Die mühsame heilige Treppe rutscht er auf den Knieen hinauf, und während

dessen spricht eine göttliche Stimme in seinem Herzen: „Der Gerechte wird durch den Glauben leben; laß dir an meiner Gnade gnügen.“ Dann erhebt er sich, und der frühere Mönch ist jetzt der Reformator. Jenes Wort sendet er nach allen Enden der Erde hin, und das Wort erneuert die Welt. Nach Luther kamen noch andere Pilger; sie sind seinen Spuren gefolgt und mit jener Gewalt der Finsterniß und der Unterdrückung in Berührung gekommen. Sie kamen mit derselben Frömmigkeit, mit demselben Eifer, mit demselben Verlangen, ein Wort des Lebens zu hören. Aber es war wieder ein Wort des Todes, was sie vernahmen. Dann haben sie sich erhoben, haben auch den Staub von ihren Füßen geschüttelt, sie haben ihre Stimme vernehmen lassen und die Reformation hat begonnen.

---

## Fünftes Kapitel.

### Die Eröffnung und Constituierung des Concils.

Am 7. December 1869 um Mittag läuteten die Glocken der unzähligen Kirchen Roms in vollem Zuge, um das große Ereigniß anzukündigen, was die ganze Welt in Spannung hielt. Ein ökumenisches Concil, nach dreihundert Jahren zum erstenmal versammelt, war wohl geeignet, in hohem Grade die Aufmerksamkeit zu erregen. Nicht nach einer kleinen Stadt des nördlichen Italiens war es zusammenberufen, sondern nach der Hauptstadt der katholischen Welt selbst. Nicht mühsam versammelte es sich und gleichsam schleichend, so daß es kaum, wie in Trient, die zum Beginne seiner Berathungen nöthige Zahl von Bischöfen gehabt hätte. Mehr als siebenhundert Bischöfe waren schon von allen Enden der Welt angekommen. Die Vereinigten Staaten von Amerika, Süd-Amerika, Asien, China, Japan hatten ihre Repräsentanten geschickt, eben so wie alle Länder Europas. Die Bischöfe hatten in Rom eine wahrhaft glänzende Gastfreundschaft gefunden, welche sie übrigens edelmüthig anzuerkennen wußten, indem sie die Gaben aller Kirchen in den päpstlichen Schatz brachten. Die ganze Weltlage, der kritische Zustand der Geister, die brennenden Fragen auf dem Programm des Concils, das alles trug

dazu bei, den Vorabend des großen Tages ernst und feierlich zu machen. Düster und regnerisch brach er an. Vom frühen Morgen an füllte eine unermeßliche Menge, wie sie vielleicht niemals ein Gebäude umschlossen hat, die wunderbare Basilica des hl. Petrus, deren Größe so harmonisch ist, daß sie sich dem Blicke entzieht, und die dennoch ein wahres Meer von Menschen fassen kann. Grade die Größe der Basilica Michel Angelos bewahrt sie vor der bunten Ornamentik, die den andächtigen Italienern, welche die Ausstellung des Sanctuariums in einem Ballsaale für das Beste an ihren großen Festen halten, so beliebt ist. Die Peterskirche wird eben durch ihre ungeheure Größe vor der Profanation bewahrt. Unglücklicherweise läßt ihre in ihrem herrlichen Aufschwunge so anmuthige Kuppel nur ein trübes, kaltes Licht auf die unter ihr versammelte Menge fallen. Die Schweizergarden in ihrer mittelalterlichen Tracht bilden Spalier von der Halle bis zu der berühmten Confession, welche das Grab des hl. Petrus darstellt. Zur Rechten bemerkt man den Saal des Concils, am äußersten Ende des nördlichen Armes des Kreuzes der Basilica. Die Sitze der Väter sind stufenweise erhöht. In dem Halbkreise der Apsis hat man einen großen erhöhten Platz angebracht, und auf einer Erhöhung von sechs Stufen erhebt sich der Thron des Papstes. Im Mittelpunkte ist ein Altar gebaut für die feierliche Eröffnungs-Messe. Die Rednerbühne ist von geringer Höhe; man hätte sie als ein unnützes Möbel ganz beseitigen können; denn es war die Absicht, daß sich die Stimme in den Hallen ganz verliere. In den Räumen in der Mitte des Saales befinden sich die apostolischen Protonotare und die Secretäre des Concils. Die Hauptneuerung in dem Saale ist die Abwesenheit der Sitze, welche auf dem Concil zu Trient den Fürsten und ihren Gesandten reserviert waren. Für diese ist eine Tribüne in der Nähe der Sänger der sixtinischen Capelle bestimmt, und sie werden gewiß eben so vielen Einfluß wie diese auf die Berathungen der Versammlung haben, denen sie übrigens nie beiwohnen werden.

Um 8½ Uhr beginnt die Ceremonie. Von vornherein wollen wir anerkennen, daß sie sehr schön, sehr imposant ist; ein erhabeneres Schauspiel hat der Katholicismus nicht zu bieten. Es ist nicht überladen mit kleinlichen Formen, noch auch durch Götzendienst ent-

stellt. Offenbar gehören die gottesdienstlichen Gebräuche bei dem Concil einer sehr alten Zeit an; da seit drei Jahrhunderten wenig Anlaß gewesen ist, sie zu verändern, sind sie den so bedeutenden Wandelungen entgangen, welche die römische Frömmigkeit, seit fünfzig Jahren zumal, erfahren hat, und haben nicht den materialistischen Charakter angenommen, welcher diese mehr und mehr entstellt.

Um 9 Uhr öffnen sich die Thore der Basilica für die Procession, mit welcher die Ceremonie beginnt. Sie soll das lebendige Bild der allgemeinen Kirche oder wenigstens der in ihrer ganzen Kette, von der untersten Stufe an, entrollten katholischen Hierarchie darstellen. Während der Procession wird nach der alten Melodie das Veni Creator angestimmt. Die Kapitel der Basiliken und der großen Parochieen Roms eröffnen den Zug. Ihnen folgen die Repräsentanten aller religiösen Orden. Dann kommen die siebenhundert Bischöfe und Erzbischöfe in weißer Kleidung und mit der Mitra auf dem Haupte. Da findet man alle Typen, alle Nationalitäten: den Nordländer neben dem Italiener mit dem feinen, ausdrucksvollen Gesicht, den düstern, strengen Spanier neben den an ihren schönen, ruhigen Zügen und an ihren langen Bärten erkennbaren orientalischen Bischöfen. Die Cardinäle schließen den Zug und gehen unmittelbar dem hl. Vater voran, welcher bis zur Schwelle der Basilica auf der Sedia gestatoria getragen wird. Unter der Halle steigt er ab; von seinen Nobelgarden und Prälaten umgeben, geht er bis zur Confession des hl. Petrus, vor welcher er sich niederwirft. Die ihn in der Nähe sehen, bemerken, welche Freude aus seinen bleichen, aber festen Zügen strahlt. Er spricht das oberpriesterliche Gebet und seine zitternde Stimme hallt in der ganzen Basilica wieder. Dann erhebt er sich und setzt sich auf seinen bischöflichen Stuhl. Auch die Väter des Concils haben sich gesetzt, und das Concil hat sich gebildet. Es ist in der That ein wahrhaft erhaben feierlicher Anblick. Die Hochmesse beginnt; sie wird celebriert von dem Cardinal-Vicar und ohne Begleitung von der sixtinischen Capelle gesungen, in einem einfachen, wenig modulierten Styl, der zuerst Verwunderung erregt, dann nach und nach das ganze Wesen mit eigenthümlicher Gewalt durchdringt. Während der Messe findet die Obedienz statt. Jeder Bischof kommt der Reihe nach, wirft sich vor dem hl. Vater nieder und küßt seinen

Hirtenring, um die Unterwerfung unter das Haupt der Kirche zu erkennen zu geben. Nach der Messe gibt der Papst dem ganzen Concil und allen anwesenden Gläubigen den dreifachen oberpriesterlichen Segen und vollständigen Ablaß. Darauf verliest der Secretär des Concils die Convocations-Bulle. Die Predigt ist gehalten. Die Psalmen des Tages sind gesungen. Dann spricht der hl. Vater ein bewunderungswürdiges Gebet. Es ist ein Ueberrest aus einem andern Zeitalter, ein himmlisches Trümmerstück aus dem Schiffbruche der alten Institutionen der Kirche.

Wir theilen es nach seinem Wortlaute mit:

„Herr, heiliger Geist, vor dir wagen wir kaum zu erscheinen wegen der Größe unserer Vergehungen, und doch sind wir in deinem Namen hier versammelt.

„Komme zu uns, nahe dich uns. Komm in unsere Herzen; lehre uns, was wir thun sollen, zeige uns den Weg, den wir gehen sollen, und sei du selbst der Urheber unserer Thaten.

„Erfülle du allein uns und gestalte du in uns die Urtheile, die wir aussprechen werden; darum bitten wir dich, der du allein mit dem Vater und dem Sohne den erhabensten aller Namen hast.

„Gib nicht zu, daß wir in irgend etwas die Gerechtigkeit verletzen, du, der du deine Lust hast an der Gerechtigkeit.

„Gib, daß nicht die Unwissenheit uns auf einen bösen Weg leite, daß die Menschengunst uns nicht beuge, daß wir nicht nach dem Ansehen der Menschen wandeln, noch von ihren Geschenken uns verführen lassen.

„Vereinige dich mit uns durch die Ausgießung deiner Gnade, auf daß wir in dir eine vollkommene Einheit finden und in keinem Stück von der Wahrheit weichen.

„Gib, daß wir, in deinem Namen versammelt, in allen Dingen die rechte Mitte halten, in welchen Frömmigkeit und Gerechtigkeit sich finden! Gib, daß unsere Beschlüsse deine Zustimmung erhalten. Gib endlich, daß wir hienieden Gutes thun und im zukünftigen Leben den ewigen Lohn dafür empfangen.“ Alle Väter sprechen: „Amen.“

Ein sehr feierlicher Augenblick ist der, da das ganze Concil auf die Einladung eines Cardinal-Diakons hin sich zu einem stillen Gebet auf die Kniee wirft. Der Leiter des Gebets war am 8. De-

cember der Cardinal Antonelli, dessen Name nur mäßig mystische Erinnerungen erweckt. Dann folgt eine nicht minder schöne Ceremonie, eine Ceremomie, die wahrhaft furchtbar ist für die, welche auf die Vergötterung des Papstthums hinarbeiten. Ein goldenes Pult in Form eines Thrones wird mitten in den Saal gebracht. Mit großem Pomp wird ein Evangelium darauf gelegt, gleichsam um an die Zeit zu erinnern, da es wirklich die höchste Autorität war. Dieser Thron aber ist leider dem Paradebette ähnlich, auf welchem man berühmte Todte zur Schau ausstellt; denn Rom gibt der hl. Schrift nichts als Leichenehren. Die Zeit ist nicht mehr, da sie wirklich das Concil leitete, wie es ein jüngst in der Pariser Bibliothek wieder aufgefundenes altes Manuscript darstellt. Da liegt die Schrift auf dem Präsidentenstuhl, sie hat die einzige, unbeschränkte Autorität. Nach der Vorlesung eines Abschnittes aus dem Evangelium werden die Litaneien der Heiligen intoniert. Jede Strophe wird zuerst von den Choristen der sixtinischen Capelle gesungen, darauf von den Vätern des Concils und dann von der unermeßlichen Versammlung wiederholt. Man glaubt das majestätische Rauschen des Oceans zu vernehmen, wie wenn die tiefe Stimme der Jahrhunderte die Töne des Ambrosianischen Lobgesanges erschallen ließe. Dann kommt die Anrede des Papstes, deren Hauptgedanken wir später mittheilen werden. Er schließt mit den feierlichen Worten:

„Gefällt es euch, zur Ehre und zum Ruhme der allerheiligsten, untheilbaren Dreieinigkeit, Vater, Sohn und hl. Geist, zum Wachsthum und zur Erhöhung des Glaubens und der christlichen Religion, zur Ausrottung der Ketzereien, zur Reformation der Geistlichkeit und des christlichen Volkes, zur Demüthigung und Vernichtung der Feinde des christlichen Namens zu entscheiden und zu erklären, daß das allgemeine vaticanische Concil beginnt und begonnen hat?“

Die Väter antworten: Placet. Man fragt sie sodann, ob es ihnen gefällt, an irgend einem Tage eine andere Sitzung zu halten, und sie antworten wieder: Placet. Das Veni Creator erschallt noch einmal. Das Te Deum, vom Concil, der Geistlichkeit und der ganzen Versammlung zugleich gesungen, beschließt diese unvergleichliche Ceremonie, deren Erneuerung unsere Enkel selbst vielleicht nicht erleben werden.

Fragen wir jetzt nach ihrer Bedeutung, und was wir davon zu erwarten haben. Einen großen Theil der Christenheit erfüllt sie mit Begeisterung. Diese ist jedoch, selbst im Katholicismus, nicht ohne eine Beimischung. Wir bemerken darin einerseits jene leidenschaftliche Befriedigung, durch welche sich eine triumphierende Partei auszeichnet, die aber mit der wahren Frömmigkeit wenig vereinbar ist, und andererseits eine steigende Unruhe. Diese ist offenkundig; auf vielfache Weise ist sie zum öffentlichen Ausdruck gekommen. Wenn man so fest versichert war, daß der heil. Geist reden werde, dann ließe sich die Unruhe schwer begreifen. Gäbe es etwas Seltsameres, als von dem hl. Geist beunruhigt sein? Wir können uns also durchaus nicht auf das Te Deum verlassen, dessen erhabener einstimmiger Gesang in jenen Hallen noch nachklingt! Sollte dieser prächtige Schein täuschen? Was ist übrigens der Schein in Angelegenheiten der Seele und des Geistes? Vor achtzehn Jahrhunderten vernahm man in einem noch schöneren Tempel als die Peterskirche bei den feierlichsten Formeln nur Worte des Todes, während die göttlichen Worte, welche die Welt erneuern sollten, in einem elenden Obergemach vor armen und unwissenden Zuhörern gesprochen wurden. Wir müssen also jene Ceremonien genauer ansehen und ihren Hauptgedanken, ihren Zweck, ihre Tragweite zu erkennen suchen, ohne die Basilica zu verlassen, und indem wir für jetzt unsere Belehrungen aus dem Ereigniß des 8. December entnehmen.

Da ist alles geeignet, uns zu beunruhigen: der Ort, die Zeit, die Reden, das Programm selbst der Synodalversammlung. Mag auch die Basilica ihre Größe bewahrt haben, sie hat doch gewisse in die Augen fallende und bezeichnende Modificationen erlitten. Alle, die sich in Rom aufgehalten haben, kennen die berühmte bronzene Statue des hl. Petrus, dessen große Zehe von den Andächtigen weggeküßt ist. Gewöhnlich hat sie das rauhe, arme Aussehen, wie es sich für einen aus den Volksclassen hervorgegangenen Apostel eignet. Am Tage der Eröffnung des Concils nahm man eine vom künstlerischen Gesichtspunkte ihr wenig günstige Veränderung mit ihr vor. Man warf ihr einen königlichen Mantel über die Schultern und schmückte ihre Stirn mit einer Krone, nicht von Dornen. Offenbar hat der römische Hof gewollt, daß die Väter des Concils mit ihrem

Eintritt in die Basilica dem königlichen Oberpriesterthum sich gegenüber wüßten, dessen kühnste Ansprüche eben bestätigt werden sollten, und man hat ohne Bedenken diesen anstößigen Anachronismus versucht, der allen auffällt und seine Züchtigung in sich selber hat; denn nichts war mehr geeignet, den Contrast zu zeigen zwischen der Vergangenheit der Kirche und der Vergötterung, nach welcher man trachtet, als diese pontificale Maskerade. Nur ist es, Gott sei Dank, leichter, eine Statue zu entstellen, als das Evangelium umzugestalten. Wenn man in den Saal des Concils selbst eintritt, zieht sogleich ein Gemälde mit glänzenden Farben die Blicke auf sich; es ist die Darstellung des Versammlungs-Gemachs in Jerusalem. Es war gewiß sehr heilsam, das Bild desselben der vaticanischen Versammlung vor Augen zu halten. Allein der Maler hat über dieses große Ereigniß besondere Erleuchtung empfangen. Den Ehrensitz nimmt die Mutter Jesu ein; sie hat den Vorsitz und die Flammen des heil. Geistes concentrieren sich über ihrem Haupte. Der hl. Bericht erwähnt nicht einmal die Maria bei dem ersten Concil. Sie war damals, was sie immer war, das demüthigste und zugleich das gesegnetste unter den Weibern; allein in Rom bildet man sich ein, sie sei die Beschützerin und Leiterin des Concils.

Das Invito sacro, welches einen Monat vor dem Concil vom Cardinal-Vicar zur Anordnung der vorbereitenden Gebete veröffentlicht wurde, könnte als Commentar zu jenem Gemälde dienen. Nach folgendem Bruchstück kann man darüber urtheilen: „In wenigen Tagen wird Rom die aus allen Ländern der Erde kommenden Hirten in seinen Mauern aufnehmen, und der der unbefleckten Empfängniß der Maria geweihte feierliche Tag naht heran, ein Tag, der für die Zukunft noch merkwürdiger sein wird, weil es der Tag der Eröffnung des Concils ist. Darum wenden sich alle wahren Söhne der Mutter Gottes mit größerer Innigkeit an die, welche der hl. Cyrillus die Norma rectae fidei, die Norm, die Regel des wahren Glaubens genannt hat, sie wenden sich an sie, damit sie, so wie sie persönlich in Jerusalem die Lehrerin der Apostel war und ihre Gefährtin im Gebet um den hl. Geist, eben so jetzt die unter ihrem mütterlichen Schutz vereinigte neue Versammlung leite, und daß diese durch ihre Vermittelung alle Gnaden empfange, zu deren

Verwalterin und Spenderin sie von Gott gemacht ist. Eilet alle zum Triduo der Kirche der ehrwürdigen Väter Kapuziner. Wir ermahnen euch auch, in derselben Kirche an dem Triduo Jesu von Nazareth Theil zu nehmen. Römer, wir haben die Gewißheit, daß ihr unserm väterlichen Wunsche entsprechen, euch vor dem verehrten Bilde der unbefleckten Maria niederwerfen, sie als eure Hoffnung und als die Hoffnung der katholischen Kirche anrufen werdet, und Maria wird euch abermals an den Feinden der Wahrheit beweisen, wie sehr mit Recht die hl. Liturgie zu ihr spricht: Cunctas haereses sola interemisti ab universo mundo."

Vergessen wir nicht, daß das alles in der That die Anbetung der Maria und damit das Papstthum verherrlicht. Beide sind eng mit einander verbunden. Beide sind das auf den Altar gesetzte Geschöpf und der triumphierende Götzendienst.

Das führt uns zur Betrachtung nicht mehr bloß des Ortes, sondern auch der Zeit des Concils. Es ist nicht minder wichtig, darauf hinzuweisen, wie sich schon aus dem Invito des Cardinal-Vicars ergibt. Am 8. December 1869 wurde es eröffnet. Der 8. December ist aber der Jahrestag der Proclamation der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria, welcher in Rom immer mit großem Pomp gefeiert wird. Was ist nun aber diese Proclamation anders als vor allen Dingen der glänzende Triumph der päpstlichen Allmacht auf dem dogmatischen Gebiet? An jenem Tage hat der Papst die höchste Stufe des Altars betreten, auf den er seine Macht erheben will; an jenem Tage hat er ein Dogma gemacht. Ganz allein hat er es gemacht, und zwar so, daß er sich über die ältesten Ueberlieferungen der Kirche erhob. Sei das Dogma wahr oder falsch, jedenfalls steht fest, daß er es ohne Concil proclamiert hat. Wir wissen wohl, daß man einwendet, er habe die Kirche zu Rath gezogen. Allein wer möchte es wagen, diese Berathung ohne irgend eine Bürgschaft einem Concil gleich zu stellen? Eben so gut könnte man sagen, das Staatshaupt handle der Landesvertretung gegenüber ganz ordnungsmäßig, wenn es nach den Ansichten der Deputierten in ihrer Heimat fragen ließe. Jener Einwand besteht die Probe nicht. Es ist unbestreitbar, daß die Proclamation der unbefleckten Empfängniß die größte Usurpation des Papstthums war, und daß es die

Frage, die es jetzt auf dem Rechtswege durch das Concil entscheiden lassen möchte, schon durch einen Gewaltstreich entschieden hat. Durch die Proclamation eines neuen Dogmas hat es seine Infallibilität bewiesen, wie jener griechische Philosoph die Bewegung bewies; es ist marschiert. Freilich hinweg über alle Ueberlieferungen der Urkirche marschiert; allein am Ende hat es doch nur seine unbestreitbare Autorität in den wichtigsten religiösen Gegenständen geltend gemacht. Wer daran zweifelt, braucht nur die in dieser Hinsicht sehr bestimmten Erklärungen in den Schriftstücken unter dem Titel: Vor dem Concil zu lesen, welches die liebsten Gedanken der Curie ausspricht und allenthalben an den Mauern von Rom angeschlagen war. Man urtheile darüber nach folgendem Bruchstück:

„Wer möchte nach dieser Proclamation eines noch nicht definierten Dogmas, welches von dem Papst allein ohne Concil, wennschon unter Zustimmung der Bischöfe, gemacht worden ist, im Ernst und ohne sein eigenes Gewissen zu beleidigen, heutzutage noch an den sogenannten gallicanischen Ideen über die Unfehlbarkeit des Papstes und des Concils festhalten? Sie haben von der Hand des ganzen Episcopats den Todesstreich empfangen, aber in mancher Beziehung insbesondere durch die Mitwirkung des französischen Episcopats selbst, welcher zur Erreichung dieses Ziels nichts unterlassen hat. Noch mehr, er hat mit solcher Aufrichtigkeit und solcher Seelengröße darauf hingearbeitet, daß wir von dem Gallicanismus fast sagen können, was der hl. Augustinus im Hinblick auf die Versöhnung von der Erbsünde sagte: Felix culpa! Wer sich nun dieser noch so jungen Vergangenheit erinnert, kann der zugeben, daß es heute noch „Bischöfe“ gebe, welche sich damit amüsieren, über den Werth und die Bedeutung der Infallibilität des Oberpriesters zu scherzen? War diese Unfehlbarkeit nicht schon im Jahre 1854 mehr als erklärt, weil sie öffentlich und mit Zustimmung Aller ausgeübt wurde? Wird man sie in das Hauptbuch der erklärten Rechte des hl. Stuhls eintragen? Daran kann, so scheint uns, ernsten Menschen nichts mehr liegen, nachdem man sie in dem Buche der Gewissen des ganzen Episcopats gelesen. Wie dem auch sein mag, behaupten, die Bischöfe zweifelten je an dieser Unfehlbarkeit, hieße Verdacht hegen, daß sie das nicht respectierten, vor dem sie sich in der unsern Tagen noch

so nahen Zeit gebeugt haben. Wem wäre dann die Würde, das Gewissen, das Urtheil der Bischöfe ausgesetzt? Kann man bei dieser Hypothese auch nur verweilen, ohne sie zu beleidigen? Gewiß nicht."

Das ist völlig klar: das Concil ist am Jahrestage einer Maßregel zusammenberufen, welche man den Staatsstreich des Papstthums nennen kann. Es hat also keinen andern Zweck, als ihm für immer die Bestätigung zu geben.

In diesem Gedanken werden wir bestärkt, wenn wir nach der Betrachtung des Ortes und der Zeit des Concils unsere Aufmerksamkeit auf die während desselben gehaltenen päpstlichen Reden richten. Nachdem der hl. Vater seine Freude darüber ausgesprochen, daß er dieser großen bischöflichen Versammlung an dem großen Tage der unbefleckten Jungfrau präsidiere, fährt er so fort:

„Zu diesen Zeiten vornehmlich und mehr als je ist „die Erde befleckt durch ihre Bewohner", und der Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Heerde des Herrn fordern von uns, daß wir Zion umringen und umfassen; daß wir von seinen Zinnen herabreden und unsere Herzen in den Dienst seiner Kraft stellen.

„Ihr sehet, ehrwürdige Brüder, wie der alte Feind des menschlichen Geschlechts das heilige Haus Gottes angegriffen hat und unaufhörlich angreift. Unter seinen Eingebungen breitet sich die Verschwörung der Gottlosen weithin aus; und stark durch ihre Einigkeit, mächtig durch ihre Reichthümer, furchtbar durch ihre Institutionen und unter der Hülle der Maske der Freiheit drängt diese Verschwörung immer mehr und mehr zu dem erbitterten Kriege, den sie der hl. Kirche Christi erklärt hat, die sie mit allen Verbrechen verfolgt."

Man merke sich das Wort Institutionen; denn es schließt, wie wir sehen werden, den ganzen Syllabus in sich. Der Papst fährt fort:

„Ihr wisset wohl, welches die Kräfte, die Waffen, die Fortschritte, die Zwecke dieses Krieges sind. Unaufhörlich habt ihr vor Augen die Verkehrung und Verwirrung der heiligen Lehren, auf denen die Fundamente der ganzen Ordnung der menschlichen Dinge beruhen, die jammervolle Verdrehung des ganzen Rechts, die vielfachen Künste des Verderbens und der Lüge, durch welche die heilsamen Bande der Autorität, der Gerechtigkeit und der Ehre zerrissen,

die verabscheuungswürdigsten Leidenschaften entflammt werden und der christliche Glaube in den Seelen so tief erschüttert ist, daß gewiß die Kirche Gottes zu dieser Zeit mit dem Untergang bedroht wäre, wenn sie jemals durch die Machinationen und Gewalten der Menschen zerstört werden könnte.

„Allein es gibt nichts Mächtigeres als die Kirche, sagt der hl. Johannes Chrysostomus; die Kirche ist mächtiger als der Himmel selbst. „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen." Und welches sind diese Worte? „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen."

„Wir kennen den Eifer, mit welchem ihr euer Amt ausrichtet; wir kennen namentlich euer aller herrliche und innige Einigkeit mit uns und dem apostolischen Stuhl; auch wissen wir, daß wie schon früher in unsern schmerzlichsten Prüfungen, eben so jetzt nichts uns angenehmer, der Kirche nichts nützlicher sein kann als diese Einigkeit. Innig freuen wir uns auch in dem Herrn darüber, daß ihr nach Geist und Herz so gesinnt seid, daß wir gewiß die sicherste Hoffnung auf die reichsten und besten Früchte von eurer Versammlung zu diesem Concil zu hegen haben.

„So wie vielleicht nie zuvor der Krieg gegen das Reich Jesu Christi erbitterter und ruchloser gewesen ist, so hat es auch nie zuvor eine Zeit gegeben, da diese Einigkeit zwischen den Priestern des Herrn und dem Oberhirten seiner Heerde, aus welcher der Kirche eine bewunderungswürdige Kraft erwächst, nöthiger gewesen wäre. Und diese Einigkeit ist durch die besondere Barmherzigkeit der göttlichen Vorsehung und in Folge euerer ausgezeichneten Tugend so sehr vorhanden und offenkundig, daß sie, das ist unsere Zuversicht, ein bewunderungswürdiges Schauspiel für die Welt, für die Menschen und die Engel ist und mehr und mehr sein wird."

Die Worte des hl. Vaters lassen keinen Zweifel mehr zu: der Hauptzweck des Concils ist der, die Gesellschaft und die Kirche auf ihre Grundlage zu stellen, und diese Grundlage ist für den Staat die Theokratie, für die Kirche die Unfehlbarkeit des hl. Vaters. Also den Syllabus bestätigen, die Unfehlbarkeit des Papstes proclamieren, die Verherrlichung der Maria vollenden: das ist das Thema, das zu

Rom entworfene Programm, was offenbar aus der Eröffnungssitzung des Concils sich ergibt. Hinsichtlich der Verherrlichung der Jungfrau Maria boten die Mauern der Stadt hinreichende Belehrung; da sah man bei jedem Schritte die Ankündigung der Erklärung über die Himmelfahrt der Maria. So zeigt sich vom ersten Tage an der Charakter und der Zweck dieser großen Versammlung, mindestens in der Absicht und dem festen Willen derjenigen, die sie zusammenberiefen. Es handelt sich lediglich um eine Wiedererweckung der verjährtesten Vergangenheit. Wie kann man sich nach alle dem wundern, daß die Malteser-Ritter baten, man möge ihnen die Ehrengarde anvertrauen. Es war ganz passend, daß ein Schatten die Wache eines solchen Phantoms bildete.

Das vaticanische Concil ist weit mehr als eine innere Krisis einer einzelnen Kirche. Es wird zu einer Zeit gehalten, in welcher sogar die Grundlagen der Moral und der Religion erschüttert sind. Wir behaupten nicht, daß das sechszehnte Jahrhundert besser gewesen sei als das unsrige; allein die absoluten Verneinungen waren damals selten, und zu Trient handelte es sich mehr um den großen Kampf zwischen zwei Formen des Christenthums als zwischen der Religion an sich und der freien und offenen Gottlosigkeit. So ist es gegenwärtig nicht mehr. Wer daran zweifelt, der braucht sich nur an die traurigen und lächerlichen Scenen zu erinnern, die grade im Augenblicke der Eröffnung des Concils in Rom sich in Neapel ereigneten. Dort eröffnete man mit großem Lärm ein sogenanntes Gegenconcil, das des freien Gedankens. Abgeordnete aus allen Gegenden Italiens und Frankreichs sollten da ihre Sitzungen halten und den Katechismus der zügellosen Demagogie proclamieren. Zunächst stritt man heftig über das Programm. Während die Urheber der Versammlung sich auf die Verkündigung der Freiheit des Gewissens und der Vernunft mit einigen Protestationen gegen den Katholismus beschränken wollten, forderten andere Mitglieder der Versammlung, daß man eine ganze materialistische Anthropologie formuliere. Die französischen Abgeordneten fanden ein Mittel, alle in Uebereinstimmung zu bringen; sie bewirkten durch einen gewaltsamen Eingriff in das politische Gebiet, daß die Versammlung aufgelöst wurde. Die Trümmer derselben suchten sich wieder zu ver-

einigen und gaben sich die Genugthuung zu decretieren: Da die Idee Gottes der Schlußstein aller Absolutismen sei, so müsse die moderne Demokratie sie um jeden Preis ausrotten. Das war das Anticoncil von Neapel. Es ist nicht so sehr ein Anticoncil, als es meint; denn es hat auch die Anmaßung, durch Autoritätsbeschlüsse ein Dogma aufzustellen, und der freie Gedanke hat bei ihm auch seinen ganz bestimmt formulierten Syllabus. Es wäre gewiß absurd, die Bedeutung dieses Autoritäts-Babels zu übertreiben; allein man täusche sich nicht, da haben wir die radicale Form einer ganz allgemeinen Bewegung und gleichsam den Schaum einer furchtbaren Fluth, welche gegen unsere Ufer anstürmt. Ja, gegenwärtig wird in der ganzen Welt ein Anticoncil gehalten; es wird gehalten in den auserlesenen Kreisen der feinen Gesellschaft; es wird gehalten bei den Universitäten, bei den Academieen, in den Werkstätten, auf den öffentlichen Plätzen. Jedes Anathema von Rom wird jenes zu den leidenschaftlichsten Beschlüssen reizen. Darüber täusche man sich nicht! Bei ihm handelt es sich nicht lediglich um einen Protest gegen die Ausschreitungen der Theokratie. Jeder freie Denker unterscheidet nicht zwischen dem extremen Katholicismus und dem Christenthum, ja, er unterscheidet nicht einmal zwischen der römischen und der göttlichen Idee; auch gegen die letztere ist der Unwille gerichtet, den ihm die erstere einflößt; er bewahrt aber von der Form, die er verwirft und verdammt, das Autoritätsverfahren und den Haß gegen die Freiheit, wie sich dieß mehr und mehr aus den neuesten Kundgebungen ergibt. Und diese beiden Concile, das Concil des Atheismus und das Concil der Theokratie, stoßen mit steigender Gewalt gegen einander, und in diesem unheilvollen Zusammenstoß werden die Religion und die Freiheit zu Grunde gehen, wenn das entsetzliche Mißverständniß, welches die Geißel Europas ist, nicht gehoben wird.

Diese Situation gibt dem Concil das große Interesse. Versuchen wir es, seinem Verlaufe zu folgen, indem wir seiner trügerischen Einheit den Schleier nehmen.

Man muß zugeben, daß, wenn dieser zerrissen wurde, nicht ein Mangel an Vorsicht auf Seiten der römischen Curie die Schuld trug. Vor der Eröffnung war in der That alles wunderbar angeordnet, um die Freiheit der Discussion zu unterdrücken. Zunächst ist der Concilsaal

so schlecht eingerichtet, daß die meisten Reden nicht verstanden werden. Sodann gibt es, die Wahrheit zu sagen, keine Debatte: eine Reihe von Reden, die unter sich zusammenhangslos sind und in den Archiven des Vatican begraben werden. Nichts ist jämmerlicher als dieses ganze Verfahren. Der hl. Vater ließ jedem Bischof eine Geschäftsordnung des Concils zustellen. Diese Geschäftsordnung, welche später noch erschwerende Zusätze erhalten sollte, erregte den lebhaftesten Widerspruch, und ein ungarischer Bischof ließ sich dreimal zur Ordnung rufen, indem er gegen diese unerhörten Maßregeln protestierte. Der Papst ernannte unmittelbar eine Commission für die Anträge, lediglich aus den leidenschaftlichsten Anhängern des Ultramontanismus bestehend. Ohne deren Genehmigung, die immer vom Papst bestätigt werden muß, kann kein Antrag gestellt werden. Damit wurde den Repräsentanten der Kirche grade in dem Augenblicke ein Knebel in den Mund gesteckt, als man sie einlud, über ihre höchsten Interessen zu berathen. Die Ernennung von fünf andern Commissionen wurde dem Concil überlassen. Zwei sind unwichtig: die eine hat die Entschuldigungen der abwesenden Bischöfe zu prüfen, die andere, die sogenannte Vermittlungscommission, hat über ihre Zwistigkeiten zu urtheilen. Diese wäre auf dem Concil von Trient sehr nöthig gewesen, wo zwei Bischöfe in einer dogmatischen Debatte einander an dem Barte zogen. Die andern Commissionen sind die des Glaubens, der Missionen und der Kirchenzucht. Die Listen waren zum Voraus gemacht und die Minorität war mit ängstlicher Sorgfalt ausgeschlossen. Man hatte sich übrigens so eingerichtet, daß die Commissionen keine Bedeutung hatten. Sie hatten in der That nicht den Auftrag, die dem Concil vorzulegenden Fragen frei zu bearbeiten; das war die Sache der römischen Congregationen. Die Decrete oder die Schemata wurden dem ganzen Concil vorgelegt, und nur im Falle ernster Meinungsverschiedenheiten traten die Commissionen ein. Man begreift, wie sehr ein solches System die Ueberraschung leicht macht. Die den Vorsitz führenden Cardinäle haben eine dictatorische Gewalt, und thun alles, was sie können, um die Discussion in die engsten Schranken einzuschließen. Diese Geschäftsordnung erschien, wie wir sehen werden, nicht als genügend und wurde drei Monate nach der Eröffnung des Concils durch eine andere ersetzt, die wir seiner Zeit

mittheilen werden. Uebrigens wurde der ultramontanen Partei jede freie Bewegung gestattet, der Gegenpartei jede Freiheit versagt. Kaum war das Concil eröffnet, als eine Entscheidung der Congregation des Index gegen das Manifest der Opponenten erschien und das Lesen des Janus verbot, zu einer Zeit, da die Stadt von Producten aus der Werkstätte der Jesuiten überschwemmt war. Noch mehr, der Erzbischof von Mecheln und Manning durften ihre Angriffe auf Dupanloup massenhaft verbreiten; der Erwiderung wurde die Erlaubniß zum Druck versagt. So nahm man den Kampf an, allein unter der Bedingung, daß der Gegner entwaffnet werde. Man hatte jedes Vorrecht gegen ihn; er hatte gar kein Recht. Den Bischöfen wurde ausdrücklich verboten, sich nach Nationen zu versammeln und sich zu verständigen, was denen, die ihre Weisung vom Vatican empfingen, einen ungeheuern Vortheil sicherte. Der stärkste Angriff auf die Freiheit des Concils war die Bulle, welche wenige Tage nach der Eröffnung an den Mauern von Rom angeschlagen war. Diese Bulle bedrohte alle mit dem großen Bann, welche die Lehren des Syllabus nicht anerkannten oder das geringste päpstliche Breve bestritten. So schnitt der hl. Vater officiell und im Voraus einen Theil der Fragen ab, welche er dem Concil vorzulegen geschienen hatte.

Man fragt sich: Wozu diese leere Schaustellung? Thiers sagte einmal mit vollem Recht, es gebe etwas Schlimmeres als die Abwesenheit des Parlaments, das sei ein Scheinparlament, was nur zur Täuschung da ist. Ein solches war die große vaticanische Versammlung. Sie war gewiß weniger frei als der unterwürfigste Staatsrath. Man stelle sich eine berathende Körperschaft vor, in welcher kein Antrag gestellt werden kann ohne die Genehmigung des Herrschers, bei welcher das Recht der Gegenrede gar nicht existiert, die Commissionen nichtig sind, die Opposition ihre Stimme nicht hören lassen darf, und jede liberale Kundgebung unterdrückt wird: das wäre ein Gegenstand des Spottes der ganzen Welt. Es ist ein betrübender Gedanke, daß die Versammlung, die vor allen andern hätte frei sein sollen, weil sie über das verhandelte, was das Gewissen am nächsten berührt, unter dem geringsten Parlament steht. Wie sollte man sich nicht einer solchen Organisation gegenüber des Wortes des Apostels erinnern: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist die Freiheit!“

## Sechstes Kapitel.

### Die ersten Entscheidungen des Concils.

Eigentlich gab es nur eine wichtige Frage auf dem vaticanischen Concil, nämlich die Frage hinsichtlich der päpstlichen Unfehlbarkeit. Sie absorbiert alle die andern, weil sie, wenn sie einmal entschieden ist, die weiteren Berathungen vollständig unnütz macht. Um ihre Lösung zu erleichtern und zu beschleunigen, wurden die zur Beschränkung der Freiheit des Concils bestimmten Maßregeln noch erschwert, und der persönliche Einfluß des Papstes rückhaltlos ausgeübt. In dem Kapitel über die Infallibilität werden wir alle Kunstgriffe der ultramontanen Partei zusammenfassen, obwohl sie dieselben in allen Berathungen in Anwendung bringt, freilich immer mit Beziehung auf jene Frage. Man weiß, daß es der Plan der Lenker des Concils war, die ganze katholische Lehre an sich und in ihrer socialen Anwendung zu formulieren mit der Unfehlbarkeit des Papstes als Kern. Das ist eine Art ultramontaner Summa, die man durch die Abstimmung der Versammlung bestätigen wollte.

Die ersten Kanones, welche verhandelt wurden, bezogen sich auf den Glauben, d. h. auf die Grundlagen des Glaubens selbst. Sie wurden nicht so angenommen, wie sie von der mit der Ausarbeitung der ersten Form beauftragten Congregation vorgelegt waren; so athmeten sie den düstersten Obscurantismus und bekundeten mehr als Mißtrauen gegen das menschliche Wissen. Der Protestantismus war als eine gottlose Pest und die Quelle alles Irrthums bezeichnet. Außerdem war der Katholicismus mit dem Romanismus absolut identificiert. Ein großer Kampf entstand über diese drei Punkte. Der Hauptvortheil desselben war der, daß er zwei der hervorragendsten Bischöfe der Minorität in's Licht stellte, Haynald und Stroßmayer, welcher Letztere es verstand, den Ambon des Vatican zu einer Rednerbühne des Rechts des Gedankens und des Gewissens zu machen. Diese Prälaten aus Ungarn und Croatien repräsentieren in Wahrheit ihr Volk und ihre Kirche und wissen, daß man ihnen auf dem Wege des Widerstandes und der Opfer folgen würde. Alle Welt hat von der berühmten Sitzung gehört, in welcher

Stroßmayer beschimpft wurde, weil er sich der Schmähung des Protestantismus widersetzte. Im Ganzen hat er hinsichtlich der bestrittenen Punkte nur einige formelle Milderungen erreicht.

Die in der öffentlichen Sitzung vom Sonntag den 24. April proclamierten Kanones über den Glauben haben an sich sehr wenig Bedeutung. Wir begreifen nicht, warum sie ausgezeichneten, liberalen Geistern, wie dem Verfaßer des Artikels im Correspondant vom 10. Mai, solche Bewunderung einflößen; es sei denn, daß er im Hinblick auf die kläglichen Kanones der folgenden Kapitel sich für verpflichtet halten möchte, die einzigen Artikel zu erheben, welche keinen Unwillen erregen. An einem verabscheuungswürdigen Werke erscheint das minder Schlechte fast gut. Zunächst ist das Unterfangen, Fragen der Art, wie sie die Kanones vom Glauben entscheiden, auf dem Wege der Autorität und der Bannsprüche zu erledigen, unhaltbar. Man begreift, daß ein Concil über die unter Katholiken streitigen Punkte entscheidet und den Glauben derjenigen bestimmt, die seine Autorität anerkennen; allein dem freien Gedanken gegenüber, der ihm keine Competenz zugesteht, handelt es sich nicht um Excommunicationen, um die er sich nicht bekümmert, weil er die Gemeinschaft des Concils verschmäht. Diese kirchlichen Bannstrahlen sind nichts als Offenbarungen der Ohnmacht. Sie hatten eine thatsächliche Bedeutung, als die Kirche Königin und Herrin im weltlichen Gebiet war und allein das Recht hatte, die Empörungen des menschlichen Geistes zu unterdrücken und zu züchtigen. Mag sie auch solche Ansprüche immer noch machen, heutzutage gibt es keinen Punkt mehr in der Welt, wo sie dieselben geltend machen könnte. Wenn die Bannsprüche nur noch den Gedanken treffen, dann beunruhigen sie den Denker sehr wenig. Die Verdammung der Philosophie unserer Zeit hat also keinerlei Bedeutung. All dieses Pulver dient nicht zu einem ernsten Kampf, sondern zu einer Art Feuerwerk, welches das Concil sich selbst gibt.

Um Urtheile wirksam zu machen, ist es nicht genug, daß man ein Tribunal errichtet; die beiden streitenden Parteien müßen auch bereit sein, vor den Schranken zu erscheinen. Sonst urtheilt man nur wie zum Zeitvertreib. Von den beiden Gegnern, zwischen welchen das Concil die Entscheidung sich anmaßt, — es sind der unter=

würfige Glaube und die freie Vernunft — ist nur einer geneigt zu erscheinen; unglücklicherweise ist es der, welcher schon auf dem Richterstuhl sitzt und zum Voraus zu seinen Gunsten entscheidet. Der Vernunft und Wissenschaft liegt nicht einmal etwas daran, das Urtheil zu hören; es ist auch nur eine leere Formalität. Wann wird also die Kirche begreifen, daß sie im Kampfe des philosophischen und religiösen Gedankens nur dann stark sein kann, wenn sie Beweis dem Beweise entgegenstellt, und daß das Gebiet der Erörterung da beginnt, wo das des fügsamen Glaubens aufhört? Heutzutage noch Bannflüche mit der Apologie vermischen heißt auf Ueberzeugung ohne Zwang verzichten und eine greisenhafte Heftigkeit zeigen, die nichts ist als der ohnmächtige und gereizte Aerger über die verlorene Kraft. Ein Concil, welches die freie Wissenschaft verdammt, thut etwas eben so Praktisches, als wenn das französische Parlament sich damit amüsiert, über Gesetze für Oesterreich oder England zu berathen.

Wenn wir jetzt die Kanones vom Glauben an sich betrachten, ohne Rücksicht auf die Verdammungen, so erscheinen sie uns hinsichtlich des Gehalts äußerst schwach. Neben den allgemeinen Sätzen über die Vernunft und den Glauben, welche von allen christlichen Gemeinschaften anerkannt werden, hat sich das Concil auf die Formulierung eines sehr veralteten Supranaturalismus beschränkt. Die Vernunft und der Glaube sind ihm zwei verschiedene Gebiete mit besonderer Jurisdiction. In diesen Kanones findet sich keine Spur von der großen moralischen Apologie der Väter von Alexandrien oder eines Pascal oder Vinet, die sich nicht mit der Behauptung begnügt, daß die Geheimnisse des Christenthums eine übernatürliche Erleuchtung erfordern, sondern nachweist, daß es zwischen diesen Mysterien und den Hauptseiten unserer Natur geheime und mächtige Verwandtschaften gibt, daß Gott dem Herzen fühlbar sein kann, und daß der Glaube das höhere Schauen der Seele ist, welches wirklich in die unsichtbare Welt hineindringt. Dieses ganze große und zarte Problem der religiösen Gewißheit wird mit einigen Formeln ohne Originalität und Tiefe abgemacht. In der That, es gilt nicht, auf einen außerordentlichen Beistand Anspruch zu machen, um so hinter der umfassendsten und fruchtbarsten apologetischen Bewegung zurückzubleiben und sich mit dem zu begnügen, was in den

Anfangsgründen der Seminare enthalten ist. Den Vätern des Concils scheint es nicht einzufallen, daß es einen weit höheren und wahreren Offenbarungsbegriff gibt als den ihrigen, der sich auf die übernatürliche Kenntniß der absolut undurchdringlichen Geheimnisse beschränkt. Die Offenbarung, betrachtet als wirksame Kundgebung der erlösenden Liebe in einer göttlichen Geschichte oder vielmehr in einer göttlichen Person, welche sagen konnte: Ich bin die Wahrheit! das ist der centrale Gesichtspunkt und eine der herrlichsten Eroberungen der evangelischen Theologie unserer Zeit, wodurch diese über jede Scholastik der Vergangenheit erhoben wird. Im Vatican befaßt man sich damit wenig.

Hinsichtlich zweier Punkte von höchster Bedeutung ist das Concil in einen schweren und gefährlichen Irrthum gerathen. Es hat zunächst die unbestreitbare Kanonicität aller Bücher der Vulgata mit Einschluß der Apokryphen des A. Testaments proclamiert und so gezeigt, daß ihm die immense kritische Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts gleichsam gar keine und gar nicht da ist, und bestimmt, daß es nicht erlaubt sei, z. B. dieser oder jener Ansicht eines Kirchenvaters des zweiten oder dritten Jahrhunderts über den Ursprung des Evangeliums Matthäus oder über den Verfasser des Briefs an die Hebräer Recht zu geben. So ist die katholische Kirche von Neuem verhindert, an einer der Hauptaufgaben der christlichen Wissenschaft in unserer Zeit, die darin besteht, durch ihre freien und gewissenhaften Forschungen den echten Kanon der heil. Schrift zu sichern, Theil zu nehmen. Wie kann man hinsichtlich der vom Rationalismus angefochtenen Punkte, wie die Authentie des vierten Evangeliums, der katholischen Theologie Vertrauen schenken? Die Prüfung sogar ist ihr verboten, weil sie alles ohne Weiteres annehmen muß. Welche werthvollen Kräfte werden so vom Concil zu Grunde gerichtet und unfruchtbar gemacht!

In eine noch mißlichere Situation ist es durch seinen Kanon über das Verhältniß der Wissenschaft zur Kirche gekommen, welcher so lautet: „Wer da sagt, die menschlichen Wissenschaften müssen mit solcher Freiheit behandelt werden, daß man ihre Behauptungen für wahr halten kann, auch wenn sie der geoffenbarten Lehre widersprächen, und die Kirche könne sie nicht verwerfen, der sei anathema!“

Diese Worte bedeuten nichts oder sie sagen, daß die Wissenschaft, wie sie auch heißen mag, sich der Orthodoxie unterwerfen müsse, daß es folglich eine orthodoxe Chemie oder Physik gebe, und daß die Kirche das Recht habe, ihre Entscheidungen ihnen aufzudrängen. Wahrlich, der Augenblick ist von den Nachfolgern der Richter, welche Galilei verurtheilt haben, gut gewählt, um so der Wissenschaft Hohn zu sprechen! Das heißt zum Vergnügen gefährliche Conflicte hervorrufen, wenn man Glaubensfragen aufwirft, wo sie nichts zu thun haben. Gott hat nur das offenbart, was der Mensch nicht selbst finden kann; die Wissenschaft gehört ohne Vorbehalt der Forschung an. Nichts ist gefährlicher, als zwei Gebiete, welche getrennt bleiben müssen, mit einander zu vermischen. Dieser eine Kanon reicht hin, das verderbliche Uebergewicht der Maßlosen im Concil kund werden zu lassen; denn er ist trotz des heftigen Widerstandes der liberalen Bischöfe durchgegangen. Man sagt wohl, sie hätten bei der Redaction des Kapitels vom Glauben glückliche Modificationen erreicht, der ursprüngliche Text sei von ganz anderen Absurditäten voll gewesen. Wir zweifeln nicht daran; allein was noch übrig geblieben, ist völlig genug. Am Anfange des Kapitels vom Glauben finden wir mit einigen Milderungen die berüchtigte Stelle gegen die Reformation, welche so viel Lärm erregt hat; diese wird da als die Pandorabüchse dargestellt, aus welcher alle Gottlosigkeiten hervorgegangen seien. Die Bezeichnung der Kirche als katholisch-apostolisch-römische erregte einen Sturm, weil das letzte Epitheton die beiden andern einzuschließen schien, bis ein glückliches Strichlein diese Verschlingung, in dem betreffenden Satze wenigstens, verhinderte. Aber vornehmlich hinsichtlich des letzten Paragraphen des Kapitels leisteten die opponierenden Bischöfe den heftigsten Widerstand. Wir müssen ihn wörtlich anführen, um seine Bedeutung zu verstehen. Er lautet: „Wir zeigen allen Christen an, daß sie die Pflicht haben, die Constitutionen und Decrete, mit welchen der heilige Stuhl die, hier nicht vollständig aufgezählten, verwerflichen Ansichten dieser Art verurtheilt und verdammt hat, zu beachten." Dieser Schluß des Kapitels nimmt den sehr unbedeutenden Milderungen, die man im Laufe der Discussion erreicht hatte, jeden Werth. Indem sich dieser Paragraph auf die vergangenen und zukünftigen Entscheidungen der

römischen Congregationen bezieht, gibt er die Beurtheilung über alle Lehrfragen ihrer Bigoterie anheim und bestätigt von vornherein ihre beschränktesten Urtheile. Aus dieser großen Berathung ging der römische Index als Sieger hervor. Am meisten triumphierte aber die Lehrgewalt des Papstes. So wurde seine Unfehlbarkeit mittelbar in dem Kapitel festgestellt, in dem man am wenigsten daran hätte denken sollen.

Aus der Augsburger Zeitung wissen wir, daß dieser Artikel, als er zum erstenmal vorgelesen wurde, einen heftigen Widerspruch veranlaßte. Der Cardinal-Legat ließ über das Kapitel, um es nicht ganz in Gefahr zu bringen, ohne den Schluß abstimmen und versprach eine gründliche Debatte. Diese Debatte fand nicht statt, unter dem Vorwande, es fehle an Zeit. Die liberalen Bischöfe drangen nicht darauf; dreiundachtzig derselben gaben bei der Präliminar-Abstimmung ihren Widerspruch zu erkennen; allein die Furcht vor einem Skandal veranlaßte sie, mit Ausnahme des abwesenden Stroßmayer, zu einem einstimmigen Placet. Sie schoben ihren Muth bis zum Artikel de Ecclesia auf. Das war eine schlechte Berechnung; davon konnten sie sich noch am Abend des Tages der öffentlichen Sitzung überzeugen. Denn sie erfuhren mit Staunen, daß dem Schema von der Unfehlbarkeit der Vorrang gewährt, und daß die Sache der Inopportunität unwiderruflich verloren sei.

---

## Siebentes Kapitel.

### Die Discussion über die Unfehlbarkeit des Papstes auf dem Concil und außer dem Concil.

Die Bedeutung der Debatte über die Unfehlbarkeit kann man nicht übertreiben. Versuchen wir es, die Acten des in den Hallen der Peterskirche verhandelten großen Processes vor Aller Augen offen darzulegen. Um der Discussion zu folgen, sind wir nicht auf die unvollständigen Berichte der europäischen Presse über die Vorkommnisse in der päpstlichen Basilica beschränkt. Außer und neben dem Concil bei verschlossenen Thüren wurde ein anderes, geräuschvolles,

leidenschaftliches gehalten, welches dieselben Fragen verhandelte, und wo die bedeutendsten im Vatican tagenden Väter eine Rolle spielten.

Diese bedeutungsvolle Debatte, welche einen tiefen Riß in der Kirche veranlassen sollte, offenbart uns nicht bloß die Situation der Parteien, sie belehrt uns auch über das Discussions-Verfahren und über die Methode der Beweisführung. Da lernen wir, was die bis zum Aeußersten getriebenen Autoritäts-Systeme aus dem menschlichen Geist machen, indem sie ihn nach ihrem Bilde formen, und wie sie unrettbar von dem rechten Wege ablenken. Sie behandeln ihn fast, wie die Gymnasten den Leib eines Kindes, welches sie zu einem ungeheuerlichen Luftsprunge dressieren wollen. An dieser Thatsache können wir die Staatsgunst kennen lernen, welche den Eminenzen und Reverendissimi des Ultramontanismus maßlos unvernünftig zu reden, auch die ihnen widerstrebenden edeln Geister mit heiligen Formeln nach Belieben zu beschimpfen gestattet.

Jene fromme Literatur, welche die Süßigkeit mit der Bitterkeit so künstlich vermischt, erinnert uns an die im sechszehnten Jahrhundert so sehr gepflegte Kunst der Vergiftung durch Zuckerwerk. Jene ehrwürdigen Leute, welche sich einbilden, weil sie mit der Mitra geschmückt sind, dürften sie die Vernunft, den gesunden Verstand und das Gewissen ganz nach Belieben behandeln, mögen wissen, daß sie vor einem andern Areopag als dem der Brüderschaften und Canonicate Rechenschaft abzulegen haben. Die Laienwelt, welche eine doppelte Logik und eine doppelte Moral nicht mehr kennt, ernennt sich von selbst zum Richter im Streite, und wenn auch ihr Urtheil mit Bannflüchen sich nicht befaßt, so ist es doch nicht minder furchtbar. Man erzählt, im vorigen Jahrhundert habe der Gesandte von Dänemark in Frankreich zu einem Inhaber des Ordens des heil. Geistes, der ihm die Privilegien desselben mit pomphaften Worten beschrieb, gesagt: „Unser heil. Geist ist ein Elephant.“ Diese Anspielung auf den höchsten dänischen Orden fällt uns ein, wenn wir hören, wie die Koryphäen des Ultramontanismus ihre Diatriben oder ihre Lächerlichkeiten unter den Schutz des heil. Geistes stellen. Man möchte ihnen sagen: Wir wissen nicht, was euer hl. Geist ist, aber gewiß ist es nicht der, welcher durch die Apostel und Propheten redete und ein Geist des Lichtes und der Freiheit ist.

Frankreich hat unter den gegenwärtigen Umständen ein besonderes Interesse, sich von der Bildung des Verstandes durch die ultramontane Schule eine richtige Vorstellung zu machen. Wir gehören zu denen, welche wünschen, daß die Freiheit des höheren Unterrichts offen proclamiert werde, unter der Bedingung, daß man für die höhere öffentliche Laufbahn eine Fachprüfung fordert. Aber unsere Liebe zur Freiheit des Unterrichts schließt nicht den Wunsch ein, daß unsere Jugend von den Doctoren des Syllabus unterwiesen werde. Wir fordern gegen sie kein gesetzliches Verbot; wir verlangen von ihnen selbst, daß sie uns vor ihnen behüten; denn man braucht sie über eine sie bewegende Frage nur laut reden zu lassen, um dem Lande eines Descartes und Pascal eine berechtigte Abneigung gegen ihre Methode und ihre Wissenschaft einzuflößen. Es wäre wirklich Schade, wenn man diese Gelegenheit zu ihrer Beurtheilung verlöre. Es liegt überdieß selbst denen daran, welche auf einem höheren Standpunkte stehen als die heutzutage so heftig angegriffenen liberalen Katholiken, daß in ihrer Person die Treue und der Muth gerächt werden, welchen sie innerhalb ihrer Schranken im Dienste einer Sache, die die Sache der Freiheit ist, einsetzen. Wenn der Katholicismus gerettet werden kann, so kann er es nur durch sie.

## I.

Es gibt schon eine ganze Literatur über die Frage von der Unfehlbarkeit des Papstes. Eine vollständige Mittheilung ihres Inhalts wäre äußerst langweilig; denn zahlreiche Wiederholungen finden sich in den verschiedenen Schriften. Wir beschränken uns darauf, den Verlauf der Verhandlungen darzulegen und die Hauptfäden zu charakterisieren, indem wir das Augenmerk auf einige bestimmte Punkte richten, welche auf beiden Seiten der Schlüssel der Position sind. Die dogmatischen und historischen Punkte sind in der großen Unfehlbarkeitsschlacht, was la Haie-Sainte bei Waterloo war. Sie sind der Gegenstand der heftigsten Angriffe wie der erbittertsten Vertheidigung.

Wir verweilen nicht lange bei dem Vorpostengefecht über die Frage der Opportunität einer Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit, weil der Ultramontanismus in dieser Präliminarfrage von seinen

Gegnern bald Recht bekommen hat. Um die Wahrheit zu sagen, war eine Täuschung schwer: bei dem Stande der Dinge und der Geister hatte das Concil keinen andern Zweck, als über dieses wichtige Problem zu verhandeln. Es mit vielem Lärm zusammenberufen, um jenes Problem bei Seite zu legen, hätte geheißen, es auf nichts reducieren. Man stelle sich vor, in Versailles arbeiteten die hydraulischen Maschinen an einem Tage, an welchem die Fontainen die großen Wasserstrahlen hervorsprudeln sollen, in der leeren Luft: so wäre die feierliche Schaustellung im Vatican gewesen, wenn sie auf die Verhandlung über die vor der katholischen Welt aufgeworfene Hauptfrage verzichtet hätte. Indessen ist von den Gallicanern eine ernste Anstrengung in diesem Sinne versucht worden. Die deutschen Bischöfe überschickten alsbald nach dem wichtigen Manifest von Fulda dem Papst ein Gesuch, welches nicht in die Oeffentlichkeit gekommen ist, um ihn zu bitten, er möge diese Brandfackel der Zwietracht von den Berathungen des Concils fern halten. Der Bischof von Orleans zeigte sich in seinem ersten Hirtenbriefe an seine Geistlichkeit minder klug. Seine der Form nach immer sehr ehrfurchtsvolle Argumentation ist lebendig und eindringlich. Die Hauptgründe, welche er für seine Ansicht geltend macht, sind folgende. Die Unfehlbarkeit des heil. Vaters allein und unabhängig von dem Episcopat als ein Dogma zu proclamieren, dessen Verwerfung mit Verdammniß bestraft würde, ist nach seiner Meinung eine bedenkliche, gefährliche Sache. Die Kirche hat sich dieses Dogmas achtzehn Jahrhunderte hindurch begeben, wie selbst die gestehen, die es fordern, weil sie es fordern und Wunder davon erwarten. Nichts ist mißlicher, als über den Ursprung der Gewalten in allen Gebieten nachzuforschen. „Wenn man die zweitausendjährige Eiche unterwühlt, um unter ihren Wurzeln die ursprüngliche Eiche zu suchen, so erschüttert man den ganzen Baum.“ Man folge der weisen Klugheit des Concils von Trient, das sich vor einer gefährlichen Definition gehütet hat. Die Definition wäre nicht nur für den innern Frieden gefährdend, sie würde auch der Lage der Kirche in der Welt Gefahr bringen. Gewiß ist, daß sie die Schwierigkeiten der Versöhnung mit den großen schismatischen Kirchen des Morgen- und Abendlandes erheblich vermehren würde; denn diese würden vor einer

päpstlichen Unfehlbarkeit als vor einer unübersteiglichen Schranke stehen bleiben. Ist das nichts, wenn man die ersehnte Wiedervereinigung auf immer verhindert? Die Definition würde bei den weltlichen Regierungen die lebhaftesten Besorgnisse erregen; diese würden genöthigt sein, den alten Forderungen des Papstthums, daß sich die bürgerliche Gewalt seiner Autorität unterordne, eine ganz neue Bedeutung zuzugestehen. Der Bischof von Orleans vergißt die schönen Dinge, die er seit dem Erscheinen des Syllabus darin entdeckt und in seiner berühmten Apologie dieses Documents unserer Bewunderung empfohlen hat, und citiert die berüchtigte Bulle Bonifacius' VIII. und die Paul's III. gegen Heinrich VIII., welche im Grunde nicht schlimmer sind als die Encyclica von 1863. Nach diesen politischen Gründen, welche bei den Doctoren des Gesù als den eiteln menschlichen Rücksichten entnommen ein Lächeln des Mitleids erregen, — als wenn die ultramontane Anmaßung, die bürgerliche Gewalt in den Dienst der geistlichen zu stellen, nicht die allerniedrigste und dem wahren Glauben widersprechendste menschliche Rücksicht wäre, — spricht der beredte Bischof von den Schwierigkeiten der Frage an sich. Seine Betrachtungen, wollen wir nicht weiter verfolgen; sie betreffen den Kern der Debatte; denn wenn er auch erklärt, er wolle nicht von der Unfehlbarkeit, sondern nur von der Opportunität reden, so behandelt er doch die eine wie die andere. Der Opportunität die historischen und religiösen Schwierigkeiten der Infallibilität entgegenstellen, heißt ganz entschieden Stellung nehmen. So hat man es auch wohl verstanden. Der Bischof von Orleans hat mit seiner Mäßigung für die Hauptsache nichts gewonnen; man hat streng das Wort Jesu Christi auf ihn angewandt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich!"

Der Hirtenbrief des Erzbischofs Manning war eine anticipierte Antwort auf die Argumentation des Bischofs von Orleans gegen die Opportunität. Was redet ihr von der Versöhnung der Schismatiker? sagt der englische Prälat. Durch eine kräftige Haltung wird die Kirche zum Siege gelangen. Es ist weit wichtiger, den Gallicanismus zu vernichten, der hundertmal schlimmer ist als der Anglicanismus, als einige Widerspenstige zu gewinnen; besser ist der erklärte Feind als der Verräther in der Festung. Es ist die provi=

dentielle Aufgabe des Concils, der hartnäckigen Häresie ein Ende zu machen. So wird es allen mehr oder minder verborgenen Empörungen ohne Weiteres ein Ziel setzen. Weg mit der eiteln Diplomatie! Die Gewandtheit ist in der weltlichen Politik an ihrer Stelle; die Männer des Himmels haben sich um eine entnervende Klugheit nicht zu kümmern. Was liegt daran, was die modernen Regierungen denken? Man muß ihnen zeigen, was ihre Pflicht ist, nämlich die Unterwerfung unter die Kirche. Das ist ein absolutes Princip, was nicht verletzt werden darf., auch wenn man nicht auf die ununmittelbare Anwendung dringen kann. Der Syllabus ist das Grundgesetz einer christlichen Gesellschaft. Wenn sich das Concil weigerte, die Unfehlbarkeit zu proclamieren, so nähme es ihm seine göttliche Bedeutung und würde die Meinung veranlassen, es sei gestattet, die Verhältnisse des Staates und der Kirche auf verschiedene Weise zu ordnen. Je mehr sich die moderne Gesellschaft von diesen Grundsätzen entfernt, desto mehr muß man ihnen eine göttliche Sanction geben. Manning geht auch von der Opportunität zur Unfehlbarkeit über; allein er möge uns erlauben, seiner anmaßenden und flüchtigen Argumentation, welche weder eine Beweisstelle noch einen Einwurf anführt und auf den Triumph losgeht, ehe er noch gekämpft hat, keine große Bedeutung beizulegen. Dieser Mann des Glaubens hegt die äußerste Verachtung vor der Wissenschaft. Sich auf bestimmte Thatsachen, sichere Ueberlieferungen berufen heißt nach seiner Meinung den Kampf herabwürdigen und ihn mit Schulspitzfindigkeiten sich hinschleppen lassen. Er schwebt über diesen Erbärmlichkeiten in den heitern Regionen der entschiedenen Behauptung und der vorgefaßten Meinungen. Bleibe er dabei! Wir werden ihm nicht folgen!

Der englische Prälat steigt ziemlich geschickt wieder zur festen Erde hernieder, in dieser Wendung von allen Opportunisten begleitet, wenn er den Einwurf der Gegner in einen Beweis verwandelt. Was! sagt er, ihr behauptet, es sei nicht opportun, die Unfehlbarkeit zu definieren. Das ist aber um so mehr opportun, je mehr ihr euch dieser Definition widersetzet. Je mehr ihr die historischen und andere Schwierigkeiten aufhäufet, desto mehr beweist ihr, daß man die Kirche nicht in der Ungewißheit schmachten lassen darf. Euer

Murren macht es ihr zur Pflicht, ihre mächtige Stimme zu erheben, um dem ein Ende zu machen. Man könnte behaupten, die Definition sei unnütz, wenn sie nicht bestritten wäre; allein sie ist grade darum dringend nothwendig, weil sie bekämpft wird. So muß die Minorität durch ihre bloße Existenz die Majorität dazu treiben, ihr Stillschweigen aufzuerlegen. Das Argument ist geistreich; bis jetzt hat es am meisten Erfolg gehabt.

Die Discussion über die Zeitgemäßheit sollte nicht lange dauern. Davon konnte sich der Bischof von Orleans überzeugen, sobald er in das Concil eingetreten war. Vergebens sprach er vor seiner Abreise in folgenden lyrischen Worten sein Vertrauen aus: „Sobald ich die heilige Erde berührt, das Grab der Apostel geküßt habe, werde ich Frieden empfinden, fern vom Kampf, in einer von einem Vater geleiteten Versammlung von Brüdern." Was denkt er jetzt davon? In einem Punkte hat man seinen Wunsch zu erfüllen versucht, indem man in seinen Händen die Waffe der Oeffentlichkeit zerbrach, die er nur gebrauchen wollte, um seinen Gegnern zu antworten. So hat man ihm eine Heiterkeit zu verschaffen gesucht, die er nicht begehrte. Die brüderliche Liebe bereitete ihm in Rom mehr als eine Ueberraschung. Gewiß erwartete er nicht den so rührenden Erguß seines Bruders von Laval, welcher in einem veröffentlichten Briefe erklärte, daß er lieber todt niederfallen, als seine Briefe geschrieben haben wollte. Was den Vater der Gläubigen betrifft, so werden wir später sehen, wie zärtlich er gegen seine gallicanischen Söhne war.

Des Bischofs von Orleans Niederlage hinsichtlich der Opportunitätsfrage war vollständig, sobald das postulatum der Infallibilisten angenommen wurde. Auf diesem Punkte geschlagen, veranlaßte die gemäßigte Partei eine neue Präliminar-Debatte über den Modus der Berathungen des Concils. Einerseits wollte sie mehr Freiheit in der Debatte erlangen, andrerseits den Grundsatz der moralischen Einmüthigkeit für die dogmatischen Beschlüsse angenommen wissen. So wäre die Majorität hinsichtlich der päpstlichen Unfehlbarkeit vermindert und entwaffnet worden. Weder das Eine noch das Andere wurde erreicht. Eine neue Geschäftsordnung mit größeren Schwierigkeiten als die erste, welche schon so viel Widerspruch erregt hatte, wurde officiell dem Concil vorgeschrieben. „Seine Heiligkeit",

so heißt es im Breve vom 20. Februar, „hat in seiner apostolischen Sorgfalt beschlossen, gewisse besondere Regeln für die Discussionen der Generalversammlungen zu geben, damit diese Regeln, indem sie eine den Bischöfen der katholischen Kirche gebührende Freiheit der Discussion gestatten, zur Vervollständigung und Beschleunigung der Prüfung, Erörterung und Berathung der vorgelegten Fragen beitragen.“ Unter Freiheit des Concils muß man wahrscheinlich die Befreiung von der Langsamkeit einer ernsten Debatte verstehen, was auf die Befreiung von seiner eigenen Freiheit hinausläuft. Man kann versichert sein, daß das Wort Freiheit in der künstlichen Sprache der römischen Curie immer Knechtschaft bedeutet. In der That, der heil. Vater, von Mitleid mit den Wohlgesinnten bewegt, die bei dem Anhören der männlichen Worte eines Stroßmayer, eines Haynald oder irgend eines französischen Bischofs so viel Noth und Aergerniß leiden müssen, ersetzt die mündliche Discussion durch Papierkram. Die Verbesserungsanträge zu den vorgeschlagenen Schemata oder Kanones sollen den Specialcommissionen zugeschickt werden, und diese werden über das Ganze einen summarischen Bericht erstatten. Bei der Discussion wird den mit der Vertheidigung der Ansichten einer der großen Commissionen beauftragten Bischöfen das Vorrecht gegeben; sie können unmittelbar nach jedem Opponenten das Wort verlangen. Der präsidierende Cardinal kann den Redner immer auf die Frage hinweisen. Endlich genügt die von zehn Vätern unterschriebene Forderung, um die Abstimmung über den Schluß zu veranlassen.

Diese ungeheuerliche Geschäftsordnung würde für sich selbst schon hinreichen, das Concil zum bloßen Vorzimmer des Vatican zu machen. Man weiß, mit welchem Unwillen und mit welcher Energie Döllinger dagegen protestiert hat.*) Er sieht darin eine handgreifliche Verletzung aller Regeln, an denen man ein Concil erkennen kann, welches nichts ist, wenn es nicht eine wahre Vertretung der allgemeinen Kirche ist. Alle Theologen, das ist seine Meinung, fordern als wesentliche Bedingung der Oecumenicität eines Concils die volle Freiheit des Worts und der Abstimmung. Diese neue Geschäftsordnung aber habe im Gegensatz gegen die politischen Parlamente,

*) Augsb. Zeitung v. 12. März 1870.

alles zum Schutz der Majorität gegen die Minorität angeordnet. Diese behandle es wie den bösen Geist, den man so schnell und sicher als möglich ersticken müsse. Es habe nur das eine Ziel, der Majorität in möglichst kurzer Zeit den Sieg zu sichern. Auf diesen Punkt richtet Döllinger die ganze Kraft seiner Argumentation. Das Recht der Majoritäten ist in den politischen Versammlungen, welche nicht den Anspruch machen, absolute, für alle Zeiten bindende Beschlüsse zu fassen, an seinem Orte; was eine Legislatur entschieden hat, kann durch die folgende wieder modificiert werden. Anders ist es mit dem Concil, welches ein Dogma formuliert, d. h. etwas, was die absolute Wahrheit sein soll und nicht der Revision unterworfen werden kann. Auch haben es die Bischöfe nicht zu decretieren, wie wenn es aus ihren Berathungen hervorginge, sondern es nur festzustellen und aus der allgemeinen Tradition hervorzuheben. Die moralische Einmüthigkeit der Bischöfe ist aber das einzige Mittel der Feststellung dieser allgemeinen Tradition, zumal wenn ihr eine gewissenhafte und freie Forschung vorhergeht. Wenn man aber statt dieser Methode, die immer befolgt wurde, seit es Concile gibt, Autoritäts- und Majoritätsbeschlüsse anwendet, um ein Dogma zu formulieren, welches in der Kirche lange zurückgewiesen wurde und eine bedeutende Zahl von Glaubenszeugen gegen sich hatte, dann stößt man das ganze alte Gebäude des religiösen Glaubens um und berechtigt folglich jeden Widerspruch. Die Kirche, welche jedenfalls in letzter Instanz Richter ist, hätte das Recht, eine usurpatorische Versammlung eines Concils nicht anzuerkennen. Man begreift die Bedeutung der Erklärung Döllingers für die Zukunft. Im Namen des ganzen liberalen Katholicismus hat er seine Maßregeln getroffen, und diese sind sehr weise Vorsichtsmaßregeln.

Die neue Geschäftsordnung wurde nichtsdestoweniger ohne Verzug in Anwendung gebracht. Die Minorität wird der Willkür der Majorität preisgegeben, die ihr nach ihrem Belieben Schweigen auferlegt, und die Theorie der moralischen Einmüthigkeit wird mit Verachtung verworfen. So macht man Parlamentarismus, um die Fragen so schnell als möglich mit Gewalt zu entscheiden, während man alle die Freiheit der Debatte schützenden Maßregeln kühn zurückweist. Das Concil ist ein Parlament, wie jedes andere, sagt

die ultramontane Partei; bei der Abstimmung genügt die Majorität. Dennoch aber ist es eine himmlische Versammlung, frei von allen gewöhnlichen Anordnungen, wenn es sich um die Discussion handelt. — Das Bedenklichste in alle dem ist das Unterfangen, den Glauben durch Abstimmung festzusetzen. Im Gebiete des Absoluten ist ein solches Verfahren eben so roh als unfruchtbar und selbst lächerlich. Wenn man den Anspruch macht, nicht einfach seinen persönlichen Glauben auszusprechen, unter dem Vorbehalt der Prüfung und unter der Ueberwachung einer höheren Autorität, zu der Jeder seine Zuflucht nehmen kann, sondern den Glauben des menschlichen Geschlechts zu formulieren, indem man die Gedanken Gottes selbst durchschaut, dann muß man sich vollständig im Gebiet des Uebernatürlichen bewegen, man muß die Feuerzungen des Pfingstfestes über sich schweben fühlen, und der Concilbeschluß muß ein einmüthiges Hingerissenwerden sein. Alles verändert sich, wenn wir statt dieser transcendenten, göttlichen Methode der definitiven Erleuchtung einen parlamentarischen Mechanismus und zwar einen der mittelmäßigsten Mechanismen haben. Mag man auch dawider schreien: die Feststellung einer Lehre, von welcher das ewige Heil abhängt, durch eine getheilte Abstimmung wird immer als eine klägliche Fiction erscheinen. Tertullian sagte in seiner herben ironischen Weise zu den römischen Behörden seiner Zeit: „Was ist das für ein Gott, der nur mit Erlaubniß des Senats Gott sein kann?“ Zu den römischen Behörden unserer Zeit kann man sagen: „Was ist das für eine Wahrheit, die nur Wahrheit sein kann mit Erlaubniß eines Senates, welcher rathschlagt wie alle Senate der Welt, mit der Freiheit und der Würde, welche man an den Versammlungen dieser Art bemerkt?“

Auf diese Frage hinsichtlich der dogmatischen Entscheidungen durch Majoritätsstreiche haben wir nachdrücklich hingewiesen, weil sie von allen vom Concil verhandelten die wichtigste ist, und weil sie für die Zukunft die gewaltigsten Stürme gebären wird. Uebrigens haben die Väter der Majorität ein bequemes Mittel, die Forderungen und Besorgnisse ihrer Gegner ohne Weiteres zu beseitigen. „Worüber beklaget ihr euch?“ rufen sie. „Was fürchtet ihr? Wisset ihr nicht, daß wir allesammt den hl. Geist haben?“ So werden die bestürzten Opponenten abgewiesen. Sie denken ohne Zweifel, ein Körnchen

Vernunft und Gerechtigkeit bei ihren Gegnern würde ihre Sache besser machen. Mehr als einer von ihnen könnte antworten: „Mein Theil von Inspiration drückt mich." Tritt man nicht im Namen dieser göttlichen, übernatürlichen Würde des Concils alle Rechte und alle Freiheiten mit Füßen? Besser wäre es, von einer der stürmischsten einfachen Versammlungen abhängig zu sein als von einer Versammlung der Väter des Glaubens. Gott bewahre uns davor. Stroßmayer weiß davon etwas zu erzählen!

## II.

Die gemäßigte Partei war also besiegt, sowohl hinsichtlich der Frage über die Abstimmung, als auch hinsichtlich der über die Zeitgemäßheit der Proclamation der Unfehlbarkeit des hl. Vaters. Es bleibt nun noch die Frage in Betreff des Inhaltes übrig, welche außer dem Concil so hinreichend verhandelt worden ist, daß die innere Debatte, so wie sie geleitet worden, uns nichts lehren kann. Die schriftliche Discussion war unendlich viel freier als die bei verschlossenen Thüren. Wenn zehn Bischöfe hinreichten, ihr Halt zu gebieten, so wäre sie schon lange geschlossen. Glücklicherweise thun die guten Väter nur, was sie können, und es ist ihnen noch nicht gelungen, die Presse ganz und gar zu knebeln. Nur im Concil-Rom konnten sie, was sie wollten. Benutzen wir ihre Ohnmacht außer der heiligen Stadt, um den verschiedenen Entwickelungsstufen dieses so wichtigen und so leidenschaftlichen Kampfes zu folgen. Nichts setzt uns besser in den Stand, die ganze Bedeutung des unsinnigen Actes, wozu es die Jesuiten gebracht haben, zu würdigen. In Rom selbst hörte ich sagen: wenn das Papstthum sie in einem Augenblicke der Weisheit unterdrückt hat, so arbeiteten sie gewissenhaft darauf hin, ihm mehr als Gleiches zu vergelten; sie stürzten es in sein Verderben. Nie haben sich diese unversöhnlichen Ordensgeistlichen mehr am hl. Stuhl gerächt, als da sie die berüchtigte Definition zu Wege brachten.

Zunächst wollen wir von der Debatte ganz im Allgemeinen reden, dann auf die besonderen Punkte hinweisen, welche den lebhaftesten Widerspruch erregten. Von Seiten der Widersacher der Unfehlbarkeit erwähnen wir in erster Linie das so bedeutende und gediegene Buch des Abbé Maret über das allgemeine Concil,

welches, abgesehen von der Frage hinsichtlich der Periodicität der Concile, die Ansicht der großen und gelehrten Bischöfe der Minorität vollkommen auszusprechen scheint. Der Abbé Maret vermeidet sorgfältig alle heftige Polemik; er macht sogar von mehr als einem Vortheil über die Gegner keinen Gebrauch, indem er die aufreizende Discussion über die römischen Fälschungen nicht berührt. Er strömt über von ehrerbietigen Worten über den Primat des Papstes; er behauptet die Fehlerlosigkeit des römischen Stuhls, ohne zu wollen, daß man sie der Person dessen beilege, der ihn einnimmt; ein einzelner Papst kann fehlen; allein sein zeitweiliger Irrthum wird von dem Papstthum selbst schnell verworfen, und so ist die Institution nicht gefährdet, vorausgesetzt jedoch, daß sie sich nicht vom Episcopat isoliert. Die Unfehlbarkeit setzt die Einheit des Hauptes und der Glieder des mystischen Körpers der Kirche voraus; sobald sie sich von einander trennen, fehlt die Garantie. In dieser Mischung von Aristokratie und Monarchie findet der Abbé Maret die Vollendung der religiösen Gesellschaft. Die schwächste Partie in seinem Buche ist die theologische und exegetische Entwickelung seiner These. Seine endlosen Rücksichten gegen das Papstthum verhindern eine entschiedene Formulierung seines Gedankens. Ausgezeichnet ist seine historische Beweisführung. Auf die klarste Weise, mit den Beweisstücken in der Hand, zeigt er, wie sehr die Vorstellung der Unfehlbarkeit des Papstes für sich allein allen großen öcumenischen Concilien fremd war. Die von ihm angeführten Citate sind unwidersprechlich. Indem er die leidenschaftliche Polemik des Janus vermeidet, kommt er doch zu demselben Ergebniß und zeigt, wie in den dogmatischen Discussionen das letzte, entscheidende Wort immer dem Concil zustand, wie die Bischöfe, wennschon mehr und mehr willfährig gegen den römischen Stuhl, doch nicht ermangelt haben, selbst ihm gegenüber ihr Amt als Richter der Lehre auszuüben. Zeuge ist das sechste Concil von Constantinopel, welches Honorius verurtheilte, und das siebente, welches von dem Briefe des Papstes Hadrian sagt: „Wir haben seine Lehre gebilligt, nachdem wir sie selbst mit der größten Sorgfalt geprüft und in der Schrift geforscht haben. Wir sind einverstanden mit seinem Briefe und bestätigen ihn." Der Abbé Maret begnügt sich nicht mit einer flüchtigen Uebersicht; bei den zarten

Punkten, wie die Angelegenheit des Honorius und die Concile in Constanz und Florenz, bleibt er länger stehen. Seine Erörterung ist eben so gemäßigt als rücksichtsvoll. Allein seine Entscheidung ist doch sehr bestimmt: die Lehre von der Unfehlbarkeit des heil. Vaters für sich ist für ihn nicht allein ein Angriff auf das Recht der Bischöfe, welches dadurch von einem unverantwortlichen Absolutismus verschlungen wird, sie ist auch ein Widerspruch gegen die Geschichte und gegen die Ueberlieferung, eine Neuerung, welche alle Regeln des katholischen Glaubens umstößt, abgesehen davon, daß sie die Absurdität einer ganz persönlichen Unfehlbarkeit eines Menschen, den für sündlos zu erklären auch die äußerste Uebertreibung nicht wagen würde, nothwendig im Gefolge hat. Dieses bedeutende Buch ist für die opponierenden Bischöfe, welche nachträglich dem neuen Dogma sich unterwerfen wollen, eine schwer zu übersteigende Schranke. Als die Frucht eines langen Nachdenkens und umfassender Studien ist es der Wiederhall einer der ehrenwerthesten von allen Ueberlieferungen der katholischen Kirche. Mag man nach der Abstimmung protestieren oder nicht, der Abbé Maret hat eine uneinnehmbare Position eingenommen. Wenn man sein Buch nicht vernichtet, wird es stehen bleiben, wie jene unbequemen Zeugen der Wahrheit, die mit dem Propheten zu den unrechtmäßigen Gewalten sprechen: „Es ist nicht Recht, daß du das thuest."

Döllinger ist es, der wieder das entscheidende Wort in dieser Debatte gesprochen hat, und zwar im Namen der liberalen Partei des deutschen und ungarischen Katholicismus. Die Erwägungen für die Bischöfe des Conciliums über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit legen in lebendiger, eindringlicher Form alle Einwürfe der christlichen Vernunft gegen das neue Dogma dar. Es ist der Mühe werth, den Inhalt kurz mitzutheilen.

In den früheren Jahrhunderten hat die Kirche immer die Neuerungen zurückgewiesen. Sie betrachtete sich als die Hüterin der Lehre und war der Meinung, es sei ihr eben so wenig möglich, etwas dazu, als davon zu thun. Jede Lehre, welche nicht ein Theil dieses heiligen anvertrauten Gutes ist, oder welche nicht logisch und natürlich aus wahrhaft ursprünglichen Lehren hervorgeht, trägt „das Brandmal der Illegitimität an der Stirne!" Man beurtheile die

päpstliche Unfehlbarkeit nach dieser unanfechtbaren Regel. Die morgenländische Kirche, welche alle großen Concilien berufen und die kirchliche Literatur geschaffen hat, wußte nichts davon; nie hat sich in ihr eine Stimme erhoben, welche dem Papste die dogmatische Unfehlbarkeit zugeschrieben hätte. Man bringe ein einziges authentisches, unwiderlegliches Zeugniß aus den zwölf ersten Jahrhunderten der Kirche des Abendlandes. Man wird es nicht finden, während die Zeugnisse zu Gunsten der entgegengesetzten Ansicht zahlreich und entscheidend sind. Verstümmelt citiert man eine Stelle des Irenäus, welcher an die römische Kirche als an die Hauptquelle der Lehre verweist. Man vergißt aber zu sagen, daß er sie nur als eine von zwei Aposteln gegründete Kirche erwähnt, und weil sie die dem Lande Gallien am nächsten gelegene apostolische Kirche ist, und vornehmlich vergißt man, daran zu erinnern, daß derselbe Irenäus dem Bischof von Rom offen widerstanden hat, als dieser seine Ansicht über die Feier des Osterfestes den Bischöfen von Kleinasien aufdrängen wollte. Wo war die päpstliche Unfehlbarkeit, als Cyprian den römischen Synoden über die Lehre von der Taufe der Häretiker die afrikanischen Synoden entgegenstellte? Wo war sie, als das Concil von Nicäa die wichtigsten Lehrbeschlüsse faßte, ohne sie der päpstlichen Bestätigung zu unterwerfen, oder auch als der Papst und seine Legaten auf dem zweiten Concil von Constantinopel im Jahre 381 durch ihre Abwesenheit glänzten? Wo war sie, als das Concil von Chalcedon den Brief des hl. Leo an Flavian einer freien Prüfung unterwarf, oder als das sechste Concil den Brief des Honorius verwarf? Wo war sie, als der Papst Siricius sich wegen seiner Entscheidung in einer bestrittenen dogmatischen Frage entschuldigte? Das sind aber nicht bloß einzelne Zeugnisse; es zeigt sich darin die allgemeine Bewegung des religiösen Gedankens in jener Zeit. Nie war der Kampf gegen die Häresie so heiß und so gefährlich als in den ersten Jahrhunderten des Christenthums. Hätte man in der Unfehlbarkeit des Papstes ein schnelles und bequemes Mittel gehabt, den Irrthum mit einem Schlage oder mit einem Worte zu vernichten, hätte man dann nicht dazu seine Zuflucht genommen oder wenigstens auf ihn als auf den höchsten Richter sich berufen? Dergleichen ist aber nie geschehen. In den ersten Jahrhunderten hat man nur der freien Er-

örterung sich bedient, und die Synoden wurden nur zur gegenseitigen Verständigung von den Bischöfen berufen. Im folgenden Zeitalter brachte man alle großen Angelegenheiten der Religion vor die öcumenischen Concile. Dem Cardinal Orsi sei es gestattet, ihre Zusammenberufung einen unnützen Lärm zu nennen. Dieser Lärm war freilich vom Standpunkte der päpstlichen Unfehlbarkeit sehr unnütz, und er reicht hin zum Beweise, daß niemand daran dachte. Daraus folgt, daß man, um die päpstliche Unfehlbarkeit zu beweisen, auf die apokryphen Documente, die ihr das Mal eines Bastards im Gebiete des Gedankens aufdrücken, oder auf die im Lateran gehaltenen Vorzimmer-Concile zurückgehen muß. Die wahre Lehre, das Vermächtniß einer heiligen Vergangenheit, wurde in Constanz formuliert, und die ganze Geschichte erhebt sich zum Protest gegen eine Neuerung ohne Tradition.

Wenn man sich auf die höchste Tradition, die in der heil. Schrift fixierte, beruft, ist man nicht glücklicher. Die Stellen, die man anführt, werden ihres wahren, von den Vätern anerkannten Sinnes beraubt und können nur verdreht gebraucht werden. Die Infallibilisten berufen sich zuerst auf die Fürbitte Christi für Petrus: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dermaleinst dich bekehrest, so stärke deine Brüder.“ Luc. 22, 32. Das ganze christliche Alterthum mit Ausnahme des Papstes Agatho erkennt einstimmig an, daß es sich hier nur um die ethische Tugend des Glaubens und nicht um dogmatische Unterweisung handelt. Offenbar beziehen sich jene Worte nur auf die Person des Petrus; denn es wäre absurd, zu behaupten, jeder Bischof von Rom müsse fallen wie er, um dann von seinem Fall wieder aufgerichtet zu werden. Die Ermahnung an den Apostel, daß er die Brüder stärke, ist ein Befehl, der seinen freien Gehorsam voraussetzt, und sein Fall zu Antiochien zeigt, daß er ihn nicht gegen die Möglichkeit des Irrthums schützte. Die Geschichte des Papstthums zwingt uns zu demselben Schluß; denn wenn auch seine mehrfachen Verirrungen nur theilweise und vorübergehende waren, so waren sie doch nicht minder wirklich. Man weiß, zu welchen Erklärungen es sich auf dem politischen Gebiet hat hinreißen lassen, welche Maßregeln zur Unterdrückung des Irrthums es genehmigt und befördert hat. Man

kennt die berüchtigten Bullen, welche es jedem Fürsten zur Pflicht machen, die Ketzer auszurotten. Haben nicht mehr als fünfzig Päpste die Inquisition ein heiliges Amt genannt? Haben sie dieselbe nicht überall angeordnet und wieder eingesetzt, wo sie konnten? Haben sie nicht erklärt, daß wer von einem einzigen Artikel des Glaubens der Kirche abweiche, der Todesstrafe verfalle? Die Unfehlbarkeit des hl. Vaters als Dogma gilt eben so wohl für die Vergangenheit als für die Gegenwart und Zukunft. Der ganze Codex der Verfolgungen, welcher vor der Definierung jenes Dogmas noch verworfen werden durfte, wird dadurch zu einer heiligen Schrift, einem Glaubensartikel, den man nicht verwerfen kann, ohne der ewigen Verdammniß zu verfallen. Hat man sich die schweren Conflicte vorgestellt, welche dadurch zwischen der Kirche nnd dem Gewissen entstehen? Von nun an wird man glauben und lehren müssen, daß der Lehre Gregors VII. gemäß die Monarchen und Reiche der Gewalt des römischen Stuhls unterworfen sind, und mit der Bulle Unam sanctam Bonifacius' VIII. erklären, daß die Päpste über alle Staaten und Republiken eine absolute Macht haben.

Wenn die neue Lehre an Gebiet gewonnen hat, so hat das seinen Grund in dem von seinen Vertheidigern angewandten Zwangssysteme. Die Inquisition verbot in Spanien jede sie betreffende Discussion. Ueberall, wo die Jesuiten herrschten, drängten sie dieselbe auf, und alle Bücher, welche sie bestritten, kamen ohne Ausnahme auf den Index. Gegen sie sind die bedeutendsten Theologen, die durch ihr Wissen und ihr Verdienst sich auszeichnen. Ihre Koryphäen waren römische Cardinäle, Inquisitoren und Jesuiten, welche sie bald mit falschen Documenten, bald mit Verfolgungen vertheidigt haben. Das ist ihre Herkunft! Wenn sie zum Siege gelangt, wird sie die ganze katholische Lehre verschlingen; sobald sie im Entwurf des Symbols erscheint, wird sie allen edeln Geistern einen tiefen Widerwillen einflößen und den Feinden der Kirche eine Rüstkammer gefährlicher Waffen liefern. Was werden die Vertheidiger der Kirche, bemerkt Döllinger schließlich, antworten, wenn man ihnen sagt, daß diese Lehre mehr als achtzehnhundert Jahre hindurch zuerst unbekannt und dann von einem bedeutenden Theile der Kirche und grade von dem am besten unterrichteten verworfen und widerlegt worden ist?

Im Falle der Annahme müßte man der katholischen Lehre, insbesondere hinsichtlich der Bedingungen und der charakteristischen Merkmale eines Dogmas oder eines Glaubensartikels der Kirche eine neue Gestalt geben.

Das ist das Manifest des am weitesten vorgeschrittenen deutschen Katholicismus. Dem wesentlichen Gehalte nach, aber mit einigen Milderungen werden wir es in den Schriften wiederfinden, welche von einigen der hervorragendsten Mitglieder des deutschen Episcopats in extremis an das Concil gerichtet wurden. Diese Erwägungen genügen, um uns mit dem Gehalt der in jenen Tagen der Commission der Kirche dargelegten Einwürfe bekannt zu machen. Nie ist die Debatte über diesen oder irgend einen andern Punkt zu einer solchen Bestimmtheit gekommen.

Vernehmen wir jetzt die Erwiderung. Sie findet sich in zahllosen Schriften zerstreut, die sich gegenseitig eben nur wiederholen, alle aber, wenigstens die französischen, auf einen gelehrten Ordensgeistlichen zurückgehen, den man den ordentlichen Professor der Theologie des Ultramontanismus nennen kann; es ist Don Guéranger, Abt von Solesmes. Sein Buch über die pontificale Monarchie ist das Streitroß der Partei; der Papst hat es in einem Breve, worauf wir zurückkommen werden, ohne Vorbehalt approbiert, und die Arbeiten Dechamps' treten vor diesem Meisterwerk in den Hintergrund. Bevor wir seinen Inhalt kurz mittheilen, wird es nicht überflüssig sein, eine genauere Bekanntschaft mit dem Verfasser zu machen; denn er ist ein vollkommenes Muster eines Infallibilisten aus Ueberzeugung, der nicht bloß den Glauben, sondern auch die Werke hat, und der in seinem Kloster die schönen Grundsätze des Kirchenregiments oder vielmehr des religiösen Despotismus, dessen eifriger Vertheidiger er in seinen Schriften ist, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit in Anwendung bringt. Ein sehr seltsames Buch ist über die Abtei von Solesmes erschienen.*) Es weiht uns in das religiöse und mönchische Leben ein, so wie es heutzutage an den Herden des Ultramontanismus geführt und geleitet wird. Die

*) Les Bénédictins de la congrégation de France. Mémoire du révérend père dom Pierre des Pilliers, moine profès de l'abbaye de Solesmes. Bruxelles. 1868.

Differenzen zwischen dem Abt und seinen Untergebenen lassen wir ganz bei Seite und vermeiden sorgfältig alles, was sich auf diese leicht ehrenrührigen, innern Klosterstreitigkeiten bezieht. Allein das Buch von Don Pilliers enthält genaue, auf nicht abgeleugnete Briefe gestützte Belehrungen über die Art und Weise, wie die Häupter der romanistischen Partei ihre bis zum Fanatismus getriebenen Bestrebungen in jenen religiösen Anstalten einflößen, wo der Katholicismus unserer Zeit noch mehr Gefahr als Ruhm findet. Da predigt man armen Köpfen, die durch eine krankhafte und auf die Lähmung der Schwungkraft und der männlichen Energie wunderbar berechnete Frömmigkeit aufgeregt sind, gewissermaßen einen heiligen Krieg nicht allein gegen die moderne Gesellschaft, sondern auch gegen die vernünftige und liberale Partei der katholischen Kirche. Wir wollen eine Probe der Lehrweise geben, womit der gelehrte Abt Don Guéranger seine Novizen zur guten Lehre heranbildet. „Alles, so wiederholte uns seine Vaterschaft, muß von dem hl. Stuhl ausgehen, Dogma, Moral und Cultus. Folglich müssen die einfachen Irrthümer und von Rom unter irgend welchem Namen verworfenen Ansichten aus demselben Grunde von den Mönchen und Novizen von Solesmes verworfen werden. Der Postulant oder Novize, welcher sich weigerte, diesem Geiste sich zu fügen, würde auf der Stelle weggeschickt, damit dieses räudige Schaf nicht die ganze Heerde verdürbe."

In seinen Aeußerungen über die römische Liturgie, deren Apostel er ist, läßt Don Guéranger jeden Vers der heiligen Lieder von etwas ganz Anderem überströmen als von den Worten, süßer als Honig, von denen die hebräischen Psalmen reden. Man sehe, wie das sehr einfache Wort der Liturgie erklärt wird: Conserva tuos famulos. „Christe, bewahre deine Diener!" „Ihr höret, liebe Brüder, in diesem hl. Liede bittet die Kirche ihren göttlichen Bräutigam, über das Heil seiner Diener zu wachen, d. h. derjenigen, welche seinen Cultus üben, zum Gottesdienst kommen. Ach, wäre Frankreich in unsern Tagen katholisch wie im Mittelalter, so würde jeder, welcher gelebt hat, ohne wahrer Diener Christi zu sein, d. h. ohne ihm denselben Cultus erwiesen zu haben, den ihm die heilige Kirche, seine Braut, erweist, im Augenblicke des Todes behandelt werden, wie er

es verdient; seinem Leichnam würde das Begräbniß versagt, seine verworfene Seele in die Hölle gestürzt."

Wie die Lection über die Inquisition ist, kann man sich denken; sie war übrigens mehr als einmal im Univers zu lesen. Allein kommen wir auf die Lieder zurück.

Gentem auferte perfidam
Credentium de finibus.

„Stoßet das treulose Volk aus dem Lande der Gläubigen!" Darüber heißt es: „Die Worte der hl. Liturgie, meine Brüder, haben wie die der heiligen Schrift einen mehrfachen gleichrichtigen Sinn, nämlich den nächstliegenden, natürlichen, den allegorischen und den anagogischen oder geistlichen. Der natürliche Sinn bezieht sich auf das treulose Albion, welches noch mehr häretisch als treulos ist. Allein der anagogische ist ein ganz anderer. Diese Strophe handelt vornehmlich von den Anhängern der gallicanischen Liturgieen, von jenen französischen Prälaten, welche die römische Liturgie aus ihrer Diöcese verbannen. Danken wir Gott, daß er so gnädig ist, die Gebete seiner heiligen Braut zu erhören; denn in Wirklichkeit schwinden die gallicanischen Bischöfe mehr und mehr aus dem Lande der Gläubigen, um den vom römischen Geiste beseelten Bischöfen Platz zu machen, die kein anderes Streben kennen, als den Lehren und der hl. Liturgie des hl. apostolischen Stuhls den Sieg zu verschaffen. Noch einige Jahre und der französische Episcopat wird in diesem Geiste erneuert sein, und die Geschichte wird die brandmarken, wie sie es verdienen, die sich stolz gegen Rom, ihre Mutter, auflehnen, und die, dem Lucifer und den gefallenen Engeln ähnlich, dem gleich sein wollten, dessen Befehle sie ehrfurchtsvoll annehmen und ausführen sollten."

Wer hätte vor Don Guéranger den ganzen Inhalt eines Liedes gekannt? Niemand weiß besser das heilige Schwert zu handhaben als er. Man stelle sich vor, welchen Eindruck solche Unterweisung eines Mannes von Wissen und Beredsamkeit, der gewandt ist bis zur Exaltation, auf junge Gemüther macht, welche von den Mauern eines Klosters und den noch engeren Schranken einer künstlichen mit entnervenden Andachtsübungen vermischten Cultur eingeschlossen sind. Man muß sehen, wie diese grimmige Verachtung des gallicanischen Episcopats in Solesmes nicht allein kund gegeben, sondern praktisch angewandt,

mit welchem Wohlgefallen der Novize aufgenommen wird, der seinen Obern ungehorsam gewesen ist, um in den Orden der Benedictiner einzutreten, mit welchen Beiwörtern die Bischöfe beehrt werden, die eine Erinnerung an den alten Klerus Frankreichs bewahrt haben, zum Dank dafür, daß man an ihre Thüre klopft, um zu betteln oder Messen unterzubringen. Offenbar herrscht der Geist von Solesmes in den meisten französischen Seminaren. So wird der zahlreiche ultramontane Klerus gebildet, und so dressiert man die Verbündeten des Romanismus, die eben so unterwürfig sind gegen Rom als von dem Geiste der Empörung in ihren Diöcesen beseelt, Sclaven, nicht knirschende wie die, von denen Alfieri redet, aber leidenschaftliche, die ihre Ketten küssen. Das Buch des Don Pillier belehrt uns, wie man sie zum Fanatismus heranbildet und so zum Voraus den Bischöfen, welche nicht für die Schule der Sclaverei gewonnen sind, jede Stütze nimmt. Das so verstandene Princip der Autorität wird eines der verderblichsten moralischen Auflösungsmittel. Man urtheile darüber nach folgenden Worten eines Briefes des Don Guéranger an einen seiner Ordensgeistlichen, welcher einem Befehle, den er nicht billigen konnte, sich widersetzte:

„Mein liebes Kind, ein Superior ist nicht unfehlbar; er darf es nicht einmal sein; wo wäre sonst das Verdienst des Geistes und Herzens? Unser Leben ist ein fortwährendes Opfer; das macht es heilig. Wenn ich schlecht regiere, muß ich Gott Rechenschaft davon geben; allein wenn dir etwas aufgetragen wird, hast du es nur anzuerkennen, und Gott wird dich gewiß nicht dafür strafen, daß du gehorcht, Folge geleistet hast. Deine Lage ist viel sicherer als die meinige; du bist für nichts verantwortlich, ich für alles."

Diesen Worten fügen wir nichts hinzu. Wenn eine so verworfene Unterwürfigkeit dem fehlbaren Oberen gegenüber verlangt wird, wie wird sie dann dem unfehlbaren gegenüber sein?

So ist der Mann, der die Sache des Romanismus in den letzten Debatten mit unvergleichlichem Aufsehen in die Hand genommen hat. So haben wir die Werkstätte kennen gelernt, aus welcher das mit so hoher Empfehlung geehrte Hauptmanifest der Ultramontanen hervorging. Uebrigens hatte sich Don Guéranger durch seine früheren Arbeiten über die römische Liturgie und die unbefleckte Em=

pfängniß, wie durch seine Artikel im Univers auf seine Mission vorbereitet. Ehemals Schüler Lamennais, hat er dieselbe Schwenkung gemacht wie der Abbé Gerbet und einige Tage des Liberalismus mit einem ganzen dem religiösen Absolutismus geweihten Leben gesühnt. Nur gefällt es ihm, daß die ganze Kirche Frankreichs mit ihm Buße thue, und maßt sich an, ihr seine extremen Ansichten mit unerträglichem Hochmuth aufzudrängen. Es fehlt ihm weder an Wissen, noch an Beredtsamkeit; er ist zu einem Meister in der künstlichen und trügerischen Logik geworden, die in Rom fabriciert wird. Wir wollen uns nicht lange bei seinem so sehr gepriesenen Buche über die pontificale Monarchie aufhalten. Es ist leicht, seinen Grundgedanken zu erkennen, eben so auch, das zweideutige Verfahren seiner Argumentation zu entlarven. Was er will, sagt er ohne Umschweife. Der Papst empfängt nichts von der Kirche, eben so wie Petrus nichts von den Aposteln empfing, und vertritt in Wahrheit die Stelle Jesu Christi: das ist sein Thema (S. 79). Das ist die absolute Monarchie im religiösen Gebiete, welche, wie er mit eigenen Worten sagt, alles vermeidet, was den Grundsätzen von 1789 gleicht; das ist, um alles zu sagen, die universelle Theokratie in den Händen des hl. Vaters. Das Papstthum ist die Gnade unserer Zeit, wie er sagt. Das heißt bestimmt und ohne Umschweife gesprochen. Unglücklicherweise ist die Art der Erörterung weniger aufrichtig. Er beginnt mit dem, was er die Vorurtheile gegen das Buch des Bischofs von Sura nennt. Er versteht darunter alle nebensächlichen Erwägungen, welche das Vertrauen auf die Ansichten seines Gegners erschüttern können. Er fängt damit an, die Gedanken desselben herabzusetzen, damit sie im Voraus in der Meinung der Richter oder Zuschauer des Kampfes an Werth verlieren, wenn er ihm auf den Leib rückt. Die Hauptgründe, die er darzulegen gedenkt, werden so verstärkt durch das, was er mit einer ihm nicht gewöhnlichen Naivetät Vorurtheile nennt. Dieses Verfahren mag in den Seminaren als vortrefflich erscheinen; der Laiengeist erlaubt sich, es verabscheuungswürdig zu finden. Unter den der Schrift Marets vorgeworfenen Vorurtheilen ist ein mindestens sonderbares. Man wirft ihr vor, den tiefen Frieden der allgemeinen Kirche unmittelbar vor der Vollendung ihres Gebäudes gestört zu haben. „Gegenwärtig“,

heißt es, „können die hl. Engel von der Kirche sagen, wie es einst bei dem Propheten hieß: Die ganze Erde ist in Ruhe!" Die Engel, von denen Pater Guéranger redet, sahen nicht weiter, als ihre Flügel reichen, wenn sie unmittelbar vor dem Concil an die sittliche Einmüthigkeit glaubten, die man bloß zu erwähnen braucht, um die Väter der Majorität in Wuth zu bringen. Don Guéranger eröffnet fünf große Batterieen für die Unfehlbarkeit des hl. Vaters. Er beruft sich der Reihe nach auf die Schrift, die Tradition, die Schule, das christliche Volk und die Meinung der Heiligen. Uebergehen wir seine Exegese; sie ist eine bloße Wiederholung der römischen Auslegung der Stellen über den hl. Petrus. Wir finden dabei jedoch einen originellen Commentar, den er übrigens nicht erfunden hat. Wenn Christus zu Petrus sagt: Weide meine Lämmer und meine Schafe, so hat er ihm damit die Leitung des christlichen Volkes und seiner Führer anvertraut; denn alle Welt weiß, daß Schaf in der kirchlichen Sprache Hirte bedeutet. Darnach müßte man vermuthen, die kirchliche Sprache sei erfunden, um die Gedanken zu verheimlichen; denn von denen, welchen die übernatürliche Erleuchtung fehlt, können die Schafe nicht für die Hirten gehalten werden. Vornemlich aber bekundet Don Guéranger bei der Anwendung der Tradition eine große Kunst in der Entstellung der Citate. Als wir seine Erörterungen lasen, fiel uns das Wort ein, welches nach der Augsburger Zeitung während des Concils in Rom Glück machte: Das Dogma muß siegen über die Geschichte. Don Guéranger behandelt diese wie seine Novizen in Solesmes, er gibt ihr die Lection und dictiert ihr zumal die passenden Antworten. Da er auf seinem Wege auf eine große Zahl von Erklärungen der berühmtesten Lehrer der ersten Jahrhunderte stößt, welche seine Lieblingslehre in Verlegenheit bringen, zieht er sich aus der Sache mit den Worten: „Bis die Kirche das Bedürfniß gefühlt hat, über diesen oder jenen Punkt das Dogma festzustellen, konnte die Sprache mehr oder minder schwankend sein, entweder weil die Lehrer es unterlassen hatten, eine Frage, über die niemand redete, bestimmt auszusprechen, oder weil sie unschuldiger Weise eine Meinung hegten, welche in Folge einer späteren Entscheidung heterodox wurde." Ein bewunderungswürdiges Verfahren, alle Stellen, die nicht entschieden zu ver=

arbeiten sind, über Bord zu werfen! Vom katholischen Gesichtspunkte handelt es sich um den Nachweis, daß die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit Gegenstand des allgemeinen Glaubens gewesen sei. Diese Behauptung steht im Widerspruch mit entgegengesetzten Erklärungen der Väter. Nach richtiger Logik genügt das, um das Merkmal der Allgemeinheit zu beseitigen. Don Guéranger ändert das Alles. Es ist das Verfahren im neunzehnten Jahrhundert, seine Gedanken den drei ersten Jahrhunderten der Kirche aufzubürden und als heterodox zu verwerfen, was nicht zu seinen dogmatischen Erfindungen paßt. Die Gegenwart schmiedet nach ihrem Belieben die Ringe in der Kette der Tradition so gut, daß die Tradition nicht mehr Tradition, sondern ein willfähriges Echo der augenblicklich in Gunst stehenden Ansicht ist. Freilich läßt man sich herbei, die Unschuld jener guten Väter, welche von dem Bischof von Rom reden, ohne sich um seine zukünftige Unfehlbarkeit zu kümmern, anzuerkennen. Sind sie unschuldig, so ist davon doch das Verfahren, was man anwendet, um ihr Zeugniß zu nichte zu machen, sehr weit entfernt, und es genügt die Hinweisung auf sie, um einer langen, widerwärtigen Argumentation allen Werth zu nehmen, welche fortwährend die sichersten Thatsachen entstellt, die Citate geschickt verstümmelt, nach Bedürfniß Fabeln erfindet, wie z. B. die angebliche Unterwerfung Cyprians unter den Bischof von Rom. Die historische Kritik des Don Guéranger ist seiner Exegese würdig. Er hätte sich damit begnügen sollen, sich auf den hl. Thomas von Aquino und Suarez zu berufen, jene großen Repräsentanten dessen, was er die Schule nennt, welche unbestreitbar die päpstliche Unfehlbarkeit gelehrt haben. Allein die Schule ist jedenfalls nur eine Tradition zweiten Ranges, die nicht den Vorrang haben kann vor dem Urchristenthum, zumal wenn man überzeugt ist, daß sie ihre Ansichten auf falsche Angaben gründet, deren Ursprung sie nicht kannten. Nach der Schrift, den Vätern und der Schule beruft sich Don Guéranger auf das Verhalten des Papstthums seit dem Mittelalter. Die Päpste haben gehandelt, als wenn sie unfehlbar wären; folglich sind sie es; die Thatsache bringt das Recht mit sich. In der That, ein schöner Beweis! Ludwig XIV. trat mit einer Peitsche in der Hand in sein Parlament, um es zum Schweigen zu bringen; also ist die Nationalvertretung dazu da, daß sie mit Füßen getreten

werde. Diese Beweisführung gilt eben so wenig auf dem religiösen als auf dem politischen Gebiet. Don Guéranger glaubt seinen Widersachern den Mund zu schließen, wenn er ihnen das Decret des Concils von Florenz entgegenhält, was er bis zum Himmel erhebt, während er das Concil von Constanz bis in die Hölle herabsetzt, ohne auf irgend einen Einwurf ernstlich einzugehen. Er appelliert endlich an den christlichen Sinn des Volkes und der Heiligen, und entwirft gewissermaßen einen ultramontanen Kalender, worin die Zierden des Jesuitismus glänzen. Seine Gegner werden ihm seine Heiligen und ihre Tugenden lassen und sich der ihrigen, wie Saint-Cyran und Pascal, nicht schämen, und ihm nicht einmal den berühmten Gerson opfern, obwohl er das ungeheuerliche Wort gesagt hat, die allgemeine Kirche könne ihr Heil in der letzten alten Frau finden, — ein erhabenes Wort, welches daran erinnert, daß der Geist weht, wohin er will, und die großartigen Heiligthümer oft bei Seite läßt, um in einem Kämmerlein einzukehren.

Man sieht, der große Theologe des Ultramontanismus wäre nicht sehr zu fürchten, wenn er für den Sieg seiner Lehre nur auf die Trefflichkeit seiner Dialectik rechnen dürfte. Sein ganzes Buch besteht aus gewaltigen Worten und schwacher Beweisführung, selbst wenn es von so schwierigen Punkten handelt wie der Nachweis der Kennzeichen eines Urtheils ex cathedra. Der Abbé Maret hatte gezeigt, vorausgesetzt, daß die Unfehlbarkeit des Papstes proclamiert würde, müsse noch genau bestimmt werden, woran man erkennen könne, daß der Papst ex cathedra, als Oberpriester rede. Denn die verschiedensten Ansichten sind über diese Hauptfrage laut geworden. Die Einen entnehmen diesen pontificalen Charakter aus dem Gegenstande des Urtheils, aus der Bedeutung der gelösten Frage; die Andern legen ihn jeder an die ganze Kirche gerichteten Entscheidung bei. Bisweilen fordert man eine feierliche Form der Sprache oder auch eine vorhergegangene Berathung der Cardinäle, verbunden mit Forschung und Gebet. Nichts ist schließlich weniger fest bestimmt als das Urtheil ex cathedra. Don Guéranger verwirft alle jene Bedingungen; ihm ist der Papst, sobald er erklärt, er rede ex cathedra, unfehlbar: die bloße Erklärung genügt. Ein Kennzeichen fehlt jedoch, so lange er gegen die entgegengesetzte Ansicht noch nicht

sein Anathema geschleudert hat. Das läuft auf die Behauptung hinaus: „Ihr erkennt den unfehlbaren Papst daran, daß er verflucht!“

Vornehmlich machen wir dem Don Guéranger und seiner Schule sammt Dechamps, der den theologischen Kampf eröffnet hat, den Vorwurf, daß sie sich nicht gegen das Gebiet des Gedankens geziemend verhalten, nicht vor Allem die Wahrheit, ich meine die Wahrheit der Thatsachen, respectieren. Wie kann man sich darüber wundern, wenn man folgende Stelle seiner letzten Replik an Dupanloup liest? Es ist die Rede von der Antwort der katholischen Bischöfe Englands und Irlands an die Regierung ihres Landes im Jahre 1829, welche, ehe sie ihnen neue Rechte zuerkannte, fragte, ob nicht von ihnen verlangt wäre, daß sie dem unfehlbaren Papst glaubten. „Bis in unsere innersten Glaubensüberzeugungen hineindringend“, sagt der gelehrte Abt, „erlaubt sich jene Regierung nach ihren Grundsätzen über die ganz geistliche Autorität des römischen Oberpriesters zu forschen. Die Bischöfe glaubten sich im Interesse ihrer Heerden diesen Forderungen unterwerfen zu müssen und gaben mit der Freiheit, die man bei solchen Gelegenheiten haben kann, die Antworten, die sie für geeignet hielten, die zu befriedigen, von denen die Emancipation der Katholiken abhängig war. Da übrigens jene Lehre noch nicht definiert war, war die Erklärung, „daß der Glaube an den unfehlbaren Papst nicht gefordert sei,“ noch keineswegs die Behauptung, „der Papst sei nicht unfehlbar ex cathedra.“ Diese Einschränkung, welche eine Mentalreservation enthält, ist eine nur unbedeutende Abschwächung der vorhergehenden Behauptung. Nach dem sehr ehrwürdigen Pater ist es also gestattet, in einem Verhör die Antwort nicht nach der Wahrheit an sich, sondern nach dem Interesse der Kirche einzurichten. Wir zweifeln sehr daran; allein das Geständniß ist bezeichnend und stellt diese ganze Discussion hinreichend in's Licht.

Nach dem Hauptwerke des Don Guéranger ist es überflüssig, alle die kleinen Schriften in demselben Sinne, die sich seit dem Anfange des Concils maßlos vermehrt haben, zu charakterisieren. Wir kennen den Führer; was kümmern uns die Soldaten, wenigstens die nicht mit der Mitra geschmückten; denn in der Mitra haben sie allerdings nur zu viele Mittel, die Schwäche ihrer Erörterungen zu

ersetzen! Wir sagen daher nichts von allen den von der Civiltà cattolica bis in den Himmel erhobenen Machwerken, nicht einmal von jener so wohl gemeinten Broschüre unter dem schönen Titel: Beruhigende Worte. Wir wissen, daß die Jesuiten nach Bedürfniß mit Friedenspalmen geißeln, und ihre Linderungsmittel sind uns verdächtig. Ich erwähne nur beiläufig das berüchtigte Argument von Joseph de Maistre und seiner Schule, jede Gesellschaft müsse ein Gericht haben, welches in letzter Instanz urtheile, und die Unfehlbarkeit sei der Regierung der Kirche unerläßlich. Jenes kann man mit Einschränkung in irdischen und zufälligen Dingen gelten lassen, weil angenommen wird, daß man in diesem Gebiet nichts definitiv entscheidet. Auf das religiöse Gebiet angewandt, ist es Unsinn; die Nothwendigkeit der Regierung und der Politik hat mit der Wahrheit an sich nichts zu thun. Jedenfalls gelingt es den Apologeten des neuen Dogmas nicht, den Widerspruch in ihrer Polemik zu verdecken. Einerseits behaupten sie einmüthig, die päpstliche Unfehlbarkeit sei der wahre Glaube der Kirche, so wie er auf dem Concil zu Florenz formuliert worden, ein Wiederhall der allgemeinen Tradition. Andrerseits fordern sie ungestüm eine Definition des Dogmas. Daraus folgt, daß das Decret von Florenz nicht so klar ist, als sie behaupten. Entweder — oder: entweder ist das Dogma von einem allgemeinen Concil festgestellt, und dann kann man nichts hinzufügen, oder, wenn es definiert werden muß, hat das Concil von Florenz nichts entschieden, und der wichtigste historische Beweis fällt in sich zusammen. Ich weiß nicht, was man auf dieses Argument erwidern, aber ich weiß sehr wohl, wie man es, sowie alle andern, unterdrücken wird.

## III.

Die Discussion über die Principien schien erschöpft, mindestens in der religiösen Presse außer dem Concil, als sie mit außerordentlicher Heftigkeit über die Frage hinsichtlich der Verurtheilung des Honorius wieder begann. Diese Episode dürfen wir nicht außer Acht lassen, weil sie zur Beschleunigung der Krise beigetragen hat. Zu jeder Zeit haben die Gegner des Ultramontanismus das von einem ökumenischen Concil über einen Papst ausgesprochene Ana-

thema sich zu Nutzen gemacht. War die Thatsache ohne irgend eine Abschwächung bewiesen, so war die Frage über die Unfehlbarkeit des Papstes völlig entschieden, und das Concil blieb der höchste Richter der Lehre. Der Erzbischof von Mecheln hatte in seinem ersten Briefe an den Bischof von Orleans seinen lebhaften Unwillen darüber ausgesprochen, daß man ein solches Argument noch vorzubringen wage. Da trat der Pater Gratry mit eben so viel Muth als Ergebenheit ein; er begann den Kampf wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel mit offenem Visier. Unmöglich kann man seine vier Briefe lesen, ohne seine Lauterkeit, seine Freimüthigkeit und seinen feurigen Unwillen zu bewundern. Es ist eine edele und reine Seele, die sich aus den verfänglichen Netzen der Dialectik der Seminare losmacht und sich stürmisch zum Lichte emporschwingt, mit einem Ruf nach Freiheit, einer Verwünschung und Anklage der Schlinge, in der er nur zu lange gefangen war. Die heißeste Liebe zum Christenthum und zur Kirche athmen diese bewegten Zeilen; das zu verkennen und über Gottlosigkeit zu schreien, dazu gehört die sectiererische Verhärtung, welche den moralischen Sinn erstickt, die pharisäische Wuth, welche die heiligsten Kundgebungen des christlichen Gewissens dem Dämon zuschreibt. Der Abbé Gratry erklärt, er rede nur in Folge eines göttlichen Antriebes. Die machen sich lustig darüber, welche den Geist Gottes nur in den Erlassen der Behörden erkennen und den apostolischen Beruf nur auf Grund eines Breves anerkennen. Uebrigens erkennen wir an, daß die Argumentation des Paters Gratry für die ultramontane Schule sehr gefährlich war. Er zeigte nicht nur den guten Grund der Verwerfung eines Papstes als eines Häretikers, sondern auch die schändlichen Betrügereien, durch welche die römische Curie den Schlag zu parieren suchte, indem sie die ihrer Obhut und folglich ihrer Ehre anvertrauten Urkunden verfälschte. Er verklagte sie mit ganz französischer Heftigkeit als eine Schule des Irrthums und der Lüge, die die Sache, der sie zu dienen vorgebe, verunehre und eine weit größere Sache, die Sache Christi und der Kirche gefährde. Das wies er mit edler Begeisterung, mit hinreißender Beredtsamkeit nach. Wo man einen bloßen Kirchenmenschen zu finden glaubte, fand man einen Mann, d. h. ein Gewissen. Der Eindruck war bedeutend. Man mußte den Schlag abwehren.

Das geschah im ultramontanen Lager auf zwiefache Weise; man antwortete und verdammte. Die zweite Replik konnte der ersten überheben; allein weil man sich zur Discussion herbeiließ, ehe man zum Knebel seine Zuflucht nahm, dürfen wir als Kampfrichter auftreten. Wir werden begreifen, weßhalb die Anatheme so bald an die Stelle der Beweise traten.

Zunächst bringen wir in gedrängter Kürze die Thatsachen in Erinnerung, welche zur Verurtheilung des Honorius Anlaß gaben. Wir befinden uns im siebenten Jahrhundert, der Zeit der unentwirrbaren Discussion über die Person Christi, in welcher die griechische Spitzfindigkeit leidenschaftlich ihr Spiel treibt. Das Dogma von den beiden Naturen war auf dem Concil von Chalcedon (415) decretiert. Die menschliche und die göttliche Natur wurden als verschieden in der Einheit der Person des Erlösers anerkannt. Allein wie immer versuchten es die verurtheilten und nicht widerlegten Tendenzen, das Decret, von dem sie getroffen wurden, zu umgehen und zu den, zumal bei den Byzantinern so zahlreichen, theologischen Ränken ihre Zuflucht zu nehmen. Zu Alexandrien, in Afrika und im ganzen Morgenlande suchten die Bekenner einer einzigen Natur in Jesu Christo Ausreden, um sich nicht dem Kanon von Chalcedon zu fügen. Diese schwierige Situation darf man bei der Beurtheilung des Verhaltens des Honorius nicht vergessen. Der Kaiser Heraclius wollte nach seiner Rückkehr aus Persien von einem siegreichen Feldzuge (622) seinen Triumph mit der Beruhigung der Kirche krönen, und nach der Gewohnheit der gekrönten Theologen bildete er sich ein, die von irgend einem Gelehrten seines Hofes aufgestellte Formel, welcher er zustimmte, würde Wunder thun und die Parteien versöhnen, zum größten Ruhme des neuen Constantin. Die monophysitischen Bischöfe erklärten sich bereit, eine Erklärung zu unterschreiben, welche neben der Anerkennung der zwei Naturen in Jesu Christo zugab, daß er nur eine Willensäußerung (ἐνέργεια) habe. Von ihrem Standpunkte hatten sie nicht Unrecht; denn mit dem Zugeständniß der Einheit des Willens kommt man auf die Einheit der Naturen zurück. Was ist eine moralische Natur ohne Willen? Es kommt nicht darauf an, diese byzantinischen Spitzfindigkeiten, welche unglücklicherweise über die großen christlichen Zeug-

nisse der ersten Zeiten die Oberhand behielten, vom philosophischen Standpunkte zu würdigen. Wir beurtheilen sie nur vom Standpunkte der Jurisprudenz der Kirche. Der Kaiser fand natürlich Bischöfe, welche seine Formel bewunderten und vertheidigten, und zuerst Sergius, den Patriarchen seiner Hauptstadt, welcher die Bedenken des Cyrus, des Metropoliten von Lazien, späteren Patriarchen von Alexandrien, durch ein mehrfaches distinguo hob. Tausende von Bischöfen in Aegypten und dem Morgenlande traten seiner Meinung bei. Diese schöne Einmüthigkeit wurde durch den neuen Bischof von Jerusalem, den Mönch Sophronius, einen energischen, unbeugsamen Mann von der Art eines Athanasius, gestört. Dieser machte die zweideutige Formel klar und zeigte, daß sie mit den Kanones von Chalcedon im Widerspruch stände, indem er sich darauf stützte, daß die doppelte Natur auch eine doppelte Willensäußerung einschließe. Das wurde dem Sophronius um so mehr übel genommen, als es vor seiner Erhebung zum Bischof von Jerusalem geschienen hatte, er habe sich von Sergius überzeugen lassen. Dieser, welcher das Verfahren des neuen Bischofs vorausgesehen, wandte sich an Honorius, den Bischof von Rom, um sich seiner Zustimmung zu vergewissern. Die Antwort des Honorius war der Art, daß sie seine Wünsche erfüllte; denn er gab ihm vollständig Recht. Der gute Papst bildete sich ein, wenn man von zwei Willensäußerungen rede, so verstehe man darunter zwei Willen, die einander entgegengesetzt wären, wie der Wille des Fleisches und der Wille des Geistes, und auf Grund der vollkommenen Heiligkeit Christi verwarf er die Zweiheit seines Willens, indem er die beiden Naturen, welche seit dem Concil von Chalcedon nicht mehr geleugnet werden konnten, festhielt. „Da wir sehen", schrieb Sergius an den Papst, „daß dieser Streit sich zu erhitzen beginnt, und da wir wissen, daß das gewöhnlich der Anfang von Häresieen ist, so haben wir es für nöthig gehalten, alle Sorgfalt anzuwenden, um diesen unnützen Wortstreitigkeiten ein Ende zu machen. Wir haben daher an den Patriarchen von Alexandrien geschrieben, daß er, da die Wiedervereinigung der Schismatiker erfolgt ist, niemand mehr gestatte, von einer oder zwei Thätigkeiten in Jesu zu reden, sondern befehlen möge, vielmehr wie die öcumenischen Concile zu sagen, ein einziger und derselbe Jesus

Christus wirke die göttlichen und die menschlichen Dinge.“ Sergius berief sich auf die Unmöglichkeit, zwei entgegengesetzte Willen in Jesu Christo anzunehmen. Honorius trug kein Bedenken, ihm in allen Punkten zuzustimmen. „Wir loben dich“, sagt er zu Sergius, auf die Lehre von den zwei Willen anspielend, „daß du diese Neuheit der Rede beseitigt hast. Wir bekennen einen Willen in unserm Herrn Jesu Christo, weil die Gottheit gewiß nicht unsere Sünde, sondern unsere Natur angenommen hat, so wie sie vor der Sünde geschaffen war. Wenn sich Einige bestrebt haben, in ihrer Lehre der Schwachheit ihrer Hörer sich anzubequemen, so darf man nicht ihre Ausdrücke zu einem Dogma für die Kirche machen, noch eine oder zwei Willensäußerungen in Christo lehren. Ob man hinsichtlich der Werke der Gottheit und der Menschheit durch Deduction von einer oder zwei Thätigkeiten reden kann, das darf uns nicht kümmern, und wir überlassen es den Grammatikern, welche die von ihnen erfundenen gekünstelten Wörter den Kindern zu verkaufen pflegen.“ Aus der Vergleichung dieser beiden Stellen geht offenbar hervor, daß Honorius mit der Ansicht des Sergius vollständig übereinstimmt. Einerseits glaubt er an einen einzigen Willen Christi und andrerseits verbietet er förmlich, daß man in der Kirche über die zwei Energieen oder Willensäußerungen verhandele. Nicht minder gewiß ist, daß er vom Standpunkte der katholischen Orthodoxie eben so wohl im Irrthum war, indem er die Einheit des Willens behauptete, als indem er die Definition der beiden Willensäußerungen verbot. Wir behaupten nicht, daß sein Irrthum an sich bedeutend war; wir behaupten bloß, daß er sich zu einer von der Kirche offen verurtheilten Ansicht bekannte; denn das sechste ökumenische Concil hat das Dogma von den beiden Naturen durch das von den zwei Energieen oder Willensäußerungen ergänzt und nach der Ansicht Aller den Monophysitismus in allen seinen Stufen verdammt. Der Abbé Gratry hat also Recht, wenn er die Lehre von der Unfehlbarkeit mit dem Hinweis auf Honorius angreift, welcher von einem der großen Concile der ersten Jahrhunderte der Häresie überführt wurde. Seine Gegner haben ihm nur mit armseligen Spitzfindigkeiten antworten können. Der Erzbischof von Mecheln, der Pater Ramière, v. Margerie und Don Guéranger, welche sich auf den Streit über diese

Frage einlassen, halten ihm dieselben Sophistereien entgegen. Die Palme gebührt auch hier wieder dem Benedictiner. Sie wagen es nicht, die Authentie der Urkunden zu bestreiten, wie man vor ihnen that; sie begnügen sich in dieser Hinsicht mit einer kleinen Verdächtigung, die immer einen guten Eindruck machen kann. Für jeden Fall stehen ihnen Erörterungen zu Diensten; uno avulso non deficit alter. Es ist eine Lieblingsmethode ihrer Schule, mehrere einander widersprechende Vertheidigungssysteme zugleich anzuwenden. Leicht ist zu begreifen, einmal daß es sich darum handelt, um jeden Preis im Voraus zu einer bestimmten Entscheidung zu kommen; die Dialectik ist kein Mittel, zu den wahren Consequenzen zu gelangen, sondern, es koste, was es wolle, zu dem vorausgesehenen und gewollten Ergebniß zu führen. Ferner soll viel mehr Gewandtheit als Kraft bewiesen und gezeigt werden, daß alle Wege nach Rom führen. Man beginnt mit der Behauptung, Honorius habe sich nicht der Häresie schuldig gemacht. Man thut seinen Worten Gewalt an, um die reine Lehre herauszubringen; man behauptet, er habe einfach die Unmöglichkeit eines sittlichen Conflicts in der Seele Jesu Christi ausdrücken wollen, der nie die bösen Neigungen unserer verderbten Natur zu bekämpfen gehabt habe. Allein Honorius geht weiter; er erkennt nicht an, daß Jesus zwei reine Willen gehabt habe, den Willen der menschlichen und den der göttlichen Natur; er behauptet entschieden die Einheit der Willensäußerungen oder Energieen. Daraus, daß er die Vorstellung eines Streites zwischen Fleisch und Geist in der heiligen Seele Christi verwirft, folgt nicht, daß er vom Standpunkte der katholischen Orthodoxie Recht hatte, die Zweiheit des Willens zu leugnen und zu verbieten, daß man über diese Frage auch nur verhandele, womit er sich ihrer wirklichen Lösung widersetzt hätte. Auf solche Weise würde man selbst den an Spitzfindigkeiten so reichen Arianismus weiß waschen. Vergebens beruft sich Don Guéranger auf die guten Zeugnisse, welche dem Honorius von einigen seiner Zeitgenossen oder Nachfolger gegeben wurden. Wir haben seine Briefe; habemus confitentem reum. Die Widersacher des Paters Gratry werfen sich dann auf eine rein formelle Frage. Hat sich der Bischof geirrt, so folgt daraus nach ihrer Ansicht nichts; denn sein Brief war lediglich ein Privatschreiben, er enthielt keine

Lehre ex cathedra. Wie kann man zu behaupten wagen, daß ein Antwortschreiben auf eine theologische Consultation des Patriarchen von Constantinopel, welches die wichtigste Frage der Zeit mit dem Anspruch behandelt, entscheidende Anweisungen über die Art und Weise der Sicherung des Friedens der Kirche zu geben, nur ein Privatbrief sei? Was ist denn erforderlich, daß sich ein Papst als Oberpriester ausspreche, wenn man nicht behauptet, er rede nur dann ex cathedra, wenn er vom Balcon der Peterskirche herab rede! Das angeführte Argument kann nur als eines jener letzten Mittel angesehen werden, welches man nur anwendet, um den Ausgang eines verlorenen Processes hinauszuschieben. Don Guéranger und sein theologisches Gefolge berufen sich auf die Kanones des sechsten Concils, um die Bedeutung jenes Briefes abzuschwächen; sie bemühen sich, durch einen der schönsten Gewaltstreiche nachzuweisen, daß die feierlichste Erklärung der Häresie eine andere Bedeutung bekommt, wenn sie sich auf einen Papst bezieht. Der Text des Verdammungsurtheils des Concils lautet: Anathema Sergio heretico, anathema Honorio heretico, anathema Pyrrho heretico! Ist das nicht klar? Ist es nicht klar genug, was soll man dann von dem Commentar des Concils selbst über diese Worte sagen: „Außerdem haben wir aus der heiligen Kirche gestoßen und mit dem Bann belegt Honorius, welcher Papst der alten Stadt Rom war, weil wir aus seinem Briefe an Sergius ersehen haben, daß er in allen Stücken derselben Lehre anhing und alle seine gottlosen Dogmen bestätigte." Das siebente und achte Concil bestätigen ausdrücklich diese Verurtheilung und berufen sich eben so auf die Lehre des Honorius. Der Papst Hadrian II. erklärte, der Papst Honorius sei wegen Ketzerei vor Gericht gezogen. „Wir verwerfen auch Honorius", schreibt der Papst Leo II., „der sich mit gotteslästerlichem Verrath bemüht oder es gestattet hat, den unbefleckten Glauben umzustoßen." Wie sucht man sich vor diesen Worten der Concile und Päpste zu retten? Man beruft sich auf ein Wort aus einem Briefe Leos II. an die spanischen Bischöfe: „Alle die, welche wegen ihres Vergehens gegen die Reinheit der apostolischen Tradition mit ewiger Verdammniß bestraft sind, wie Theodorus von Pharan, Cyrus, Sergius, ebenso wie Honorius, welcher, die Pflicht seines apo-

stolischen Amtes versäumend, statt die Flamme der Häresie auszulöschen, sie nährte, indem er sie vernachlässigte. . . ." Ihr sehet wohl, sagt Don Guéranger, der Papst Leo II. unterscheidet zwischen Honorius und den Häretikern; er klagt ihn nur der Nachlässigkeit an. Allein diese Nachlässigkeit, welche eine Entstellung der Lehre im Gefolge hatte, wurde von drei Concilen als Häresie bezeichnet, und derselbe Leo II. schrieb an die spanischen Christen, „Honorius sei aus der katholischen Einheit gestoßen worden, weil er den unbefleckten Glauben habe verderben lassen". Wenn solche Worte mit der Unfehlbarkeit in der Lehre sich vereinigen lassen, so wissen wir nicht mehr, was das Reden zu bedeuten hat. Jedenfalls bedeutet Häretiker Häretiker, und das ist die kanonische Bezeichnung des Honorius. Hefele, einer der gelehrtesten Bischöfe Deutschlands, der Geschichtschreiber der Concile, hat sich nicht gescheut, in einer Schrift, die von Neapel nach Rom kam, dem Pater Gratry hinsichtlich der Verdammung des Honorius vollständig Recht zu geben.

Was die ultramontane Partei am meisten aufgebracht hat, ist der heftige Unwille, mit welchem der beredte Polemiker die römischen Fälschungen, die nie so kühn waren als in der Angelegenheit des Honorius, gebrandmarkt hat. Im römischen Breviarium fand sich lange die Spur und gleichsam das Brandmal seiner Verdammung in der Lection des hl. Leo am 28. Juni. Sie enthielt folgende bezeichnende Worte: „Auf dieser Synode wurden verurtheilt: Cyrus, Sergius, Honorius, Pyrrhus, welche gesagt oder gelehrt haben, es sei nur eine Energie oder ein Wille in unserm Herrn Jesu Christo." Der Name des Honorius ist jetzt aus dem Brevier verschwunden. Der Pater Gratry klagte dieses Betrugs einen unbekannten Schreiber an. Das erregte den großen Unwillen des Don Guéranger, welcher zeigt, daß der unbekannte Schreiber kein anderer war als der große Papst Pius V., welcher das Breviarium nach seiner Phantasie revidieren ließ und sich erlaubte, kraft seines Amtes den überzeugenden Beweis von der päpstlichen Fehlbarkeit ausmerzen zu lassen. Was würde man von einem Könige von England gesagt haben, welcher unter dem Vorwande, eine rechtsgültige Ausgabe der Magna Charta zu liefern, die seine Macht beschränkenden Clauseln gestrichen hätte und behauptete, der so gereinigte Text sei allein authentisch? Nach

Pater Ramière ist es erlaubt, eine Familiengeschichte nach Belieben zu verbessern, um die Flecken daraus zu beseitigen. Diese Theorie würde weit führen; denn sie würde gestatten, nachträglich die notariellen Acte zu revidieren, welche die betreffenden Rechte festsetzen, und diese Art kindlicher Pietät würde geradeswegs vor Gericht führen. Damit, daß Don Guéranger Pius V. an die Stelle des unbekannten Schreibers setzt, hat er einen doppelten Streich gethan, nur nicht in seinem Sinne: Honorius hat er nicht von der Anklage der Häresie rein gemacht und Pius V. hat er beschuldigt. Seine Sache ist es, uns zu zeigen, daß die Sache der Unfehlbarkeit des Papstes durch dieses doppelte Ergebniß gewinnt. Der Pater Gratry hat übrigens die Verbesserung des Don Guéranger nicht gelten lassen. In seinem vierten Briefe weist er nach, es sei nicht richtig, daß vor Pius die römischen Breviarien der willkürlichen Behandlung überlassen gewesen seien. Er führt zwei römische Breviarien aus den Jahren 1536 und 1542 an, die mit dem Breve Pauls III. versehen sind. Das zweite Breve verbietet jedem nicht privilegierten Buchdrucker, dieses Brevier zu drucken. Don Guéranger antwortet mit einer unwürdigen Ausflucht, indem er erklärt, aus dem imprimatur des hl. Vaters folge nichts, es habe keine amtliche Bedeutung. Der Pater Gratry überführt seine Gegner der Zweideutigkeit und fast des Betrugs bei Gelegenheit der Sage vom hl. Agatho, in welcher der Name des Honorius von der Liste der monotheletischen Häretiker ohne Weiteres gestrichen war. „Der Pater Gratry", sagte Don Guéranger, „setzt die Sage vom hl. Agatho auf Rechnung des römischen Breviariums. Es ist aber leicht zu beweisen, daß der hl. Agatho im Breviarium weder etwas zu thun hat, noch erwähnt wird." Der zu geschickte Benedictiner benutzt den Umstand, daß die Legende des Agatho in das Supplement des römischen Breviariums aufgenommen ist. Dieses Supplement aber ist grade für den römischen Klerus. „Das ist der zweimal römische, der römisch-römische Theil des Breviers." Wie kann man sich darnach wundern, daß der Pater Gratry zum Erstaunen seiner Gegner antwortet, der unbekannte Schreiber, welcher die Geschichte zum Vortheil des Papstthums verfälschte, sei der Don Guéranger jener Zeit gewesen, ein der Vergangenheit angehöriger Meister in der Kunst der historischen Lüge?

Wir wollen dem Pater Gratry in seinem niederschmetternden Beweise der übrigen römischen Betrügereien nicht folgen. Bei den aufrichtigen Gewissen wird sich die Curie von der Schmach nicht wieder erheben, die er ihr damit angethan, daß er sie als eine Schule des Irrthums und der Lüge nachgewiesen hat.

„Diese unlautere Apologetik", ruft er aus, „ist seit Jahrhunderten eine Ursache unsers Verfalls. Sobald das Menschengeschlecht in dem Apostel die geringste Spur von Falschheit oder Zweideutigkeit bemerkt, wendet es sich von ihm ab und flieht von ihm; die Besten fliehen weiter als die Uebrigen. Die Seelen hören nicht auf die Stimme der Lügner. Was sind wir denn, wir katholische Priester, wir Diener Jesu Christi und seines Evangeliums und Diener seiner Kirche? Sind wir Prediger der Lüge oder Apostel der Wahrheit? Ist denn nicht jede Wahrheit, jede geschichtliche, wirkliche Thatsache für uns, wie jede Lüge gegen uns? Ist denn nicht die Zeit gekommen, die Betrügereien, die Einschiebsel und die Verstümmelungen, welcher die Lügner und Fälscher, unsere grausamsten Feinde, unter uns aufgebracht haben, mit Abscheu zu verwerfen? Lange habe ich nicht zu glauben gewagt an diese Apologetik der Unwissenheit, der Verblendung und des halbguten Glaubens oder sogar des bösen Glaubens, welcher das Ziel will, an die Güte des Zweckes und an seine Wahrheit glaubt, aber, um dieses Ziel zu erreichen, zur List, zum Geheimniß, zur Gewalt, zur Lüge, zu Fälschungen seine Zuflucht nimmt. Noch einmal, hat Gott solche Betrügereien nöthig?"

Solche Worte sind für alle rechtschaffenen Seelen ein Gegenstück zu den Provincialbriefen; das ist die reine freie Luft, statt jener durch Weihrauch und Betrug verdorbenen Atmosphäre, welche man in den Heiligthümern des Jesuitismus athmet.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Discussion des Paters Gratry über die Bulle Pauls III., welche die gehässigen Anmaßungen der religiösen Tyrannei formuliert — gewissermaßen ein gedrängter Verfolgungs-Codex — darlegen wollten. Vornehmlich hätte ich die schlaue Antwort des Paters Ramière und Chantrels, eines Redacteurs des Univers, beleuchten mögen. Sie nehmen das Princip der Bulle als vortrefflich an und lassen eine Beschränkung

der Anwendung nur wegen der sittlichen Schäden unserer Zeit gelten, welche eine völlige Unterordnung der bürgerlichen Gewalt unter die religiöse nicht mehr gestatten. Uebrigens werden wir Gelegenheit haben, auf diese Grundsätze der ultramontanen Freiheit nach der Abstimmung des Concils über den Syllabus zurückzukommen.

Ein schlechtes Verfahren ist schlimmer als ein schlechter Beweis. Das haben die Gegner des Paters Gratry gezeigt. Ich gestehe, daß ich mit entschiedenem Widerwillen die honigsüßen und perfiden Schriften durchlese, in denen man die directe Beschimpfung durch eine Einschmeichelung vorbereitet. Nichts ist unmännlicher als die devote Schmeichelei, welche die Süßigkeit der Form mit der Bitterkeit des Inhalts in ein gleiches Verhältniß bringt. Man beginnt mit einem: Mein ehrwürdiger Vater, mein lieber Vater, um damit zu der weniger liebenswürdigen Anrede hinüberzuschleichen: Mein armer Vater; dann kommt man von einem Vater zum andern zu immer bittereren Benennungen. Man gibt zu verstehen, daß der muthige Polemiker einer Intrige dient, die schon erkannt ist; denn „es ist nichts verborgen, was nicht offenbar wird". Man verfehlt nicht, ihm zu verstehen zu geben, wie bedenklich sein Fall sei, und sagt ihm, um seinetwillen ströme man zu den Altären. Man hat seinen Schmerz und seinen Unwillen vor dem heiligen Sacrament ausgeschüttet, als ein gutes Mittel, kund werden zu lassen, wie groß er ist. Mit Gebeten war es nicht genug, Thränen sind geflossen bei dem Gedanken an den Fall eines zweiten Lamennais. „Habe Mitleid mit mir!" sagt der Erzbischof von Mecheln zu Pater Gratry. Der arme Prälat! er stirbt vor Kummer über die Greuel seines theuern und verehrten Freundes. So wird die Discussion mit sentimentalen Redensarten geziert, bei welchen die frommen Ignoranten die Hände zum Himmel erheben. Wir kennen das; es ist das Verfahren aller blinden Frömmigkeit. Don Guéranger geht aufrichtiger zu Werke. Er redet von seinem schmerzlichen Erstaunen über einen unsinnigen Eifer, der in den Briefen des Erzbischofs von Mecheln eine heilsame Abkühlung finde. Der Pater Ramière, als würdiger Anhänger der Gesellschaft Jesu, und Chantrel, als würdiger Apologet des Ordens, entstellen und verklagen den guten Glauben ihrer Widersacher.

Von der Polemik der Journale haben wir noch nicht geredet. Die des Univers war ganz, wie man erwartete, und hat sich sogar übertroffen in ihrem unerbittlichen Spott, der übrigens von denen gleichsam als eine Ehre angesehen wird, die es als seine Schlachtopfer betrachtet und dem Mitleid der ehrlichen Leute empfiehlt. Es hat sich nicht vor der größten Verleumdung gescheut, indem es den Pater Gratry des Spiritismus beschuldigte, wofür es in der Weise Pascals mit Worten Lügen gestraft ist, die auf den Ausdruck des Unwillens hinauslaufen: Mentiris impudentissime. Die Discussion über Honorius wird ein Muster bleiben für die Züchtigung der ultramontanen Theologie.

Die Schriften des Paters Gratry erinnern uns an eine neue Reihe von Kundgebungen in der Unfehlbarkeitsfrage, ich meine die bischöflichen Erlasse und die Breves des hl. Vaters. Das Eingreifen der kirchlichen Behörde durch Maßregeln der Strenge in eine auf dem Concil entstandene Debatte ist eine der seltsamsten Mißbräuche der Gewalt, die man sich vorstellen kann. Entweder — oder: entweder ist die Concildebatte bloßer Schein, oder die verhandelte Frage muß als eine freie und offene betrachtet werden, so lange sie nicht durch die Abstimmung entschieden ist. Wenn eine der Parteien sich bemüht, die Discussion der der Prüfung der hohen Versammlung unterworfenen Gegenstände durch Autoritätsmaßregeln zu verhindern, so hat diese gar kein Recht mehr, zu behaupten, sie repräsentiere die Kirche, und ihre dogmatischen Entscheidungen, die nach dem katholischen Glauben auf das ewige Heil der Seele Einfluß haben sollen, werden dann nur im Finstern getroffen, wie man die Staatsstreiche vorbereitet. Dann vergesse man nicht, daß nicht bloß Personen in dieser oder jener Schrift von einem bischöflichen Erlaß getroffen werden, sondern Ideen, Principien. Diese Ideen werden auf dem Concil von den Bischöfen repräsentiert. Diese können ihrerseits summarische Verdammungsurtheile erlassen. Das sind dann nur sich durchkreuzende Donner und Blitze, um mit der alten classischen Sprache zu reden, und das Concil hat dann bald eben so viel Bedeutung als Jupiters Olymp. Erkennen wir es zur Ehre der Minorität an, daß sie nichts dergleichen gethan hat; die Bischöfe der Majorität allein haben aus allen ihren kanonischen Geschützen gefeuert. Der Bischof

von Straßburg, der sich daran erinnerte, daß der Abbé Gratry einige Jahre seiner Diöcese angehörte, ließ zuerst einen Erlaß ergehen, der eben so heftig im Tone als schwach oder vielmehr nichtig in seinen Gründen war. Der ehrenwerthe Prälat drückt seinen lebhaften Unwillen darüber aus, daß das römische Brevier der Fälschung angeklagt wurde, ferner darüber, daß man es gewagt hatte, von einer Schule des Irrthums und der Lüge zu reden, welche die Anmassungen des hl. Vaters begünstigt hätte, und endlich darüber, daß ein einfacher Priester es gewagt habe, das Recht der päpstlichen Behörde im Namen der Geschichte und einer angeblichen individuellen Inspiration, welche die hierarchische Probe nicht bestanden, zu bestreiten. Aus allen diesen Gründen, welche in der nur zu wohl bekannten faden, beleidigenden Sprache dargelegt sind, werden die beiden ersten Briefe verdammt, und wird der ganzen straßburger Diöcese verboten, sie zu lesen. Ein bischöflicher Erlaß in demselben Sinne folgte dem andern ohne Unterbrechung. Keiner bringt einen Beweis aus der Schrift oder aus der Geschichte. Alle wiederholen um die Wette, es sei abscheulich, das römische Breviarium anzugreifen; allein sie hüten sich wohl nachzuweisen, daß die Behauptungen unrichtig seien. Die sich nicht mit dem Verdammen begnügen, berufen sich auf Don Guéranger und geben ihr bischöfliches Wort, daß er allein Recht habe. Es gibt keinen absurderen und lächerlicheren Mißbrauch als diese Berufung auf eine Autorität in einer geschichtlichen Frage. Wenn man übrigens das Lesen der angreifenden Schrift verbietet, so kann man sich der Vertheidigung überheben. Schlage mich, aber höre! sagte Themistokles zum Eurybiades, der seinen Stock gegen ihn aufhob. Ihr schlaget, so sagen wir zu den Bischöfen, und wir hören nicht mehr; ob ein Stock gebraucht wird oder ein Hirtenstab, was liegt daran!

Der Abbé Gratry hatte nicht nur das Feuer der Erlasse auszuhalten. Während der Bischof von Regensburg die theologische Lehre Döllingers mit dem Interdict belegte, entzog der Pater Pètetot, Superior des Oratoriums, dem Verfasser der drei Briefe förmlich das Recht, sich auf irgend eine Weise wieder an den Orden anzuschließen, den er in Frankreich wieder eingeführt hatte, und dessen größte Zierde er war. Der Pater Pètetot weiß vielleicht nicht, in welchem

Grade er Mitleid erregt hat durch den nicht näher zu bezeichnenden Act, durch welchen er nicht bloß die Freundschaft, sondern auch die Würde opfern zu müssen glaubte. Jedenfalls ist er das eigentliche Schlachtopfer in der Angelegenheit des Paters Gratry so wie in der des Paters Charles Perrauld, dem er auf die in päpstliche Erlasse verwandelten Anweisungen des Univers hin befehlen mußte, öffentlich mit der Friedensliga zu brechen. Der Bischof von Saint-Didié hat ein dem Pater Gratry gegebenes Zeichen des Mitgefühls durch eine Art von Widerruf sühnen müssen, welcher das Maß der Erniedrigung ist, zu der man den Episcopat zu bringen gedenkt.

---

# Achtes Kapitel.

## Die letzte Stunde des Concils und die Proclamation des neuen Dogmas.

### I.

Je mehr das vaticanische Concil der Entscheidung sich näherte, desto mehr zeigte sich die Einwirkung des Papstes auf dasselbe als eine unmittelbare und fast gebieterische. Schon sahen wir ihn alles vorbereiten, um seinen Einfluß durch die aufgedrungenen Geschäftsordnungen und durch die Bildung der großen Commissionen zu sichern. Seitdem ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, mit dem ganzen Gewicht seines Einflusses und seiner Würde einen Druck auszuüben. In seinen Augen war das eine Pflicht; denn seine Aufrichtigkeit, seine volle Ueberzeugung von seiner Unfehlbarkeit sind eben so wenig zu bezweifeln als sein Eifer. „Ich, Giovanni Maria Mastai", sagte er zum Cardinal Schwarzenberg, „glaube an die Unfehlbarkeit. Als Papst habe ich nichts von dem Concil zu fordern. Der hl. Geist wird es erleuchten." Der hl. Vater ist nur dem ersten Worte treu geblieben; er hat als einer der wüthendsten Anhänger des neuen Dogmas gehandelt; allein er hat als Papst gehandelt und alle ihm zu Gebote stehenden Mittel gebraucht, um das Concil für seine Ansichten zu gewinnen. Dieses fast leidenschaftliche Eingreifen des Hauptes der Kirche in einer Frage, bei

welcher er zuerst betheiligt ist, ist ihm die Erfüllung seiner apostolischen Aufgabe selbst; denn da er an seine Unfehlbarkeit glaubt, macht er davon Gebrauch, ehe sie noch proclamiert ist und um sie zu proclamieren. Das ist eine Umkehrung aller alten Regeln der Concile, die im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert nie angenommen sein würde. Das beständige Eingreifen des Papstthums wird noch dadurch gesteigert, daß es sofort weithin öffentlich bekannt wird. Jedes Wort des Papstes erschallt vermittelst des Telegraphen sogleich von einem Ende der Welt zum andern. So benutzen die alten Institutionen, immer bereit, unsere Civilisation zu verfluchen, die bewunderungswürdigsten Entdeckungen der Wissenschaft. Wider ihren Willen werden sie in den Strom des modernen Lebens mit hineingezogen; was sie aber ihren mächtigen Wogen anvertrauen, ist so verbraucht und greisenhaft, daß es Gefahr läuft, darin zertrümmert zu werden. Immerhin hat der hl. Vater seit der Eröffnung des Concils nicht aufgehört, zur Welt zu reden, indem er zur Stadt redete. Als unfehlbar und inspiriert nach seiner Meinung hält er sich nicht für verpflichtet, seine Worte auf der Wage der politischen Klugheit abzuwägen; er redet, wie er denkt und fühlt, immer heftig. Die Stellen der heil. Schrift, mit denen er seine Rede ausschmückt, mildern ihre Heftigkeit nicht. Alle seine Gunstbezeugungen und sein Lächeln sind für die infallibilistischen Bischöfe, während er den Bischöfen der Opposition, welche ihm fortwährend die hingebendste Ehrerbietung bezeugt haben, offen sein Mißfallen zu erkennen gibt. Er scheut sich nicht vor der Einschüchterung, wenn er auf Widerstand stößt, wie in der Angelegenheit des unglücklichen Bischofs von Babylon, den er zum Verzichten auf die alten Freiheiten seiner Diöcese nöthigte. Wenn man der römischen Chronik glauben darf, so hatten zwei morgenländische Bischöfe, durch das Geschick ihres Collegen erschreckt, sich gelobt, dem Papste gegenüber absolutes Schweigen zu beobachten. „Wenn wir den Mund aufthun", sagten sie, „so sind wir verloren; dem hl. Vater werden wir nicht widerstehen können." Sie hielten ihr Versprechen und bei der Audienz, die ihnen mehr aufgedrungen als gewährt wurde, erwiderten sie auf alle Worte des Papstes nur mit Zeichen der Ehrerbietung und ließen kein verrätherisches Wort entschlüpfen. Einige Tage nachher wieder in den Vatican

beschieden, meinten sie, ihre Kriegslist würde zum zweitenmal nicht gelingen. Sie schützten eine Krankheit vor, welche sie durch einen glücklichen Zufall beide zugleich für einen Tag heimsuchte, und hüteten das Bette. Erst als die Gefahr der Audienz vorüber war, ließen sie sich bewegen, wieder aufzustehen. Man darf nicht vergessen, daß die Mittel, womit man in Rom den Klerus einzuschüchtern sucht, nicht lediglich moralische sind; ein Priester kann in ein Kloster eingesperrt oder es kann ihm eine Andachtsübung auferlegt werden, welche geeignet ist, ihn ziemlich schnell zur Vollkommenheit zu bringen. Man erzählt auch, bei einem großen Empfange im Vatican habe der hl. Vater einem Priester, dessen Bischof ein Gallicaner ist, durch eine Gebärde zu verstehen gegeben, daß sein Vorgesetzter nicht bei recht gesundem Verstande sei. Die Angelegenheit des Trauergottesdienstes für Montalembert ist noch in Aller Erinnerung. Nicht zufrieden damit, daß er ihn mit eigenen Worten ein Ungeheuer des Hochmuths nannte, verbot Pius IX. den feierlichen Gottesdienst in der Kirche Ara Cöli, um einen solchen heimlicherweise in einer kleinen Kirche von Trastevere für einen certo Carlo halten zu lassen. So bereitete sich der heil. Vater auf seine neuen Attribute vor. Die Last einer göttlichen Macht ist für eine Menschenseele entschieden zu schwer; man kann sie sich nicht einmal vorstellen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.

Seit der Eröffnung des Concils bemerken wir zwei Arten päpstlicher Manifestationen: die Reden und die Breves; beide sind von demselben Geiste beseelt. Der hl. Vater zeigte sich unwandelbar als den leidenschaftlichsten Redner der Majorität und bekämpfte offen die Opponenten mit der Hitze eines Parteigängers und mit der Autorität eines Herrschers, die nicht gestattet, daß man darüber verhandele. Nichts ist abnormer als diese Mischung eines heiligen Tribunen und eines Oberpriesters; wir haben kein anderes Wort, um das Verhalten Pius' IX. während der letzten Monate des Concils zu charakterisieren. Man urtheile selbst. Die Breves waren ihm ein sehr bequemes Mittel, seine Parteigenossen aufzureizen und die, welche seiner Apotheose sich widersetzten, zu züchtigen. Sie entbinden von jedem ernsten Beweis und decretieren herrisch, was dem heil. Stuhl zusteht. Freilich haben sie nicht mehr Werth als unter dem

Kaiserreich die an die officiellen französischen Journale verschwendeten Decorationen; allein sie begehen das große Unrecht, das Papstthum bloßzustellen und es in die schwebenden Verhandlungen auf die unklügste und hastigste Weise eingreifen zu lassen. Die auf dem Concil tagenden Bischöfe werden als Glaubensrichter betrachtet; sie haben das Recht, über eine Frage, so lange sie schwebt, ihre Meinung auszusprechen. Das thaten der Bischof von Orleans in seinen Pastoralbriefen und Maret in seinem gelehrten Werke. Geziemt es sich, daß der Präsident des Concils im Voraus den Einen und Andern in Breven an die bejammernswerthesten Schriftsteller, die von ihnen widerlegt wurden, verdammt? Ein Breve vom 22. Januar erhob die Broschüre des Paters Ramière gegen den Bischof von Sura in den Himmel und lobte den Verfasser, „daß er seinen Gegner so gut mit sich selbst in Widerspruch gesetzt, daß er seine Widersacher der Sorge, das Gebäude umzustürzen, überhoben habe". In einem Breve vom 12. Februar werden die Briefe des erlauchtesten und ehrwürdigsten Bischofs von Orleans als „eitele feindselige Sophismen, die alleinige und einzige Ursache der entstandenen Verwirrung der Gewissen" bezeichnet. Es gibt ein ganzes Breve in demselben Sinne, welches in gebieterischem Tone von der päpstlichen Unfehlbarkeit handelt, und zwar wieder in einer für die Opponenten beleidigenden Weise. Das vom 5. Januar 1870 an den ehrwürdigen Vater J. Jacques, einen Redemptoristen, der die infallibilistischen Ansichten des Alphons von Liguori wieder geltend gemacht hatte, lobt ihn, „daß er gekünstelten Erörterungen die von der Schrift, der Tradition und den Concilen gelehrte gesunde Theorie entgegengehalten habe". Das Breve vom 22. Januar erhebt ein Schriftchen v. Ségurs, welches nichts anderes ist, als eine heftige Diatribe gegen die Gegner des päpstlichen Absolutismus und mit den Worten zusammengefaßt werden kann: Der Papst ist alles. „Wenn die Mächte der Hölle ihre Gewalt gegen das versammelte Concil loslassen, wenn sie rechtschaffenen Gemüthern dadurch, daß sie sie in ihren Ansichten trennen, Schlingen stellen, um wenigstens aus den Uebelständen der Discussion Nutzen zu ziehen, so werden sie dem verderblichen Schlage nicht entgehen, den sie so viel als möglich beseitigen möchten." Wir erwähnen nur noch die Breves

an die Geistlichkeit von Nîmes, Avignon, Grenoble und Montpellier und an drei Priester von Orleans. Sie umgehen die ordnungsmäßigen Behörden der Kirche, um sich auf die niedere Geistlichkeit zu stützen, indem sie ihren Widerspruch gegen den Episcopat, so oft dieser sich nicht rückhaltslos der römischen Strömung hingibt, ermuthigen. Wie der hl. Vater vor einigen Jahren die goldene Rose an die Königin von Spanien schickte, richtete er an Don Guéranger ein ehrenvolles Breve; es war gleichsam der Orden mit Diamanten, welcher eines Tages dem beredtesten Vertheidiger der persönlichen Gewalt übersandt wurde. Der gelehrte Abt von Solesmes hat diesen Preis der klericalen Sophistik verdient. Er hatte Grund, völlig zufrieden zu sein; denn nicht allein wird er sehr gelobt, sondern auch werden seine Gegner mit Bitterkeit überschüttet. Das Breve an Don Guéranger erinnert an das Wort des Evangeliums, daß, wovon das Herz voll ist, der Mund überfließt. Die liberalen Katholiken werden darin offen erklärt für „Menschen, welche, obwohl sie sich mit diesem Namen schmücken, als von verderblichen Grundsätzen vollständig erfüllt erscheinen und sich dem Urtheil des hl. Stuhls nicht mehr zu unterwerfen im Stande sind. Ihre Thorheit ist bis zum Uebermaß gestiegen, seit sie es unternommen haben, die göttliche Constitution der Kirche den modernen Formen anzupassen, um das Ansehen des Oberhauptes leichter herabzusetzen. Kühn stellen sie gewisse, oftmals widerlegte Lehren voran, holen historische Schikanen, Verläumdungen, Sophistereien aller Art wieder hervor. Sie nöthigen uns, in ihrem Verhalten eine ihrer Kühnheit gleichkommende Unvernunft zu beklagen.“ Der hl. Vater trug kein Bedenken, das Verfahren der Minorität dem Concil zu denuncieren. Es war eine grausame Ironie für die Bischöfe, deren Hände so gebunden waren, daß sie sich nicht versammeln, noch über ihren Widerstand gegen die compacten Heerschaaren der Propaganda sich verständigen konnten. Don Guéranger wird darüber beglückwünscht, daß er den Geist des Hasses, die Gewalt und List in der Partei der Opposition aufgedeckt habe, und der Papst weissagt ihm, daß die Frucht seiner Wachsamkeit nicht vergeblich sein werde. Man braucht weder unfehlbar, noch ein Prophet zu sein, um das Ergebniß, was man in der Hand hat, vorauszusagen. Solche Documente lassen ahnen, wie von nun an

der päpstliche Cäsarismus beschaffen sein wird. Man kennt auch das Breve an den Kirchenvater mit Namen Louis Veuillot. Gewiß, der Anordner der berüchtigten infallibilistischen Subscription, die weit mehr nach Schmähungen zählt als nach Sous und Pfennigen, verdiente sehr die wärmsten Beglückwünschungen des Vatican. Das bedeutendste dieser Breven war das durch den päpstlichen Nuntius allen infallibilistischen Franzosen übersandte, zum Dank an sie insgesammt für ihre Hingebung und ihre Ansicht. Man kann sich des Lächelns nicht erwehren, wenn man sieht, wie sich das damalige Ministerium der Veröffentlichung dieses Breves feierlich widersetzte, nachdem ganz Frankreich es gelesen, und wie der Nuntius, nachdem der Streich geführt, sein Bedauern darüber ausspricht. In diese lächerliche Lage wird Frankreich durch ein Concordat einem Concile gegenüber gebracht, was darin nicht vorgesehen war.

Nach den Breven kommen die Reden. Pius IX. hat durch eine Mischung von Vertraulichkeit und Würde bei einem Empfange im Vatican immer einen lebhaften Eindruck gemacht. Nach einigen auf den Knieen entgegengenommenen Bemerkungen erkundigte er sich freundlich und bis in's Einzelnste nach der Gesundheit derer, die ihm vorgestellt wurden. Ein Pontifex, ein Halbgott, der den Puls fühlt! Was gibt es Rührenderes? Heutzutage ist alles anders. Der Papst handelt nur von einem einzigen Gegenstande, — von seiner Unfehlbarkeit. Am 9. Januar 1870 richtete er an eine große Zahl von Prälaten und fremden Geistlichen folgende Worte: „Ich bin der Papst, der Stellvertreter Jesu Christi, das Haupt der katholischen Kirche, und ich habe dieses Concil versammelt, welches sein Werk ausrichten wird. Sogenannte Weisen möchten, daß man gewisse Fragen bei Seite ließe, und nicht gegen die Vorstellungen der Zeit vorginge; aber das sind blinde Wegweiser. Ich will frei sein, wie der Wind. Mit den Angelegenheiten dieser Welt befasse ich mich nicht. Bittet also, zwinget den hl. Geist durch euer Flehen, daß er die Väter erleuchte.“ Das ist die Anwendung des Compelle intrare auf den hl. Geist. Bei der Eröffnung der Ausstellung der religiösen Künste sprach Pius IX.: „Nach der Meinung Mehrerer bedürfte unsere Religion eines Jahres 89. Das ist eine Blasphemie, die man dem großen italienischen Demagogen entlehnt hat.“ Er

meinte damit v. Falloux; dieser aber erklärt sich für unschuldig an jener bösen Aeußerung. Dennoch wurde er am 13. März mit seiner ganzen Partei in's Herz getroffen, als der Papst bei Gelegenheit des Briefes von Montalembert ausrief: Die liberalen Katholiken sind Halbkatholiken. Am 24. März schüttet der hl. Vater sein Herz aus vor seinen Getreuen von der Propaganda, die für ihn das sind, was die kaiserliche Garde für Napoleon I. war, und vergleicht die lauen Katholiken, die seine Macht beschränken wollen, mit dem feigen römischen Proconsul, der Jesus Christus nicht zu schützen wagt. „Sie fürchten sich vor der Revolution", sprach er. „Ihr müßt die Rechte der Wahrheit und Gerechtigkeit wahren. Der Kampf der Bischöfe ist eine furchtlose Vertheidigung der Wahrheit mit dem Stellvertreter Jesu Christi. Meine Kinder, verlaßt mich nicht!" (Ruf: Nein! nein!) Diese Worte wären bewunderungswürdig, wenn die Bischöfe der Propaganda in Rom genöthigt gewesen wären, mit einem Häuflein Tapferer einen heroischen Kampf zu bestehen. Wenig rühren sie, da sie an die großen Heerschaaren gerichtet sind, welche einer entwaffneten Minorität entgegengeschickt werden sollen. Als der Papst am 21. Juni zu Ehren des Jahrestages seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl das Collegium der Cardinäle empfing, nahm er die Wünsche der Eminenzen zu Gunsten der Proclamation seiner Unfehlbarkeit entgegen, als eine gerechte Belohnung, wie der Cardinal Patrizzi sagte, der das Wort führte, für die der unbefleckten Jungfrau durch ihn erwiesene Ehre. Nicht zufrieden mit einem Epigramm „an die langen Redner des Concils", welches, wohl verstanden, nur an die opponierenden Bischöfe gerichtet war, klagte der hl. Vater diese offen des Verhandelns und Pactierens mit der Welt an. „Hat sie denn die Welt", sagte er, „zu ihrer hohen Würde erhoben und ihnen den Geist der Weisheit, des Verstandes und des Rathes gegeben?" Nie hatte er deutlicher erklärt, daß ihm die Welt die moderne Gesellschaft mit ihren Rechten und Freiheiten ist, nie ein traurigeres Rückschrittsbekenntniß abgelegt.

Dieses Verhalten des Papstes Pius IX. auf dem vaticanischen Concil mußte in's volle Licht gestellt werden. Es ist jedenfalls der stärkste Beweis, den die Infallibilisten geltend zu machen hatten, aber ein gefährlicher Beweis, wie alle die, welche bei Lehrfragen auf

den Zwang sich stützen. Er erlaubt und autorisiert die furchtbarste Vergeltung. Uebrigens kann man aus der im Univers vom 23. Juni veröffentlichten Correspondenz zwischen dem Bischof von Marseille und dem Klerus seiner Diöcese ersehen, wie sehr durch die Ermuthigung aller, die den Gallicanismus abschwören, von Seiten des Papstes die kirchliche Desorganisation befördert wird. Der Bischof Place gibt einen aufrichtigen und schmerzvollen Unwillen darüber zu erkennen.

## II.

Die opponierenden Bischöfe haben sich bis zum letzten Augenblick nicht gebeugt, sondern ihre Position fest behauptet. Die vom Bischof von Orleans seit seiner Ankunft in Rom veröffentlichten Briefe waren eben so fest als die aus Frankreich datierten. Die Gefahren der Definition erschienen ihm so schwer als je. Davon zeugt seine Antwort an Dechamps. Sein letzter Brief, vom 25. April 1870, ist an den Erzbischof von Baltimore gerichtet, der es für gut gefunden hatte, auf seine gemäßigten Ansichten zurückzukommen. Er hatte sie in einem besonderen Postulatum ausgesprochen, welches, obwohl es der Unfehlbarkeit vom doctrinellen Gesichtspunkte zustimmte, die Schwierigkeiten aufzählte und die moralische Einmüthigkeit zu fordern schien.

Die Zulassung Spaldings zu zwei Haupt-Commissionen des Concils war für ihn die Quelle einer neuen Erleuchtung, wie einige seiner amerikanischen Collegen behauptet haben, die sich weigerten, ihm in seiner neuen Schwenkung zu folgen, und erklärten, sie hätten ihn sehr oft gegen die zelanti des Concils reden hören, bevor er in die dirigierende Elite aufgenommen wurde. „Ohne Zweifel", fügten sie hinzu, „hat sich der ehrenwerthe Prälat nur durch triftige Gründe fangen lassen." Die guten Bischöfe beklagen sich darüber, daß sie von ihrem Collegen, der in ihrem Namen zu reden behauptete, nicht befragt worden waren. Sie hätten ein freies Meeting haben mögen, der Gewohnheit ihres Vaterlandes gemäß. Ein Meeting in Rom! Man denkt nicht daran! Das wäre das Ende der Welt. Der englische Episcopat, in seiner Majorität stets sehr papistisch, machte zu seinem Erstaunen die unangenehme Erfahrung, von dem berühmtesten

Theologen Großbritanniens ganz unbeachtet gelassen zu werden. „Dank den beglaubigten Organen des römischen Hofes“, schrieb der Pater Newman in einem merkwürdigen Briefe, „bringt der bloße Name der öcumenischen Concils nichts als Furcht und Schrecken hervor. Bis auf diesen Tag wurden die Concile berufen, um irgend eine große Gefahr von der Kirche abzuwenden, und das, was im Vatican tagt, hat eine ernste Gefahr heraufbeschworen.“ Die deutsche Kirche schien bis zum Ende Widerstand leisten zu wollen. Die Popularität Döllingers steigerte sich. Der Doctor Michelis, sein würdiger Nacheiferer, klagte das Postulatum der Unfehlbarkeit an als „ein Werk der Spitzfindigkeit, Leidenschaft und Lüge, dessen Wirkung eine beklagenswerthe Reaction des jesuitischen Parteigeistes gegen den wahren Geist der Kirche sein würde, eine Calamität für die Religion und für die Menschheit“. Drei deutsche Bischöfe, darunter zwei Cardinäle, haben ihre Ansichten in sehr freimüthigen Schriften ausgesprochen. Den Brief Hefeles über Honorius haben wir bereits erwähnt. Der Cardinal v. Schwarzenberg schloß seine Schrift de summi pontificis infallibilitate personali mit folgenden Worten: „Neben den hl. Petrus, den Fürsten der Apostel, stellen wir St. Paulus, den Apostel der Heiden; ihr Lehramt findet sich ungetrennt in dem Primat Petri und in dem über die ganze Erde verbreiteten Episcopat wieder. — Wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden, spricht der Herr. Als Bonifacius die Macht des hl. Stuhls über die weltlichen Regierungen feierlich erklärt hatte, war die Kirche für lange Zeit in jammervoller äußeren Lage. Muß man nicht fürchten, daß, wenn die geistliche Macht des hl. Stuhls jetzt über das rechte Maß erhoben wird, es zu den unerforschlichen Rathschlüssen Gottes gehören könnte, ihn in seiner geistlichen Stellung zu erniedrigen und viele Geister ihm abwendig zu machen?“ Der Cardinal Rauscher, der Vater des berüchtigten österreichischen Concordats, stieß einen wahren Alarmschrei aus. „Die Annahme der Formel“, sagt er, „wäre ein handgreiflicher Widerspruch gegen das Wesen der alten Kirche; sie könnte sich nicht mehr auf das berufen, was in den Zeiten der Trübsal ihre Zuflucht war; der hl. Stuhl würde in der Versammlung der Bischöfe keine Stütze mehr haben.“ Man weiß von den Bischöfen Stroßmayer und Haynald, wie die Stimmungen

in Ungarn waren. Die königliche Regierung hatte einen Augenblick daran gedacht, die Bischöfe zurückzurufen; sie forderten dagegen, daß man ihnen alle die zuschicken möchte, welche in ihren Diöcesen geblieben waren. Die dritte Partei mit ihren unbestimmten elastischen Formeln, die nichts entscheiden und den päpstlichen Absolutismus durch Zweideutigkeiten fördern mußten, hatte gegen Ende des Concils jeden Grund der Existenz verloren. Anders war es mit den 140 Bischöfen des Gegenpostulatums. Sie hatten für sich das Wissen, die Beredtsamkeit, die Vernunft und auch die Zahl; denn sie vertraten die ersten Diöcesen der katholischen Christenheit. Die Majorität der Infallibilisten hatte 580 Stimmen, die sich folgendermaßen vertheilten: 50 Cardinäle, 100 widerrufliche apostolische Vicare, 50 Ordensgenerale und Aebte mit der Mitra, mehr als 100 Bischöfe der Propaganda, 270 Italiener, von denen 143 den päpstlichen Staaten angehörten. Diese Majorität war wie ein Mann, weil sie einem einzigen Manne, dem Papste, angehörte, der ihr durch die Annahme des Postulatums und besonders durch ihre Bevorzugung bei der Frage von der Unfehlbarkeit im Voraus Recht gegeben hatte.

Wie es mit der Discussion auf dem Concil bestellt war, können wir uns vollkommen vorstellen, weil die meisten der Redner, welche gehört wurden, zuvor schon in der einen oder andern der erwähnten Schriften ihre Ansicht ausgesprochen hatten. Aus allem, was man über die Discussion erfahren konnte, geht hervor, daß sie gründlicher war, als man anfangs hätte glauben sollen. Die bedeutendsten Redner der Opposition sprachen energisch. Der Cardinal Schwarzenberg scheute sich nicht, an das Gedächtniß des Johannes Hus zu erinnern, als Drohung eines Schismas in Ungarn. Man weiß, daß nach der gewaltsamen Unterbrechung einer Rede Maret's die Majorität für den Schluß der Generaldebatte stimmte. Die Minorität war getheilt. Mehrere französische Bischöfe verlangten, daß man das Concil mit einem Protest verlasse. Die deutschen drangen darauf, daß man bis zum Ende kämpfe, und die Debatte über die Artikel begann wieder mit neuer Heftigkeit. Dupanloup vertrat Bossuet und die Kirche Frankreichs gegen die unwürdigen Angriffe Valergas, des Patriarchen von Jerusalem, und mit ihm die meisten opponierenden französischen Bischöfe. Die mächtige Stimme Stroß=

mayers ließ sich noch einmal von jenem Ambon vernehmen, von dem man ihn vor einigen Monaten herabzusteigen genöthigt hatte. Man hatte die freudige Ueberraschung, zu sehen, wie ein römischer Cardinal, Guidi, Erzbischof von Bologna, ein Anhänger des Königreichs Italien, die Sache der Gegner der Unfehlbarkeit mit seltener Kraft führte. Die Minorität des Concils wußte vollkommen, daß die Discussion nichts als eine Parade war, und daß eine compacte Majorität im Voraus für das Dogma gestimmt hatte. Die letzte Generalversammlung fand am 13. Juli statt. Das Schema von der Unfehlbarkeit wurde zum letztenmal gelesen. Wir geben hier den Text, so wie er dem Concil an jenem Tage mitgetheilt wurde:

„Daher der von Anfang des christlichen Glaubens befolgten Tradition treu anhangend, zur Ehre Gottes unsers Heilandes, zur Erhöhung der katholischen Religion und zum Heil der christlichen Völker, unter der Zustimmung des hl. Concils, lehren und definieren wir als von Gott geoffenbartes Dogma: daß der römische Oberpriester, wenn er ex cathedra redet, d. i. wenn er das Amt eines Hirten und Lehrers aller Christen verwaltend, gemäß seiner höchsten apostolischen Autorität eine von der ganzen Kirche zu beachtende Glaubens- oder Sittenlehre definiert, unter dem göttlichen Beistande, der ihm in dem hl. Petrus verheißen ist, die Unfehlbarkeit besitzt, womit nach dem Willen des göttlichen Erlösers seine Kirche bei der Definierung einer Glaubens- und Sittenlehre ausgerüstet sein soll, und daß daher die Definitionen des römischen Oberpriesters aus sich selbst unverbesserlich sind.

Wenn aber einer sich unterfängt, dieser unserer Definition zu widersprechen, was Gott verhüte, der sei Anathema." *)

Bis zum 18. Juli, dem Tage der feierlichen Proclamation fand keine Discussion mehr statt. Wie groß war das Erstaunen

---

*) Itaque Nos traditione a fidei christianae exordio perceptae fideliter inhaerendo ad Dei Salvatoris nostri gloriam, religionis catholicae exaltationem et christianorum populorum salutem, sacro approbante concilio, docemus et divinitus revelatum dogma esse definimus: Romanum pontificem, cum ex cathedra loquitur, i. e. cum omnium christianorum Pastoris et Doctoris munere fungens, pro suprema sua apostolica auctoritate doctrinam de fide vel moribus ab universa ecclesia tenendam definit, per assistentiam di-

der Minorität, als man zur Schlußabstimmung eine neue und im ultramontanen Sinne besonders verschärfte Formel vorlegte! Der am 13. Juli vorgelegte ursprüngliche Text enthielt die Stelle, „die Definitionen des römischen Oberpriesters seien aus sich selbst unverbesserlich". Die definitive Formel war so verändert: „die Definitionen des römischen Oberpriesters seien aus sich selbst, nicht aber durch Zustimmung der Kirche unverbesserlich" (ex sese, non autem ex consensu ecclesiae). Wir würden nie an ein solches Auskunftsmittel, welches bei jedem anständigen Parlament als eine Ungeheuerlichkeit betrachtet worden wäre, geglaubt haben, wenn die Thatsache nicht durch das Rechtfertigungsschreiben des Doctors Friedrich an den Erzbischof von München bezeugt wäre. Er erklärt, im Decret über die Unfehlbarkeit befinde sich die von dem Concil nicht discutierte Interpolation: non autem ex consensu ecclesiae, welche die Majorität in der Zwischenzeit zwischen der letzten Generalversammlung vom 13. Juli und der öffentlichen Sitzung am 18. desselben Monats eingeschoben habe. Der Erzbischof sei nach München zurückgekehrt, ohne diesen Umstand zu kennen, und habe den von Allen so verehrten nnd zugleich von ihm mit der großen Excommunication belegten Mann, den Stiftspropst Döllinger, gebeten, ihm die Sache zu erklären.

Selbst der Ceremonie der Proclamation des neuen Dogmas fehlte es an Würde. Die Zahl der Väter war sehr zusammengeschmolzen; es waren ihrer nur noch 534. Die bedeutendsten Häupter der Minorität waren abgereist. Der Tag war regnerisch wie der 8. December; im großen Momente waren keine leuchtenden Sonnenstrahlen zu erwarten, welche die Stirn des Unfehlbaren mit einem Glorienschein geschmückt hätten. Als man zur Abstimmung kam, constatierte man die Abwesenheit von 22 französischen Bischöfen, darunter der Erzbischof von Paris, von 10 Ungarn, unter diesen

---

vinam, ipsi in beato Petro promissam, ea infallibilitate pollere, qua divinus Redemptor ecclesiam suam in definienda doctrina de fide vel moribus instructam esse voluit, ideoque ejusmodi Romani pontificis definitiones esse ex sese irreformabiles.

Si quis autem huic nostrae definitioni contradicere, quod Deus avertat, raesumpserit, anathema sit.

Stroßmayer, von 9 Deutschen, darunter der Cardinal Schwarzenberg und andere. Ein Italiener, der Bischof von Cajazzo, hatte den Muth, in den Hallen der Peterskirche das furchtbare: Non placet! erschallen zu lassen. Nur Einer folgte ihm, Bischof Fitzgerald von Little Rock. So stark war die Finsterniß in der Basilica, daß man dem Papste eine Kerze hinhalten mußte, um seine eigene Apotheose lesen zu können. Der Platz der Peterskirche war fast leer. Einige Mönche schrieen: Evviva! Die Nonnen warfen sich nieder und riefen: Padre mio. So sah man bei finsterem Himmel, der jedoch weniger düster war als der politische Horizont, an welchem sich schon der Donner des Kriegs vernehmen ließ, in Erfüllung gehen, was Lacordaire in seiner Glanzzeit eine große Unverschämtheit gegen Jesum Christum genannt hatte.

---

## Neuntes Kapitel.

### Die politischen und religiösen Folgen des Concils. Der Congreß in München.

### I.

Kaum hatte das Concil die feierliche Sitzung gehalten, in welcher das Dogma von dem unfehlbaren Lehramt proclamiert wurde, als der erste Kanonendonner des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland alle Debatten in Europa übertönte. Das Unglück der französischen Armee verursachte in Rom ein eben so großes Staunen als in Paris. Das Papstthum wußte, daß sein Geschick an das der französischen Heere gebunden war. Der Abmarsch unseres kleinen Occupationsheeres würde nicht hingereicht haben, die päpstliche Stadt an Italien preiszugeben, wenn unsere Fahne siegreich gewesen wäre. Ihr bloßer Schatten hätte die weltliche Macht des Papstes gesichert. Italien hätte in dem Bestande oder dem Wachsthum unserer Macht Gründe genug für die Beobachtung der Convention vom September 1859 gefunden. Diese Bastard-Convention, welche von Victor Emanuel forderte, daß er die wachsame Schildwache des weltlichen Papstthums gegen die Einfälle der Italiener sei und selbst die politischen Leidenschaften bändige, welche die mit ihrer Unterdrückung beauftragte Armee beseelten, hatte keine anderen Bürgschaften als unsere Erfolge. Die Regierung von Florenz erklärte sie gleich nach unserer ersten Niederlage für aufgehoben. Mit welcher Eile sie diese benutzte, kann man aus der Schrift Jules Favres über die Verhandlungen zwischen Visconti Venosta und der Republik über diesen wichtigen Gegenstand ersehen. Diese duldete nur, was sie nicht verhindern konnte, aber ohne irgendwie einen Act zu bestätigen, dem man nicht mit Würde zustimmen konnte. Jene Eile macht mehr

der Gewandtheit als dem Edelmuth unseres ehemaligen Verbündeten Ehre. Freilich hatte die kaiserliche Politik Italien gegenüber das doppelte Spiel gespielt, was ihr überall die höchste Klugheit schien. Unfähig eines ehrenwerthen, mit Entschlossenheit verfolgten Gedankens, immer darauf bedacht, sich Rückzüge und Ausflüchte offen zu halten, um nach Belieben alle günstigen Gelegenheiten zu benutzen, regierend, wie man eine Verschwörung anzettelt, hatte es der Hof der Tuilerien dahin gebracht, bald Florenz, bald Rom zu reizen und mit seinen widersprechenden Intrigen bei den Anhängern der Einheit Italiens und bei den Stützen des alten Regiments gleiches Mißvergnügen zu erregen. Indessen überstiegen die von Frankreich geleisteten Dienste so sehr sein begangenes Unrecht, daß man sich eines Unwillens nicht erwehren kann, wenn man sieht, wie Italien nur daran dachte, das Uebermaß des Unglückes Frankreichs auszubeuten und in Frankreichs Mißgeschick die Vollendung des nationalen Gebäudes zu suchen, dessen erster Stein nicht ohne Frankreich gelegt worden war. Das Blut der französischen Soldaten war der beste Kitt gewesen. Wir verlangen nichts Unmögliches; die Regierung Victor Emanuels konnte für sich allein den Kampf zu unsern Gunsten nicht übernehmen. Aber zwischen einer ritterlichen Thorheit und einer Politik egoistischer Berechnung gibt es immer eine Mitte. Die thätige, wirkliche Sympathie findet immer Mittel, sich kund zu geben. Sie kann es wenigstens versuchen, einer in bösen Tagen befreundeten Nation Unterstützung zu gewähren. Für diese ist es eine Stärkung und ein Trost, zu erfahren, daß sie nicht von denen kalt verlassen wird, auf die sie zu rechnen berechtigt war. Italien hatte keine Zeit, Frankreich die Hand zu reichen; es hatte eine Beute zu ergreifen, und unmittelbar nach Sedan faßte es den Entschluß, sich Roms zu bemächtigen. Wir wissen wohl, daß es sich auf die politische Nothwendigkeit, auf das Drängen der äußersten Parteien berief, die sonst auf eigene Hand den Streich ausgeführt haben würden. Es zog vor, es selbst zu thun, um ihnen nicht den Vortheil davon überlassen zu müssen. Seine Haupttaktik war, ihre Gewaltsamkeit zu umgehen, und um die Wirkung derselben zu vermeiden, an ihre Stelle zu treten. Schnell und fast ohne einen Schlag zu thun, hat es sein Werk vollbracht, mit Hülfe der ihm zur Verfügung stehenden

mächtigen militärischen Mittel, das Werk des von den Garibaldianern ersonnenen Raubes.

Man weiß, was wir von der weltlichen Macht des Papstes halten. Wir haben gezeigt, daß sie, so lange sie von einer fremden Macht aufrecht erhalten wurde, eine fortdauernde Verletzung des öffentlichen Rechts war, ganz abgesehen von den darin liegenden Anomalieen in religiöser Hinsicht. Allein das ist kein Grund, das öffentliche Recht zu verletzen in der Art und Weise, wie man jene ungerechte Macht stürzte, und alle Mittel der Zerstörung gut zu finden. Sobald der letzte französische Soldat den Boden der päpstlichen Staaten verlassen hatte, mußte man diese sich selbst überlassen. Gewiß hätte das römische Volk das so sehr verwünschte Joch nicht lange ertragen. Es war in seinem Rechte, wenn es dasselbe zerbrach, nachdem man ihm jedes Zugeständniß verweigert hatte. Ein Aufstand hätte das rechtmäßige Eingreifen Italiens veranlaßt; denn es ist wenig wahrscheinlich, daß die Sache in Rom selbst entschieden worden wäre. Die fremden Freischaaren würden einen blutigen Kampf veranlaßt haben, dessen Verlängerung auf jede Weise hätte verhindert werden müssen. Die Lösung der römischen Frage wäre dann freilich mörderischer, aber normaler gewesen; sie hätte nicht den Charakter einer Eroberung gehabt, welche zu unaufhörlichen Vergeltungen Anlaß gibt. Weil ich einmal am Bedauern und Wünschen bin, so hätte ich gewünscht, daß Italien weise genug gewesen wäre, seine Hauptstadt nicht nach Rom zu verlegen. Trotz aller Garantiegesetze wird das Gegenüberstehen des Papstthums und des Königthums gefahrvoll sein. Es war leicht, Rom durch municipale Einrichtungen und durch Gewährung des Rechts der Vertretung im Parlament für das große Vaterland zu gewinnen. Die dem heil. Vater bewilligten gerechten Vorrechte hätten dann ihre volle Wirkung gehabt, und die katholische Welt würde sich früher oder später zufrieden gegeben haben. Rom ist vermöge seiner klimatischen und sogar vermöge seiner ästhetischen Verhältnisse nicht geeignet, die geräuschvolle Hauptstadt eines modernen Staates zu werden. Mit der Erhaltung von Florenz als Mittelpunkt des politischen Lebens war alles zu gewinnen. Die Verlegung nach Rom war eine Reizung der politischen Leidenschaft und Phantasie, — ein beklagenswerther Fehler.

Wie sehr wir auch die Art und Weise des Falls der weltlichen Macht des Papstthums beklagen und tadeln mögen, er ist geschehen. Gewiß haben ihm in Rom selbst alle die zugejauchzt, die nicht im Dienste des Papstes gestanden, und ganz Europa mit Ausnahme Frankreichs, was seinen Vorbehalt aussprach, hat die vollendete Thatsache angenommen. Die Gesandtschaften aller Länder wurden ohne irgend einen Protest von Florenz nach Rom verlegt. Die Proclamation der päpstlichen Unfehlbarkeit hat ganz gewiß jene Annahme begünstigt; denn es gibt keine katholische Macht, die darin nicht eine fortwährende Drohung gegen die Regierungen gefunden hätte. Ein unfehlbarer Herrscher, der von Millionen in allen Ländern verbreiteten Gläubigen als Herr anerkannt wird, ohne daß er seine, von ihm für göttlich gehaltenen, Ideen irgendwie mildert, ist gewiß die furchtbarste Macht für alle modernen Staaten, deren erklärter und unversöhnlicher Feind er überdieß ist. Mit einer solchen Autorität ist eine Verhandlung unmöglich. Das Absolute verträgt sich nicht mit dem Relativen und Zufälligen; es bleibt immer das Absolute und fühlt sich durch kein Uebereinkommen gebunden.

Darin liegt der Grund, weßhalb der Plan einer europäischen Conferenz zur Ordnung der Lage des Papstthums und zur Sicherung seiner Unabhängigkeit trotz der aufrichtigen Anstrengungen Oesterreichs und Italiens nicht zu Stande kommen konnte.*) Der Cardinal Antonelli, treu der Logik seines politischen Systems, hat jede Unterhandlung, welche nicht mit der Anerkennung der Integrität der früheren Besitzungen des hl. Vaters begänne, als ein Sacrilegium zurückgewiesen. Das ist die Theorie, nach welcher das göttliche Recht von den Personen auf die Territorien übergeht. Der Minister der französischen Republik hat sich mit gutem Grunde geweigert, auf ein diplomatisches Verfahren einzugehen, das gewiß scheitern mußte. Vergebens hat das italienische Parlament das liberalste Gesetz angenommen, was je zu Gunsten der Kirche gegeben wurde. Vergebens hat dieses Garantie-Gesetz die Unverletzlichkeit der Person des hl. Vaters in das Grund-Statut aufgenommen, ihm die Rechte eines unabhängigen Herrschers zuerkannt, alle Hindernisse

---

*) Vgl. Jules Favre, Rome et la République française.

seines freien Verkehrs mit der Christenheit beseitigt und ihm ein Einkommen von mehr als drei Millionen zugesichert. Vergebens hat es der katholischen Kirche die größten Freiheiten zugestanden, indem es für den Staat auf das Recht der Ernennung der Bischöfe und der Erlaubniß zur Publication der Bullen verzichtete. Der Papst hat mit der Encyclica vom 25. Mai 1871 geantwortet, welche das Garantie-Gesetz als einen verbrecherischen Eingriff in seine Rechte denunciert. „Ist nicht selbst die Gewährung der Garantieen, wovon wir reden", sagt der hl. Vater, „ein schlagender Beweis, daß man sich anmaßt, uns Gesetze aufzuerlegen, uns, denen von Gott die Macht gegeben ist, hinsichtlich der moralischen und religiösen Ordnung Gesetze zu geben, uns, die wir zu Auslegern des natürlichen und göttlichen Rechts im ganzen Gebiete des Weltalls verordnet sind." Diese in dem, der römischen Curie eigenen, gereizten und seufzenden Style weitläufig ausgeführten Worte zeigen uns, bis wohin der Anspruch auf Unfehlbarkeit geht; er umfaßt das ganze sittliche Gebiet, das Naturrecht eben so sehr als das Gebiet des Glaubens. Der Gott des Vatican nimmt die Sache im Ernst; er hält sich für die immer lebendige und universelle incarnierte Offenbarung. Mit einem Gotte unterzeichnet man keinen Vertrag, man beugt sich anbetend vor ihm, oder man läßt ihn in seinem Olymp, ohne sich über ihn zu beunruhigen. In diese Lage wurden die europäischen Regierungen gebracht, selbst die am meisten katholischen, weil sie, nicht im Stande, zur Wiederherstellung des römischen Staates einen Kreuzzug zu unternehmen, dem Papste keine Genugthuung geben konnten. Sie waren genöthigt, seine Anathemen fallen zu lassen, wie man den Regen erträgt; sie betrachteten es als ein langweiliges nothwendiges Uebel der Jahreszeit, wogegen man eine Maßregel ergreifen muß. So ist die Haltung Oesterreichs, Spaniens und Bayerns. Letzteres ist sogar, wie wir sehen werden, zum Angriff gegen die ultramontanen Anmaßungen übergegangen. In Frankreich hat die klericale Partei einen großen Petitionssturm zu Gunsten der weltlichen Macht des Papstes unternommen. Die Bischöfe gaben das Signal dazu. Die ultramontane Kirche hat sich durch ein solches Unternehmen in solchem Moment selbst gerichtet. Da ist ein Volk vom größten Unglück gebeugt; es ist vor unseren

Augen wie der verlorne Sohn, sein Purpur zerrissen und ganz blutig von seinen Wunden. Das ist die entscheidende Stunde, wo es alles wiederfinden könnte, wenn es Buße thäte und zu Gott zurückkehrte, während es rettungslos verloren ist, wenn es sich von ihm entfernt. Die, welche sich bei ihm für Stellvertreter des Himmels ausgeben, erheben ihre Stimme. Sie werden ohne Zweifel von Gnade reden, werden ihm das Kreuz zeigen, an welchem alles im Voraus vergeben und wieder gut gemacht ist. Nein, sie reden nur von einem elenden Stück Land, welches der angebliche Stellvertreter des Königs mit der Dornenkrone gern wieder haben möchte. Wenn der Versuch der Bischöfe in politischer Hinsicht gescheitert ist, so hat er doch nur zu sehr die Mißverständnisse gesteigert, welche Frankreich in's Verderben stürzen, indem sie es der Religion entfremden, die es nur noch als Travestie kennt. Den ultramontanen Petitionen fehlte die Aufrichtigkeit. Abgesehen von einigen unklugen Worten, welche mit der Heftigkeit des Fanatismus ihre wahre Bedeutung kund werden ließen, schienen sie sich auf eine diplomatische Action oder, besser gesagt, auf einen diplomatischen Bruch mit Italien zu beschränken. Offenbar wäre dann der Krieg die nothwendige und unvermeidliche Folge gewesen. Wer in der unglücklichen Lage Frankreichs die Möglichkeit eines solchen Abenteuers annimmt, muß den einfachsten Patriotismus mit Füßen treten und sein Land den Leidenschaften der Secte opfern, wie die Internationale es seinem Hirngespinste opfern will. Kein Parlament kann solcher Thorheit seine Zustimmung geben, auch wenn der Ultramontanismus unter seinen Mitgliedern die eifrigsten Anhänger hätte. Ungeachtet zweier in der Sitzung der Nationalversammlung vom 22. Juli 1871 erstatteten günstigen Berichte, mußten sich denn auch die Petitionen zu Gunsten der weltlichen Macht des Papstes mit einer ganz platonischen Ueberweisung an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten begnügen.

Es war eine ganz merkwürdige Sitzung. Durch eine Ironie des Schicksals war es dem Staatsmanne, der in der Vertheidigung der weltlichen Macht des Papstes den schönsten rednerischen Erfolg errungen hat, beschieden, für das Begräbniß derselben mit Specereien und Ehren zu sorgen. Die Erklärungen des Präsidenten Thiers über die Unmöglichkeit, etwas Wirksames zur Wiederherstellung der Ver-

gangenheit zu versuchen, machten im Voraus die Ueberweisung der Petitionen an den Kriegsminister zu nichte. Der Bischof von Orleans, welcher nach ihm die Tribüne bestieg, vollendete nur die Ceremonie, indem er die Leichenpredigt hielt. In Uebereinstimmung mit dem Präsidenten hinsichtlich der Unmöglichkeit, Italien zum Verlassen Roms zu zwingen, erkannte er an, daß man für den Augenblick nur ein De profundis der weltlichen Macht des Papstes singen könne. Er stimmte es an mit weithin schallender Stimme, mit mehr Ueberzeugung, als man hätte vermuthen sollen nach seinen Verdrießlichkeiten mit dem Papstthum zur Zeit des Concils, als er seine Correspondenzen den Posten des schändlichen Italiens anvertrauen mußte, damit sie nicht in die Hände der engelgleichen Diener der römischen Curie fielen. Allein alle seine Beredtsamkeit war nichts als eine jener mit Silber belegten Stickereien, womit man einen Sarg zudeckt. Der Todtenschein wurde vom Univers in Person abgefaßt. Dieses Journal sorgte dafür, daß jede Täuschung hinsichtlich der einmüthigen Ueberweisung der Petitionen an eine Behörde, welche die diplomatische Action für eben so unmöglich erklärte als die militärische, schwinden mußte. „Die fast einmüthigen Stimmen der Presse vom 22. Juli“, sagt Veuillot, „bestätigen unsere Ansicht. Man braucht sich keine Illusion mehr zu machen: die Sache der weltlichen Gewalt ist in der Nationalversammlung verloren. Mit eben so viel Schmerz als Wahrheit erkennen wir es an. Alle unsere Hoffnungen sind zu Schanden geworden. Die letzte Stütze fehlt dem Papstthum in der einzigen Nation, auf die es rechnen konnte. Die schönen Reden helfen wenig; eine zweideutige Abstimmung bedeutet nichts. Nach menschlicher Ansicht ist es zu Ende.“

Das Univers hört aber doch nicht auf, wider alle Hoffnung zu hoffen. Es hat einen neuen Petitions-Kreuzzug mit beinahe 60,000 Unterschriften veranlaßt, um dießmal gradezu den diplomatischen Bruch mit Italien zu verlangen. Dieser neue Versuch wurde ermuthigt durch die 46 Deputierten, welche eine anonyme Zustimmung zu der Adresse v. Belcastels an den hl. Vater schickten.

Die charakteristischeste Stelle wollen wir daraus mittheilen.

„Die unterzeichneten Mitglieder der französischen Nationalversammlung protestieren aus allen Kräften ihrer Seele und möchten

wünschen, daß die Regierung ihres Landes durch eine fortdauernde diplomatische Demonstration gegen die ruchlosen Gewaltthätigkeiten Italiens hinsichtlich des hl. Stuhles Protest erhöbe. Nach ihrer Ansicht ist die Protection aller bei der heiligen Unabhängigkeit der Kirche interessierten Mächte die gemeinsame Pflicht dieser Mächte, wie sie die friedliche Bürgschaft ihres Zusammenwirkens sein würde.

„Sie behaupten lauter als je den unverletzlichen Rechtsanspruch Ew. Heiligkeit auf die priesterliche Königswürde, das Werk Gottes durch die Hand der Franken, die auch heute noch wie gestern das Sinnbild der geistlichen Königswürde Jesu Christi und das nothwendige Unterpfand der Freiheit der katholischen Gewissen ist.

„Sie glauben fest an das Privilegium der Unfehlbarkeit, welches stets dem Apostel Petrus in der Person seiner Nachfolger zukam, und welches die allgemeine Kirche durch die Stimme der vaticanischen Väter so eben glorreich proclamiert hat. Sie bekennen in Folge dessen ihre unbedingte Anhänglichkeit an die Lehrautorität der Encyclica über die wesentlichen Beziehungen der bürgerlichen Gesellschaft zur religiösen.

„Sie sind tief davon überzeugt, daß die Revolution unter verschiedenen Formen der Hauptfeind der Kirche und der Menschheit ist. Sie sind entschlossen, mit Gottes Hülfe sie allenthalben und zu allen Zeiten mit der ganzen Kraft ihres Geistes und Willens zu bekämpfen.

„Sie hoffen als das einzige Heil der Zukunft die Anerkennung der vollen Freiheit der Lehre der katholischen, apostolischen und römischen Kirche, der Mutter und Wohlthäterin der Völker, von Seiten der bürgerlichen Gesellschaft."

Dieser bezeichnenden Demonstration, so wie der neuen Petition der ultramontanen Partei wollen wir nur die wenigen Worte entgegenhalten, die wir im vorigen Juli bei Gelegenheit einer parlamentarischen Versammlung über diesen wichtigen Gegenstand gesprochen haben: „Die bischöfliche Petition ist der unzeitgemäßeste Act, den man sich vorstellen kann. Das ist sie vom Gesichtspunkte des französischen Interesses. Wenn sie unter den gegenwärtigen Umständen den Krieg veranlaßte, so verdiente sie verbrecherischer Narrheit beschuldigt zu werden. Verlangt sie eine bloße diplomatische Action,

dann stellt sie sich außer den Bereich aller Möglichkeit; denn es gibt keine europäische Macht, die geneigt wäre, auf eine Unterhandlung auf solcher Basis einzugehen. Was für einen Vortheil findet man darin, daß Frankreich sein Schwert ziehe, da es augenblicklich in seinen Händen zerbrochen ist? Daß wir einen berechtigten Unwillen empfinden, wenn wir erwägen, wie Italien unser Unglück benutzt hat, um sich Roms zu bemächtigen, ist begreiflich; wir erkennen an, daß die weltliche Macht des Papstes gefallen ist, wie sie erhalten wurde, durch eine Verletzung des Rechts, d. h. durch das Eingreifen einer fremden Macht. Wir hegen nur Ehrfurcht vor der Person des Papstes, der mit der dreifachen Hoheit des Alters, des Unglückes und der Tugend geschmückt ist. Wir begreifen, daß man alle Mittel aufsucht, seine Unabhängigkeit zu sichern, und man würde sie gewiß leichter außer der weltlichen Macht finden, welche alle Regierungen mit Mißtrauen erfüllte und sie zu den Vorsichtsmaßregeln der Concordate nöthigte. Allein Frankreich könnte die weltliche Macht des Papstes nicht wiederherstellen, ohne den großen Pact von 1789 zu zerreißen, der Allen die religiöse Freiheit zusichert; denn so würde es die Staatskirche wieder einführen; es würde wieder die älteste Tochter der Kirche werden, was es seit der Revolution nicht mehr war. Es ist für die lateinischen Völker die Mutter des modernen Rechts; das ist eine erhabenere und christlichere Rolle. Man merke wohl, wenn es eine solche Politik verfolgte, so würde es nicht einmal den ganzen Katholicismus vertreten; denn es ist gewiß, daß er hinsichtlich dieser Frage sich theilt, und daß seine liberalste Partei von der weltlichen Gewalt nichts wissen will. Man rede nicht von dem Interesse der Religion. Ihr kann unmöglich durch eine Ungerechtigkeit und dadurch, daß die Unabhängigkeit der Kirche auf die Knechtung eines Volkes sich stützt, gedient werden. Ihr wollt die religiöse Idee heben und ihr zum Siege über den Materialismus verhelfen, und ihr glaubt dadurch zum Ziele zu gelangen, daß ihr sie selbst materialisiert! Die Glieder der Christenheit an eine Gebietsfrage binden, ist reiner Materialismus." Jede andere Bemerkung wäre überflüssig.

Der Sturz der weltlichen Macht des Papstthums, der für jeden, der nicht seine Wünsche für Hoffnungen hält, unabänderlich ist, muß die Aufhebung der Concordate, die alle vom Standpunkte

der alten Ordnung der Dinge geschlossen sind, mit logischer Nothwendigkeit im Gefolge haben. Sie enthalten zahlreiche Beschränkungen der Freiheiten der Kirche, welche einem souveränen Papste gegenüber berechtigte Vorsichtsmaßregeln waren. Seine Königswürde dürfen sie nicht überleben. Die politischen Beziehungen der Kirche zum Staate werden nothwendig revidiert und modificiert. Hoffen wir, daß sie lediglich die Reform erfahren, welche hinreicht, sie für immer zu beseitigen. Das ist das einzige Garantie-Gesetz, welches die Freiheit der Religion sichert, indem es der heutzutage bei der Spaltung der Geister empörenden Ungerechtigkeit ein Ende macht, welche die verschiedensten Ansichten zwingt, die von ihnen verworfenen Institutionen aufrecht zu halten. „Ein schöner Zustand der Kirche", sagen wir mit Pascal, „wenn sie nur von Gott abhängig ist." Das ist das einzige Mittel, in ihrer eigenen Freiheit die aller Gewissen zu sichern! Solche Reform, mit aller individuellen Schonung und allmählich durchgeführt, ist die einzige genügende Lösung der römischen Frage, welche die Qual und die Klippe unserer Politik war, indem sie zugleich dazu beitrug, die religiöse Frage selbst erheblich zu entstellen. Eine große Petition zu Gunsten der Trennung der Kirche vom Staate wäre ein heilsames Correctiv der Petition der Ultramontanen. Vergessen wir nicht, daß, abgesehen von den Gründen des politischen Rechts und der socialen Gerechtigkeit, diese Trennung die nothwendige Bedingung der neuen religiösen Reform ist, worauf heutzutage alles hindrängt, wie eine unparteiische Betrachtung der Folgen des Concils zeigen wird.

## II.

Der 18. Juli ist ein eben so verhängnißvolles Datum für den Katholicismus, wie der Tag, da Luther seine Thesen an die Thüre der Schloßkirche in Wittenberg schlug. Dießmal vollzieht der Katholicismus selbst eine Revolution, deren Folgen ihn zu einem entschiedenen Bruch mit der modernen Menschheit führen müssen. Indem er der Zukunft den Rücken wendet, bricht er nicht minder mit der Vergangenheit; denn der entsetzliche Irrthum, den er zum Dogma macht, und der nach der Ansicht seiner Führer ein unübersteiglicher Damm für den Geist der Freiheit und des Fortschritts sein soll, ist

eine trotz der echtesten Tradition und mit der thörichten Verwegenheit wüthendster Revolutionäre proclamierte kühne Neuerung. Die religiösen Folgen der Proclamation der Unfehlbarkeit des Papstes werden vielleicht einige Zeit brauchen, sich zu entwickeln, während wir in der vollen politischen Krise sind; allein nichts wird sie aufhalten. Die bedenklichste wird die sein, daß sie in den Ländern der lateinischen Völker die Versöhnung zwischen den neuen Geschlechtern und der Religion fast unmöglich macht.

In Frankreich und Italien glaubt der freie Gedanke mit der Verwerfung des Christenthums überhaupt, ohne Unterscheidung seines Wesens und der es überladenden und entstellenden Institutionen, seine Unabhängigkeit bezeugt zu haben. Gewöhnlich nimmt er eben so bereitwillig wie die unverständige Frömmigkeit den Anspruch des Katholicismus hin, die wahre und reine christliche Ueberlieferung zu sein. Sehr unwissend in der Geschichte und in der religiösen Kritik, hält er die Verirrung des Princips für das Princip selbst. Und je radicaler diese Verirrung ist, desto mehr hält er sich für berechtigt, das Evangelium mit Verachtung zurückzuweisen. Was in den gebildeten Klassen ein Skepticismus von gutem Tone ist, wird in den Volksklassen zu einem fast wüthenden Atheismus. Das ist die wahrhaft tragische Seite des vaticanischen Concils, welches es für zeitgemäß gehalten hat, einem so wenig zum Glauben geneigten Jahrhunderte wie das unsrige ein Bild des Christenthums vorzuhalten, woran Vernunft und Gewissen in gleicher Weise Anstoß nehmen. Furchtbare Verantwortlichkeit für die, die es bis zu solchem Uebermaß getrieben haben; eine vielleicht furchtbarere noch für die, welche, nachdem sie es mehr als irgendeiner gefürchtet, nur schweigen und seufzend sich unterwerfen können!

Es sei uns gestattet, bei dieser allgemeinen Ueberwältigung des liberalen Katholicismus in Frankreich einen Augenblick zu verweilen. Abgesehen von einer einzigen Stimme, welche nicht aufgehört hat zu protestieren mitten in Beschimpfungen und trotz der blinden und unversöhnlichen Verfolgung der intoleranten Frömmigkeit, die es rings um ein großes Herz öde macht und es mit tausend scharfen Pfeilen durchbohrt, schien der ganze französische Katholicismus sich willig unter den Hirtenstab des unfehlbaren Papstes zu beugen. Gegen

die rohe Freude des triumphierenden Fanatismus wurde kein Protest erhoben. Daß die Gläubigen das neue Dogma angenommen haben, ohne eine Miene zu verziehen, ist nicht auffallend bei ihrer Unwissenheit in der Religion und bei der ihnen beigebrachten Gewohnheit der blinden Unterwerfung. Im siebenzehnten Jahrhundert wären am Hofe und in der Stadt in Folge eines so bedeutenden religiösen Ereignisses wie das vom 18. Juli 1870 heftige Debatten entstanden. An der tiefen Stille der französischen Gesellschaft kann man den hohen Grad ihres religiösen Indifferentismus erkennen. Der Tod discutiert nicht, er ist eben der Tod. Das ist ein armseliger Triumph. Unser Klerus war mit der in den Seminaren erhaltenen Unterweisung im Ganzen vollkommen unfähig, die Bedeutung der Neuerung, deren Annahme man von ihm forderte, zu begreifen. Der ihm ertheilte Unterricht kann bisweilen den Schein der Gelehrsamkeit haben, allein mit der Wissenschaft hat er nichts zu thun. Es ist eine handwerksmäßige Theologie; eine schwerfällige, unverdauliche Scholastik, die den Geist der Forschung unter der Masse zusammenhangsloser Citate erstickt. Wie mit einer nur zu sehr gerechtfertigten Unehrerbietigkeit einer der gelehrtesten Kanonisten Deutschlands sagte, wissen die meisten dem neuen Dogma anhangenden Geistlichen nicht, was sie thun, noch was sie annehmen. Bei den im Episcopat und in den Wissenschaften hervorragenden Männern, welche bis zum letzten Tage gegen das neue Dogma tapfer gekämpft haben, kann man diese Entschuldigung nicht gelten lassen. Ihre gründliche Beweisführung haben wir mitgetheilt; sie bezog sich nicht allein auf den Cardinalpunkt der Frage, sondern auch auf die historische Seite. Auf Grund von Belegstellen haben sie gezeigt, daß das Papstthum in der Vergangenheit nicht unfehlbar gewesen ist, daß die großen Concile es ihrer Controle unterworfen und einige Päpste verurtheilt haben. Noch mehr, sie haben bewiesen, daß das vaticanische Concil nicht ordnungsmäßig gehalten worden ist, daß es die nothwendige Freiheit nicht hatte, daß der Proclamation eines neuen Dogmas unter diesen Umständen die moralische Einmüthigkeit fehlt, ohne welche die Autorität des Concils keine vollständige Berechtigung hat. Das haben sie wiederholt gesagt und geschrieben. Die Partei, welche das Concil beherrschte, kommt nach ihrer eigenen Erklärung zum Ziel und läßt das Orakel

reden. Die früher opponierten, beugen sich vor ihm. Nicht allein schweigen sie, sondern sie widerrufen auch und setzen die Welt durch ihre Unterwürfigkeit in Erstaunen, nachdem sie durch ihre feurigen Debatten Aufregung verursacht haben. Der Gelehrteste, Festeste unter ihnen, der Abbé Maret, hat am eiligsten widerrufen. Gott behüte uns vor einem Richten über ihre Gewissen! Was sie thun, haben sie thun zu müssen geglaubt. Es sind aufrichtige Menschen, wahre Christen. Allein was soll man von dem System sagen, was die Seelen so niederwirft? Man merke wohl, daß es sich nicht bloß um ein Lehrurtheil handelt, von dem man glaubt, daß es von der competenten Autorität gefällt sei; meinerseits gebe ich nicht zu, daß die Autorität für sich allein auch nur einen einzigen Gedanken ohne Aufklärung und Ueberzeugung umgestaltet. Man kann es indessen begreifen, wenn Fenelon seine Lieblingstheorie von der reinen Liebe widerruft, als das von ihm anerkannte Tribunal entschieden hat. Aber die Proclamation der päpstlichen Unfehlbarkeit ist nicht lediglich ein neues Decret der anerkannten Autorität, sie ist vielmehr die Umgestaltung und der Umsturz dieser Autorität nach der hundertmal wiederholten Behauptung derer selbst, die sich ihr jetzt unterwerfen. Die alten Concile müssen sie um des neuesten willen verwerfen und die historische Gewißheit leugnen. Die Ideen sind mehr oder minder schmiegsam; allein die einmal feststehenden Thatsachen sind unzerstörbar wie der Granit. Mit der ganzen Vergangenheit der Kirche muß man brechen und offen zu behaupten wagen, es sei nicht wahr, daß Honorius vom Concil zu Constantinopel verdammt sei, und daß das römische Missale, dessen betrügerische Veränderungen man an's Licht gestellt hat, frei sei von jeder Verstümmelung. Ich weiß, daß man eine Ausflucht sucht, daß man sich bemüht, an eine Unfehlbarkeit zu glauben, die nach einer gefälligen und im Grunde künstlichen Exegese keine Gunst ist; allein das Heilmittel ist schlimmer als das Uebel. Ich kenne kein größeres Uebel als die Beiseiteschiebung des Gewissens, diese moralische Capitulation, die hundertmal verderblicher ist als die unserer Heere. Wie der, welcher sein Herz bezwingt, stärker ist als der, welcher Städte einnimmt, so ist der, welcher sein Gewissen preisgibt, strafbarer als der, welcher eine Festung übergibt. Weniger strafbar, ich wiederhole es, ist der irrende Mensch, als das

System einer falschen Autorität, das ihn zwingt, sich selbst zu belügen; denn im Grunde und in Wirklichkeit hat er von seiner Ueberzeugung nicht abgelassen. Den opponierenden Mitgliedern des Concils, die uns durch ihre Unterwerfung in Erstaunen setzten, kann man mit Recht sagen: Ihr seid heute, was ihr gestern waret. Eure Ansicht bleibt dieselbe und läßt euch keinen Augenblick Ruhe. Man wird euch sagen, das sei eine Regung des Geistes der Empörung. Täuschet euch nicht, dießmal ist es nicht der böse Geist, der sich in einen Engel des Lichts verkleidet hat, sondern der Geist des Lichts, von dem man möchte, daß ihr ihn als den bösen Geist ansähet. Es gibt Unterwerfungen, welche Empörungen gegen die Wahrheit sind. Nein, es ist unmöglich zu glauben, daß Gott uns einen Verstand gegeben habe, um ihn zu vernichten, Augen, um sie auszureißen, und das Licht, um es zu verfluchen. Die Einheit, welche solche Opfer fordert, ist eine grausame Gottheit nach Art des alten Baal, welcher lebendige Schlachtopfer haben will, oder besser gesagt, von uns verlangt, daß wir das Lebendigste und Heiligste im Menschen, den Gedanken und das Gewissen opfern. — Das Gewissen ist es vornehmlich, was wir in Frankreich wieder beleben, wecken wollen; denn nichts kann es ersetzen, und wenn es nicht wieder geweckt wird, dann sind wir verloren. Ohne es ist unsere Decentralisation ein todter Buchstabe und verbreitet der Unterricht nur noch kaltes Wissen, was nicht lebendig macht; unsere Freiheit ist dann nur Schein! Und grade jetzt lehrt uns die religiöse Elite der unter uns am meisten verbreiteten und mächtigsten Kirche durch ihr Beispiel, daß es das sicherste Mittel ist, Gott zu gefallen, wenn man sein Gewissen ertödtet; denn man täusche sich nicht, es heißt dasselbe tödten, wenn man die rückhaltslose Unterwerfung unter das von ihm fordert, was es laut verworfen hat. Das Gewissen, welches diesen Selbstmord befiehlt, ist nicht das wahre; es ist ein falsches und erkünsteltes. Das, welches die Stimme Gottes ist und das Gepräge seiner Majestät an sich trägt, wird man nie dahin bringen, sich so zu beugen. So lange der französische Geist die heiligen Fesseln nicht zerreißt, womit eine falsche Autorität ihn umschlingt, erwarte man kein Wiedererwachen der Religion und Freiheit in unserm unglücklichen Vaterlande! Hoffen wir, daß der heilige Widerstand, der anderswo geleistet wird, unter

uns seinen Wiederhall findet. Allein wir gestehen es, unsere Wünsche gehen über unsere Hoffnungen hinaus, und das ist unsere größte Sorge in dieser dunkeln und ungewissen Zeit.*)

## III.

In Deutschland hat das neue Dogma einen ernsten Widerstand gefunden. Die wenigen Katholiken anderer Länder, die es nicht annehmen konnten, haben sich an die Bewegung in München als an ihren Mittelpunkt angeschlossen; denn allenthalben sonst haben die Proteste einen bloß individuellen Charakter gehabt. Bei dieser Bewegung der deutschen Antiinfallibilisten muß man den politischen Widerstand vom religiösen unterscheiden, obwohl beide sich nur zu oft mit einander verbinden und sich bisweilen vermischen.

Reden wir zunächst von dem Widerstande der deutschen Regierungen. Die Erklärung vom 18. Juli 1870 schien ihnen ein bedenklicher Eingriff in ihre eigene Verfassung. Sie gingen davon aus, daß das Dogma entschieden neu sei, daß es den Katholicismus bis in die Tiefe hinein umgestalte, und sie es in Folge dessen mit einer Kirche zu thun hätten, die von der, mit welcher sie bisher verhandelt hatten, wesentlich verschieden sei. Die von den Bischöfen excommunicierten Priester und Professoren, welche sich auf den alten

*) Seitdem der Autor das Vorstehende geschrieben, sind bekanntlich doch einige Anzeichen zu Tag getreten, welche Zeugniß davon geben, daß „der heilige Widerstand" auch innerhalb des französischen Klerus sich zu regen beginnt. Der Vicar an der Madeleinekirche zu Paris, Dr. Michaud, ein Mann von seltener theologischen Bildung, hat in einem durch Offenheit und Schärfe ausgezeichneten Brief an den Pariser Erzbischof seine Opposition gegen die vaticanischen Decrete offen erklärt, und zwei kürzlich erschienene Schriften dieses überzeugungstreuen Mannes liefern den Beweis, daß er fest entschlossen ist, den so glänzend eingeleiteten Kampf gegen den Ultramontanismus weiterzuführen. Ihm schlossen sich jüngst zwei angesehene Geistliche von Bordeaux, Abbé Dr. Junqua und Ehrencanonicus Mouls an, welche in der „Bordeauxer Tribune" Volk und Klerus der Gironde auffordern, sich mit ihnen um das Banner des altkatholischen Glaubens zu schaaren. Es mangelt uns zunächst noch jeder Anhalt zu Schlüssen, in wie weit diese vereinzelten Stimmen von der öffentlichen Meinung des katholischen Frankreichs getragen werden. Hoffen wir, daß diejenigen zu schwarz sehen, denen die Gesammtheit der französischen Katholiken in die zwei Lager des Jesuitismus und Voltairianismus gespalten scheint. Anm. d. Herausg.

Glauben beriefen, haben sie auch entschieden in Schutz genommen und, soweit es ihnen zustand, in ihren Aemtern gelassen. Preußen hat sich auf den streng juridischen Standpunkt gestellt. Indem es den kirchlichen Behörden das Recht der Censur zugesteht, hat es ihnen doch die Absetzung von Lehrern der vom Staate abhängigen Unterrichtsanstalten verweigert. Mehrere Professoren des katholischen Gymnasiums in Breslau, der Director Dr. Reisacker an ihrer Spitze, die sich weigerten, das neue Dogma zu lehren, waren vom Bischof dem Cultusminister in Berlin denunciert. Die Politik der preußischen Regierung hinsichtlich der ihr untergebenen Katholiken ist in der Antwort des Ministers v. Mühler vom 21. December 1870 bestimmt formuliert. Der Minister erklärt, so weit es sich bei der Beschwerde über das Verhalten mehrerer Professoren des katholischen Gymnasiums zu Breslau hinsichtlich der Beschlüsse des vaticanischen Concils um die Stellung jener Professoren ihrer Kirche gegenüber handele, komme die Entscheidung darüber dem Fürstbischof von Breslau zu; aber hinsichtlich des dem Staate zustehenden Disciplinarverfahrens gegen die Professoren könne er die Berechtigung der Einmischung in diese Angelegenheit nicht anerkennen. In einem Circular vom 13. Februar 1871 bemerkt der Minister unter Anderm: Die Gründung des katholischem Gymnasiums in Breslau und die Bestimmung über die zu seinem Bestande erforderlichen Gelder gehöre einer Zeit an, welche den Beschlüssen des vaticanischen Concils völlig fremd sei. Von den genannten Professoren sei der bis 1870 Jahrhunderte hindurch allgemein als katholisch anerkannte Standpunkt nicht verlassen. Eine gleiche Antwort erhielt der Erzbischof von Köln auf seine Forderung, daß mehrere nicht infallibilistische Professoren von der katholischen Facultät in Bonn beseitigt würden. Die preußische Regierung hob auch die katholische Abtheilung im Cultusministerium auf, um ihren Entschluß zu zeigen, daß sie in diesen Streitigkeiten nur mit dem strengen Staatsrecht sich befassen werde. Die württembergische Regierung hat in ihrem Rescript vom 12. Mai erklärt, sie halte sich nicht für verpflichtet, zur Einführung der Beschlüsse des Concils mitzuwirken, und behalte sich vor, alle gesetzlichen Mittel zur Verhinderung jeder Einmischung der Geistlichkeit in die Staatsangelegenheiten anzuwenden.

Bayern als katholisches Land stand in viel directerer Beziehung zum römischen Hof als Preußen. Diese Beziehungen waren geordnet durch ein zwischen dem Könige Maximilian Joseph und dem Papste Pius VII. im Jahre 1817 geschlossenes Concordat. Dieses Concordat wurde durch das königliche Edict vom 26. Mai 1818 ergänzt, zum großen Mißvergnügen der Ultramontanen. Denn das Edict bestimmt, wie die organischen Gesetze in Frankreich, die Rechte, welche der Staat über die Geistlichkeit in Anspruch nimmt, während das Concordat der unendlich viel weitere und die zarten Punkte mit Stillschweigen übergehende Vertrag mit dem Papstthum ist.

Das Concordat gewährt dem kirchlichen Eigenthum einen unveräußerlichen Charakter, gesteht dem Klerus ein Inspectionsrecht in der Schule zu und sichert ihm in jeder Hinsicht eine bevorzugte Stellung. Das Edict zählt die Bedingungen auf, welche gleichsam das Lösegeld für jene Vorrechte sind. In erster Linie bestimmt es Religions- und Gewissensfreiheit für das ganze Königreich, so jedoch, daß er die für Concordats-Länder im Allgemeinen festgesetzten Beschränkungen dieser Freiheit bestehen läßt. Die anerkannten Culte haben allein das Recht des Besitzes; jede andere religiöse Gesellschaft hat zuvor die Autorisation nachzusuchen. Im rein religiösen Gebiet ist die Kirche unbeschränkt; allein sie kann nicht die Stütze des weltlichen Armes in Anspruch nehmen. Ein besonderer Artikel setzt fest, daß der Staat den Gliedern der Kirche gegen den Mißbrauch der Gewalt ihrer geistlichen Oberen Schutz schuldig ist. Ein Recurs an die Obrigkeit und an den König ist ihnen gestattet. Kein neuer kirchlicher Erlaß darf bekannt gemacht werden, ohne der Regierung vorgelegt zu sein. Das ist der Inhalt des königlichen Placet.

Man begreift leicht, daß das Edict von 1818 dem bayrischen Minister von vornherein alle Waffen lieferte, die dazu nöthig waren, der Veröffentlichung des neuen Dogmas und seiner kanonischen Folgen sich zu widersetzen. Es ist gewiß, daß es durch die Bestätigung der letzten Encycliken und des Syllabus mit der Verfassung des Landes, welche die Gewissensfreiheit verbürgt, in offenbarem Widerspruch steht. Indem die Bischöfe dem Könige, welcher selbst einen Eid auf die Verfassung geleistet hat, den Eid leisten, nehmen sie implicite die Fundamentalbedingungen an. Das Dogma von der Unfehlbarkeit wider-

spricht ihnen aber ausdrücklich; es stellt den Staat vollständig unter die Kirche. Außerdem ist es eine von den Neuerungen, welche ohne das königliche Placet nicht bekannt gemacht werden dürfen. Endlich gehören die bischöflichen Excommunicationen, welche sich auf das für die Staatsgewalt unannehmbare Dogma gründen, zu den vorgesehenen Fällen des Mißbrauchs der religiösen Autorität. Nach dem Buchstaben des Gesetzes war der Cultusminister in seinem Recht, als er die Veröffentlichung der Decrete des vaticanischen Concils verbot und auf Ansuchen des Gemeinderaths von München einen Professor der Religion und Geschichte am Wilhelmsgymnasiums suspendierte, weil er die päpstliche Unfehlbarkeit gelehrt und den Stiftspropst v. Döllinger geschmäht hatte. Die Bischöfe antworteten mit Berufung auf Artikel 12 des Concordats, welcher ihnen den freien Verkehr mit der Geistlichkeit und dem Volke zusichert, und ohne sich um das königliche Placet zu kümmern, verkündeten sie das neue Dogma. Der Cultusminister antwortete auf diese Herausforderung mit dem Briefe vom 27. April an den Erzbischof von München, der unter dem Scheine der Drohung eine Concession enthält. Der Minister gesteht den Bischöfen das Recht zu, die Unfehlbarkeit des heil. Vaters als eine Meinung zu lehren; aber er verbietet ihnen, sie als ein Dogma aufzudrängen und zumal die Leugnung desselben als einen Grund der Excommunication oder der Absetzung eines Priesters zu benutzen. Er erklärt, daß er fest entschlossen sei, die Altkatholiken, welche einer von den deutschen Bischöfen selbst eben noch verworfenen Neuerung sich widersetzten, in ihrer Stellung zu schützen. Der Erzbischof von München antwortete dem Minister mit der unbeugsamen Hartnäckigkeit der Stützen Roms, welche, wenn sie nur gefährlicher wäre, ihnen zu einer gewissen Ehre gereichen könnte; aber der Staat kann ihnen ja nicht lange Widerstand leisten, so lange die Masse des Volks dem Katholicismus angehört. Er wagt es nicht, sich in diese endlosen Streitigkeiten zu verwickeln, worin er nicht das letzte Wort behalten wird. Feurige Geister, echte Juristen nach dem alten Typus rathen der bayrischen Regierung wohl, nach ihren eigenen Grundsätzen consequent zu sein und zu erklären, sie erkenne nur einen einzigen authentischen Katholicismus an, den alten, der das neue Dogma verwirft, und bestimme, daß er allein der Eigenthümer der Güter der Kirche sei als ihr wahrer

Repräsentant; allein das hieße die Reform des Katholicismus mit Verfolgung und Raub beginnen. Ueberdieß mag der Staat in seiner Auslegung des Dogmas hundertmal Recht haben, niemand glaubt an seine theologische Competenz, und man wird immer mehr geneigt sein, hinsichtlich des wahren Sinns einer Lehre den Priestern und Bischöfen als irgendwelchem Minister zu glauben. Der gegenwärtige Streit wird für Bayern nur die Folge haben, dem Staat mehr den Laiencharakter zu geben, ihn zur Einführung der Civilehe zu drängen und ihn zu nöthigen, den Volksunterricht der Autorität der Kirche zu entziehen. Allein es ist eine bloße Täuschung, wenn man meint, er werde die Rolle eines Kurfürsten von Sachsen zur Zeit der Reformation spielen. Er wird schneller müde werden als der Episcopat, und auf diese Weise wird Deutschland kein neues Kapitel zur Reformationsgeschichte hinzufügen. Preußen wird eine entschiedenere Politik verfolgen, weil es in der Schwächung des Ultramontanismus ein Mittel zur Sicherung seines Uebergewichts und zur Befestigung der Centralisation Deutschlands sehen wird. Auch hat Bismarck nicht Bedenken getragen, die Gesellschaft Jesu mit der Internationale auf eine Stufe zu stellen. Dieses furchtbare Wort eines Mannes, dessen Aeußerungen nie in die Luft gesprochene Worte sind, und dessen Herausforderung tief berechnet ist, ist voll von Drohungen. Die Antwort des Kaisers Wilhelm auf die Forderungen der in Fulda versammelt gewesenen deutschen Bischöfe bestätigt mit ausdrücklichen Worten die von seinem Minister in diesen Conflicten befolgte Politik. Er erklärt es für seine Pflicht, „die bestehenden Gesetze aufrecht zu erhalten und diesen Gesetzen gemäß jeden Preußen im Genuß seiner Rechte zu schützen". Der Reichstag hat ein sehr bedenkliches Gesetz angenommen, welches jeden Priester, der sich bei der religiösen Unterweisung auf Politik einläßt, mit schweren Strafen bis zum Gefängniß bedroht. Die Schule Döllingers möge sich hüten, zu einer bloßen Karte im Spiel des Fürsten v. Bismarck zu werden. Was sie gern als eine werthvolle Stütze ansehen möchte, ist ihre größte Gefahr. Nur in Preußen würde sie einen wirksamen Schutz finden, und die Folge dieses Schutzes wäre die Verfolgung ihrer Widersacher. Hoffen wir, daß sie einer Versuchung widerstehen wird, die den religiösen Parteien schon so oft verderblich war; denn sie ist

mehr als eine Partei, und ihre Antriebe sind die heiligsten Forderungen des christlichen Gewissens.

Ueber die Umstände, welche dem September-Congreß in München vorhergingen und ihn veranlaßt haben, wollen wir kurz berichten. Kaum war das neue Dogma proclamiert, als die Opposition der deutschen Bischöfe aufhörte und eine Unterwerfung erfolgte, welche um so geräuschvoller, je weniger sie ihrer selbst sicher war. Hefele, der Verfasser der Geschichte der Concile, war der Letzte, der sich fügte. Man behauptet, er habe es nur gethan, um seiner Regierung keine Verlegenheit zu bereiten. Es war am 7. September 1870, als die deutschen Bischöfe in derselben Stadt Fulda, wo sie unmittelbar vor dem Concil ihren Widerspruch gegen die päpstliche Unfehlbarkeit deutlich zu verstehen gegeben hatten, sich vor dem hl. Vater niederwarfen. Nicht zufrieden mit ihrer eigenen Unterwerfung, zeigten sie sich bereit, strenge Maßregeln zu ergreifen, um dem Widerstande ein Ende zu machen, den sie um so besser begreifen mußten, als sie durch ihr Beispiel dazu ermuthigt hatten. Am 21. November 1870 wurde der Pfarrer Dr. Tangermann zu Unkel am Rhein wegen seines Widerspruchs gegen das neue Dogma von dem Erzbischof von Köln abgesetzt. Mehrere Professoren der Universität Bonn wurden aus demselben Grunde suspendiert. Der Bischof von Ermland in der Provinz Preußen zeigte sich nicht minder intolerant. Er setzte zwei gelehrte Professoren des Lyceum Hosianum zu Braunsberg ab, Dr. Menzel und Dr. Michelis. Letzterer war bekannt als der Verfasser einer trefflichen Geschichte der Philosophie; als Mitglied des Landtags in Berlin hatte er mit Erfolg die liberale Sache vertheidigt. Allein alle seine Verdienste waren in den Augen seines kirchlichen Oberen durch seine im Jahre 1869 herausgegebene Schrift gegen die Unfehlbarkeit und durch seinen Widerspruch gegen das Decret vom 18. Juli 1870 zu Schanden geworden. Durch dieses brutale Verfahren hat man ihm den Mund doch nicht verschlossen; denn seitdem ist er als der Apostel der katholischen Opposition durch Deutschland gezogen und hat auf großen Volksversammlungen mit seiner Wissenschaft und Beredtsamkeit das neue Dogma bekämpft. Am 5. April 1871 wurde auch über Dr. Treibel, Director eines Schullehrer-Seminars und eines Taubstummen-Instituts, so wie über

Dr. Wollmann und Professor Braun, Gymnasial-Director, die Excommunication verhängt. Von der Verurtheilung des Dr. Reisacker am katholischen Gymnasium in Breslau und von der festen Haltung des preußischen Cultusministers allen diesen Absetzungen gegenüber haben wir schon geredet.

In Bayern nahm der Streit den energischesten Charakter an. Der Bischof von Augsburg suspendierte den Pfarrer Renftle in Mering, weil er folgenden Protest erhoben hatte: „Ich erkläre, daß ich nicht glaube an die Rechtmäßigkeit des vaticanischen Concils, eben weil bei den wichtigsten Beschlüssen die von allen Ueberlieferungen und Concilgesetzen als nothwendig anerkannte Einmüthigkeit gefehlt hat. Also sind alle Glaubensartikel, welche diese Versammlung proclamiert hat, null und nichtig." Der Kaplan Kühn in Rheinbayern wurde ebenfalls excommuniciert, weil er die Unfehlbarkeit des Papstes von der Kanzel herab verworfen hatte. Schon war der Doctor Döllinger von dem Erzbischof von München aufgefordert, sich zu unterwerfen. Er schrieb ihm bei dieser Gelegenheit einen Brief, dessen Hauptstellen als eines der wichtigsten Schriftstücke in diesem großen Proceß wir im Folgenden mittheilen müssen.

„Ew. Excellenz haben mich in zwei Schreiben aufgefordert, mich über meine Stellung zu den von Ihnen verkündeten römischen Beschlüssen vom 18. Juli 1870 zu erklären. Aus dem Kreise Ihres Domkapitels verlautet, daß Sie gesonnen seien, mit Strafs- und Zwangsmitteln gegen mich vorzugehen, wie sie sonst nur gegen solche Priester, welche sich grober sittlicher Vergehen schuldig gemacht haben, und auch gegen diese nur in sehr seltenen Fällen angewendet werden. Es soll dieß geschehen, wenn ich nicht in bestimmter Frist meine Unterwerfung unter die beiden neuen Glaubensartikel von der Allgewalt und Unfehlbarkeit des Papstes erkläre. Zugleich wird versichert, daß in naher Zeit wieder eine Zusammenkunft und Berathung deutscher Bischöfe in Fulda stattfinden werde. Als im Jahre 1848 eine Versammlung aller deutschen Bischöfe zu Würzburg abgehalten wurde, erwies man mir die Ehre, mich zu derselben einzuladen, und nahm ich an den dort gepflogenen Verhandlungen Theil. Vielleicht können nun Ew. Excellenz veranlassen, daß auch auf dieser bevorstehenden Versammlung mir nicht etwa eine Theilnahme an den

Berathungen, sondern nur ein geneigtes Gehör für wenige Stunden bewilligt würde."

Döllinger entwickelt dann von Neuem seine wohlbekannte Argumentation gegen das neue Dogma auf Grund der Exegese und Geschichte; sodann gibt er die Bedingungen der von ihm verlangten Versammlung an und fordert dabei die Gegenwart eines Vertreters des Staates. Dann fährt er also fort:

„Ew. Excellenz haben ehedem mein Buch über das erste Zeitalter der Kirche, das apostolische, mit Ihrem Beifalle beehrt, und in Deutschland wurde es allgemein von katholischer Seite als eine treue Darstellung der Zeit der Grundlegung betrachtet; selbst aus dem jesuitisch-ultramontanen Kreis ist kein erheblicher Tadel bekannt geworden. Wenn nun aber die neuen Decrete Wahrheit enthalten, dann trifft mich der Vorwurf, die Geschichte der Apostel verkehrt dargestellt zu haben. Der ganze Abschnitt meines Buches über die Verfassung der ältesten Kirche, meine Darstellung des Verhältnisses, in welchem Paulus und alle übrigen Apostel zu Petrus standen, das alles ist dann grundfalsch, und ich müßte mein eigenes Buch verdammen und bekennen, daß ich weder die Apostelgeschichte des Lucas, noch die Briefe der Apostel verstanden habe.

„Die neue vaticanische Doctrin legt dem Papste die ganze Fülle der Gewalt (totam plenitudinem potestatis) über die ganze Kirche, wie über jeden einzelnen Laien, Priester, Bischof bei — eine Gewalt, welche zugleich die wahrhaft bischöfliche und wiederum die specifisch päpstliche sein soll, welche alles, was nur immer Glaube, Sitte, Lebenspflicht, Disciplin berührt, in sich begreifen soll, welche Jeden, den Monarchen wie den Taglöhner, unmittelbar ergreifen, strafen, ihm gebieten und verbieten kann. Sorgfältig sind die Worte so gestellt, daß für die Bischöfe schlechterdings keine andere Stellung und Autorität als die, welche päpstlichen Commissären oder Bevollmächtigten zukommt, übrig bleibt. Damit ist denn, wie jeder Kenner der Geschichte und der Väter zugeben wird, der altkirchliche Episcopat in seinem innersten Wesen aufgelöst, und ein apostolisches Institut, dem nach dem Urtheil der Kirchenväter die höchste Bedeutung und Autorität in der Kirche zukommt, zu einem wesenlosen Schatten verflüchtigt. Denn zwei Bischöfe in demselben Sprengel, einen, der

zugleich Papst ist, und einen, der bloß Bischof ist, wird doch Niemand für denkbar halten, und ein päpstlicher Vicar oder Diöcesancommissär ist eben kein Bischof, kein Nachfolger der Apostel; er kann durch die ihm von Rom verliehenen Gewalten sehr mächtig sein, so lange sein Auftraggeber ihn eben walten läßt, gleichwie auch ein von dem Papst mit einer Privilegienfülle ausgestatteter Jesuit oder Mendicantenmönch große Macht besitzt, und ich weiß wohl, daß in Rom den Bischöfen diese Aussicht auf Vergrößerung ihrer Macht eröffnet worden ist, daß man ihnen oft gesagt hat: Je unwiderstehlicher der Papst ist, desto stärker werdet ihr sein; denn von seiner Machtfülle werden reiche Strahlen sich auf euch herabsenken. Die Bischöfe der Minorität haben das Täuschende dieser Verheißungen wohl durchschaut, sie haben, wie die officielle „Analytische Synopsis" zeigt, wohl erkannt, daß sie, wenn der Universal-Episcopat des Papstes aufgerichtet sein werde, wohl noch kirchliche Würdenträger, aber keineswegs mehr wahre Bischöfe sein würden. Sie selber, hochwürdigster Herr! haben an der Deputation theilgenommen, welche am 15. Juli dem Papste die dringendsten Gegenvorstellungen machte, — Vorstellungen, denen Herr v. Ketteler noch durch einen Fußfall Nachdruck zu geben versuchte. Bekanntlich sind diese Vorstellungen vergeblich geblieben. Der ganze Trost, der den um den Verlust ihrer altkirchlichen Würde trauernden Prälaten gespendet wurde, beschränkte sich darauf, daß im Decrete gesagt wurde: die bischöfliche Gewalt sei eine ordentliche (nämlich eine potestas ordinaria subdelegata, wie die römischen Kanonisten sich auszudrücken pflegen), und der Papst rechne es zu seiner Aufgabe, sie zu unterstützen, was mit einem verstümmelten Ausdrucke Gregors des Großen belegt wurde — einer Stelle, die, wenn man sie nebst anderen vollständig angeführt hätte, freilich der Welt gezeigt haben würde, daß dieser Papst des siebenten Jahrhunderts ein solches Universal-Episcopat, wie man es jetzt aufgerichtet hat, mit dem tiefsten Abscheu als eine blasphemische Usurpation von sich wegwies. . . . .

„Bekanntlich haben die Jesuiten, als sie den Plan faßten, den päpstlichen Absolutismus in Kirche und Staat, in Lehre und Verwaltung zum Glaubenssatz erheben zu lassen, das sogenannte sacrificio dell' intellecto erfunden, und ihre Anhänger und Jünger ver-

sichert, viele und darunter sogar Bischöfe auch wirklich überredet: die schönste, Gott dargebrachte Huldigung und der edelste christliche Heroismus bestehe darin, daß der Mensch dem eigenen Geisteslichte der selbsterworbenen Erkenntniß und gewonnenen Einsicht entsagend, sich mit blindem Glauben dem untrüglichen päpstlichen Magisterium, als der einzigen sicheren Quelle religiöser Erkenntniß in die Arme werfe. Es ist diesem Orden allerdings in weitem Umfange gelungen, die Geistesträgheit in den Augen Unzähliger zur Würde eines religiös verdienstlichen Opfers zu erheben, und mitunter selbst Männer, welche vermöge ihrer sonstigen Bildung zur Anstellung der geschichtlichen Prüfung wohl befähigt wären, zum Verzicht auf dieselbe zu bewegen. Aber die deutschen Bischöfe sind doch, soweit sich hier nach ihren Hirtenbriefen urtheilen läßt, noch nicht bis zu dieser Stufe der Verblendung herabgestiegen. Sie lassen auch der menschlichen Wissenschaft, der menschlichen Prüfung und Forschung noch ihr Recht und ihre Wirkungssphäre. Sie berufen sich selber auf die Geschichte, wie eben auch der unter Ihrem Namen erschienene Hirtenbrief gethan. . . . . Und hier bitte ich Ew. Excellenz, erwägen zu wollen, daß die Lehre, zu der wir uns jetzt bekennen sollen, nach der Natur der Sache, nach der eigenen Erklärung des Papstes, nach dem Geständnisse aller Infallibilisten, einen oder vielmehr den Fundamental-Artikel des Glaubens bildet, daß es sich direct um die regula fidei, um die Norm handelt, welche über das, was zu glauben oder nicht zu glauben sei, entscheiden muß. Künftig würde jeder katholische Christ auf die Frage, warum er dieß oder jenes glaube, nur antworten können und dürfen: „Ich glaube es, oder verwerfe es, weil der unfehlbare Papst es zu glauben oder zu verwerfen geboten hat.“ Dieses oberste Glaubensprincip darf, wie es nothwendig sonnenklar in der heiligen Schrift verzeichnet sein müßte, niemals in der Kirche verdunkelt gewesen sein; es muß in jeder Zeit, bei jedem Volke wie ein hellleuchtendes Gestirn die ganze Kirche beherrscht haben, muß an die Spitze alles Unterrichtes gestellt worden sein; und wir harren Alle noch des Aufschlusses, wie es denn zu erklären sei, daß erst nach 1830 Jahren die Kirche auf den Gedanken gekommen sei, eine Lehre, welche der Papst in dem an Ew. Excellenz gerichteten Schreiben vom 28. Oktober ipsum fundamentale principium catholicae fidei ac

doctrinae nennt, zum Glaubensartikel zu machen. Wie ist es denn nur möglich gewesen, daß die Päpste jahrhundertelang ganzen Ländern, ganzen theologischen Schulen die Leugnung dieses fundamentalen Glaubenssatzes nachgesehen haben? Und war denn da eine Einheit der Kirche, wo man im Fundament des Glaubens selbst geschieden war? Und — darf ich es noch beifügen? — wie ist es denn gekommen, daß Ew. Excellenz selbst so lange und so beharrlich gegen die Verkündigung dieses Dogmas sich gesträubt haben? — Weil es nicht opportun sei, sagen Sie. Aber kann es denn jemals „inopportun" sein, den Gläubigen den Schlüssel zum ganzen Glaubensgebäude zu geben, den Fundamental-Artikel, von welchem alle andern abhängen, zu verkünden? Da stehen wir ja alle schwindelnd vor einem Abgrunde, der sich am 18. Juli vor uns aufgethan hat.

„Wer die ungeheure Tragweite der jüngsten Beschlüsse ermessen will, dem ist dringend zu empfehlen, daß er immer das dritte Capitel des Concil-Decrets mit dem vierten gehörig zusammennehme, und sich vergegenwärtige, welch' ein System der vollendeten Universalherrschaft und geistlichen Dictatur uns hier entgegentritt. Es ist die ganze Gewaltfülle über die gesammte Kirche, wie über jeden Einzelmenschen, wie sie die Päpste seit Gregor VII. in Anspruch genommen, wie sie in den zahlreichen Bullen seit der Bulle Unam sanctam ausgesprochen ist, welche fortan von jedem Katholiken geglaubt und im Leben anerkannt werden soll. Diese Gewalt ist schrankenlos, unberechenbar, sie kann überall eingreifen, wo, wie Innocenz III. sagt, Sünde ist, kann jeden strafen, duldet keine Apellation und ist souveräne Willkür; denn der Papst trägt nach dem Ausdrucke Bonifacius' VIII. alle Rechte im Schreine seiner Brust. Da er nun unfehlbar geworden ist, so kann er im Momente, mit dem einen Wörtchen „orbi" (d. h. daß er sich an die ganze Kirche wendet), jede Satzung, jede Lehre, jede Forderung zum untrüglichen und unwidersprechlichen Glaubenssatze machen. Ihm gegenüber besteht kein Recht, keine persönliche oder corporative Freiheit oder, wie die Kanonisten sagen: Das Tribunal Gottes und des Papstes ist dasselbe. Dieses System trägt seinen romanischen Ursprung an der Stirne und wird nie in germanischen Ländern durchzudringen vermögen. Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger,

als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen. Nicht als Christ: denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will gerade das Imperium dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus Allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologe: denn die gesammte, echte Tradition der Kirche steht ihr unversöhnlich entgegen. Nicht als Geschichtskenner kann ich sie annehmen; denn als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen, organischen Verfassungsbau der älteren Kirche zerrüttet und die ärgsten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat. Als Bürger endlich muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt und durch die eximierte Stellung, welche sie für den Klerus fordert, den Grund legt zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien. Denn das kann ich mir nicht verbergen, daß diese Lehre, an deren Folgen das alte deutsche Reich zu Grunde gegangen ist, falls sie bei dem katholischen Theil der deutschen Nation herrschen würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechthums in das eben erbaute neue Reich verpflanzen würde.

„Genehmigen u. s. w. J. v. Döllinger."

Am Schlusse des Briefes fügte Döllinger folgende Note hinzu: „Soeben lese ich in dem officiellen Organ der römischen Curie und der Jesuiten, in der „Civiltà" vom 18. März 1871 p. 664: „Der Papst ist oberster Richter der bürgerlichen Gesetze. In ihm laufen die beiden Gewalten, die geistliche und die weltliche, wie in ihrer Spitze zusammen, denn er ist der Stellvertreter Christi, welcher nicht nur ewiger Priester, sondern auch König der Könige und Herr der Herrschenden ist" — und gleich nachher: „Der Papst ist kraft seiner hohen Würde auf dem Gipfel beider Gewalten."

Die Antwort auf diese gerechten Forderungen war die Excommunication Döllingers und seines Schülers Friedrich, bekannt durch seine gelehrte Geschichte der Kirche Deutschlands. Der Letztere ant-

wortete auf den unwiderruflichen Erlaß mit einem Briefe, der um so unwiderleglicher war, als er sich auf die eigenen Ueberzeugungen des Bischofs vor dem 18. Juli berief. Friedrich, der als Theologe eines Cardinals mit nach Rom gekommen, hatte das ganze Hin- und Herwogen des Concils verfolgt und allen Unwillen der Minorität mitempfunden, bevor sie durch eine gänzliche Unterwerfung, die nicht einmal mit Verblendung entschuldigt werden konnte, den Selbstmord beging. An diese so junge Vergangenheit erinnernd, zeigte der jugendliche Doctor von München, daß es Fälle gibt, da der Widerstand die erste Pflicht gegen die Wahrheit ist, der Gehorsam aber, der ein Widerruf ohne Ueberzeugung ist, ein Scandal. Alle Schriftstücke, welche das Concil betreffen, hat Friedrich gesammelt und herausgegeben unter dem Titel: Monumenta ad illustrandum Concilium Vaticanum anni 1870.*)

Am Schlusse seines Briefes an den Erzbischof heißt es:

„Zum Schlusse, hochwürdigster Herr Erzbischof! noch eine Versicherung. Mögen vor Ihrer „unendlich höheren Jurisdiction" Alle sich beugen, ich werde mich nie vor derselben beugen, um der Wahrheit untreu zu werden.

„Wie wenig ich mich aber in diesem Punkte (hinsichtlich des Untergangs des Kirchenstaats) getäuscht habe, so wenig werde ich mich wohl darin täuschen, wenn ich sage, daß auch das römische Concil über kurz oder lang in seiner ganzen nichtigen Gestalt erkannt sein werde. Die Hirtenbriefe der Bischöfe, welche jetzt das ableugnen, was sie vorher selbst gesagt und geschrieben haben, werden es nicht auf die Dauer zu stützen vermögen. Mag darum auch in der Kirche auf eine Weile „Gewalt vor Recht" gehen, zuletzt muß das Recht und die Wahrheit siegen. Wer aber für Recht und Wahrheit kämpft, kämpft für Gott."

Die Zeit der Worte war vorüber, es mußte zum Handeln kommen. Die ruhmreichen Excommunicierten von München empfingen

---

*) Unlängst hat Prof. Friedrich dieser Sammlung bekanntlich ein während des Concils geführtes „Tagebuch" (Beck in Nördlingen) nachfolgen lassen, welches unschätzbares Material zur Beleuchtung der Persönlichkeiten und Vorgänge des Concils bietet.

Anmerk. d. Herausgebers.

zahlreiche Zustimmungserklärungen aus allen Theilen Deutschlands und sogar aus Italien, insbesondere von einer bedeutenden Anzahl von Professoren an der Sapienza in Rom, die sich durch eine eben so strenge als rasche Verdammung nicht irre machen ließen.

Das Lehrercollegium der Universität München wählte Prof. Döllinger zum Rector und Prof. Friedrich zum Senator der Universität, welche Würde der Letztere, weil er nicht ordentlicher Professor war, nicht annehmen konnte. Die liberalen Katholiken von Köln, die sich zu einem Comité constituiert hatten, vereinigten sich mit ihren Brüdern in München.*) Im Museum dieser Stadt wurden im April und Mai 1871 mehrere vorbereitende Versammlungen gehalten. Eine Adresse gegen die Mißbräuche der kirchlichen Behörden mit 12,000 Unterschriften wurde an den König gesandt. Nach einer Schilderung der Lage schloß man mit der Bitte, Se. Majestät möchten sich an die Spitze der Bewegung gegen römische Unverschämtheit und Unwissenheit stellen.

Die bedeutendste dieser vorbereitenden Versammlungen fand am Pfingstfeste statt. Es wurde beschlossen, daß für den Monat September eine Generalversammlung nach München zusammenberufen werden solle, und ein Comité mit der Zusammenberufung beauftragt. Zur näheren Bestimmung der Bedeutung dieser Versammlung wurde folgende Erklärung, in welcher man den festen und einfachen Styl Döllingers erkennt, veröffentlicht:

„Gegenüber den amtlichen Maßregeln und Kundgebungen der deutschen Bischöfe zu Gunsten der vaticanischen Decrete erachten es die Unterzeichneten für nothwendig, durch folgende Erklärung ihren Standpunkt zu wahren und, so viel an ihnen liegt, der hereinbrechenden Verwirrung der Gewissen entgegenzutreten.

*) Eine große Anzahl durch Intelligenz und Lebensstellung ausgezeichneter Männer aus Bonn, Coblenz, Deutz, Honnef, Köln erließen folgende öffentliche Erklärung: „In Erwägung, daß die im Vatican gehaltene Versammlung nicht mit voller Freiheit berathen und wichtige Beschlüsse nicht mit der erforderlichen Uebereinstimmung gefaßt hat, erklären die unterzeichneten Katholiken, daß sie die Decrete über die absolute Gewalt des Papstes und dessen persönliche Unfehlbarkeit als Entscheidungen eines öcumenischen Concils nicht anerkennen, vielmehr dieselben als eine mit dem überlieferten Glauben der Kirche im Widerspruch stehende Neuerung verwerfen." Anmerk. d. Herausgebers.

„I. Treu der unverbrüchlichen und auch von Papst und Bischöfen nicht bestrittenen Pflicht jedes katholischen Christen, am alten Glauben festzuhalten und jede Neuerung, würde sie auch von einem Engel des Himmels verkündet, abzuweisen, beharren wir in der Verwerfung der vaticanischen Dogmen. — Es ist bisher nicht Lehre der Kirche und nicht katholischer Glaube gewesen, daß jeder Christ an dem Papste einen unumschränkten Oberherrn und Gebieter habe, welchem er direct und unmittelbar unterworfen ist, und dem er, bei Strafe zeitlicher und ewiger Verdammniß, in allem, was seinen religiösen Glauben, sowie sein sittliches Thun und Lassen betrifft, unbedingt gehorchen muß — ihm oder seinen Sendboten und Bevollmächtigten. Desgleichen ist es bisher notorisch nicht Lehre der Kirche gewesen, daß einem Menschen, dem jedesmaligen Papste, in seinen an die Kirche gerichteten Aussprüchen über den Glauben, über die Pflichten und Rechte der Menschen, die Gabe der Unfehlbarkeit verliehen sei. Diese Sätze sind vielmehr bis jetzt bloße, wenn auch von Rom sehr begünstigte und mit allen Herrscher-Mitteln beschützte Schul-Meinungen gewesen, welche die angesehensten Theologen, ohne sich einem Tadel auszusetzen, bekämpft und verworfen haben. Es ist bekannt — und wenn die deutschen Bischöfe es nicht wissen, so sollten sie es doch wissen —, daß dieselben Lehren ihren Ursprung der Fälschung, ihre Verbreitung dem Zwange verdanken. Durch diese Lehren, wie sie der Papst in seinen vaticanischen Decreten verkündet hat, wird die Gesammtheit der Gläubigen ihrer wesentlichen Rechte beraubt, das Zeugniß dieser Gesammtheit entwerthet, das Gewicht der kirchlichen Ueberlieferung entkräftet und der oberste Grundsatz des katholischen Glaubens zerstört, daß der Christ nur das anzunehmen verpflichtet sei, was jederzeit, überall und von Allen gelehrt und geglaubt worden ist. Wenn gleichwohl der jüngste Hirtenbrief der deutschen Bischöfe behauptet, Petrus sei es, der durch den Mund des sich für unfehlbar erklärenden Papstes gesprochen habe, so müssen wir dieses Vorgeben als eine Blasphemie zurückweisen. Petrus spricht klar und allgemein faßlich zu uns durch seine in der Schrift verzeichneten Thaten und Reden und durch seine auch an uns gerichteten Briefe; aber diese Thaten, Reden und Briefe des Apostels athmen einen völlig andern Geist und enthalten eine andere Lehre als die,

welche uns jetzt aufgezwungen werden soll. — Wohl hat man es versucht, diese neuen Lehren, welche in ihrer nackten Derbheit und kaum zu berechnenden Tragweite jedes christliche Gefühl verletzen, abzuschwächen und dem Volke den Wahn beizubringen, als ob sie alt und stets geglaubt und ganz unverfänglich seien. Wie früher, so hat man auch wieder in dem jüngsten Hirtenbriefe sich Mühe gegeben, die Unfehlbarkeit, von der die Decrete sprechen, als ein Vorrecht, welches dem ganzen aus Papst und Bischöfen gemeinschaftlich bestehenden Lehramte zukomme, erscheinen zu lassen. Dieß widerspricht aber dem klaren Wortlaute der Decrete: ihm zufolge ist nur der Papst, und er aus sich selber, unfehlbar; nur er empfängt den Beistand des heil. Geistes und ist in seinen Entscheidungen völlig unabhängig von dem Urtheile der Bischöfe, deren Zustimmung zu jedem päpstlichem Ausspruche nun Sache der Pflicht geworden ist und nicht mehr verweigert werden kann. Wenn die deutschen Bischöfe aber behaupten, die „Fülle der Gewalt", welche gemäß den vaticanischen Decreten dem Papste zukomme, dürfe nicht als eine unbeschränkte oder alles umfassende bezeichnet werden, weil der Papst in deren Ausübung an die göttliche Lehre, Ordnung und Satzung gebunden sei, so würde man mit dem gleichen Rechte sagen können, daß eine unumschränkte despotische Gewalt überhaupt, selbst bei den Mohamedanern nicht existiere. Denn auch der türkische Sultan oder der Schah von Persien erkennt die Schranke des göttlichen Rechtes und die Satzungen des Korans an. Durch die neuen Decrete erhebt der Papst nicht nur den Anspruch, das ganze Gebiet der Moral zu beherrschen, er bestimmt auch allein und mit unfehlbarer Lehrautorität, was zu diesem Gebiete gehöre, was göttliches Recht sei, wie dasselbe auszulegen und in Einzelfällen anzuwenden sei. In der Ausübung dieser Gewalt ist der Papst an keine fremde Zustimmung gebunden, Niemandem auf Erden verantwortlich, Niemand darf ihm Einsprache thun; Jeder, wer er auch sei, Fürst oder Taglöhner, Bischof oder Laie, ist im Gewissen verpflichtet, sich ihm unbedingt zu unterwerfen und jedes seiner Gebote ohne Widerrede zu vollziehen. Wenn eine solche Gewalt nicht als eine unumschränkte und despotische bezeichnet werden soll, so hat es niemals und nirgends in der Welt eine unumschränkte und despotische Gewalt gegeben."

„II. Wir beharren in der fest begründeten Ueberzeugung, daß die vaticanischen Decrete eine ernste Gefahr für Staat und Gesellschaft bilden, daß sie schlechthin unvereinbar sind mit den Gesetzen und Einrichtungen der gegenwärtigen Staaten, und daß wir durch die Annahme derselben in einen unlösbaren Zwiespalt mit unseren politischen Pflichten und Eiden gerathen würden. Vergeblich versuchen die Bischöfe die unleugbare Thatsache theils todtzuschweigen, theils durch willkürliche Auslegung päpstlicher Bullen zu beseitigen, daß diese Bullen und Entscheidungen alle politischen Gewalten der Willkür des päpstlichen Stuhles unterwerfen und gerade jene Gesetze am entschiedensten verdammen, welche in der heutigen gesellschaftlichen Ordnung die unentbehrlichsten sind. Die Bischöfe wissen sehr wohl, daß sie in Folge der vaticanischen Decrete nicht das geringste Recht haben, päpstliche Erlasse, die neuesten oder frühere, durch künstlich ersonnene Auslegungen zu beschränken, und daß die entgegengesetzte Auslegung eines einzigen Jesuiten gerade so viel wiegt, als die von hundert Bischöfen. Ueberdieß stehen auch bereits den Deutungen deutscher Bischöfe die Auslegungen anderer Prälaten gegenüber, unter Andern des Erzbischofs Manning von Westminster, welcher der päpstlichen Unfehlbarkeit den denkbar weitesten Umfang zuerkennt. — Und so halten wir uns auch trotz der bischöflichen Rüge für wohl berechtigt, auch fernerhin die Unfehlbarkeit, welche dem Papste und ihm allein, ohne jede Theilnahme Anderer, zukommen soll, eine persönliche zu nennen; denn dieser Ausdruck ist hier vollkommen richtig und entspricht dem allgemeinen Sprachgebrauche, wie man denn die Gewalt, welche ein Monarch, unabhängig von den andern Staatsbehörden, für sich besitzt und übt, eine persönliche zu nennen pflegt; denn auch eine amtliche Prärogative heißt dann mit Recht eine persönliche, wenn sie so fest und unzertrennlich an die Person geknüpft ist, daß diese sich ihrer weder entäußern, noch sie Andern übertragen kann. — Wenn man, was die deutschen Bischöfe unterlassen, die Verdammungen des Syllabus, welcher nun ein mit päpstlicher Unfehlbarkeit bekleidetes Decret geworden ist, die feierliche Verdammung der österreichischen Verfassung durch den Papst, die gleichzeitigen Publicationen der Jesuiten in Laach, in Wien und in Rom, die bekanntlich besser als die deutschen Bischöfe über die Absichten der Curie

unterrichtet sind, wenn man alles dieses mit den vaticanischen Decreten zusammenhält, so muß man die Augen schließen, um den wohl überlegten Plan päpstlicher Universalherrschaft nicht zu erkennen. Unsere Regierungen, unsere Gesetze und Staatseinrichtungen, das gesammte Gebiet des Sittlichen, die Handlungen der einzelnen Menschen, alles soll künftig der Curie und ihren Werkzeugen und theils wandernden, theils stabilen Emissären, seien es Bischöfe oder Jesuiten, unterthan sein. Als alleiniger Gesetzgeber in Sachen des Glaubens, der Disciplin und der Sitte, als oberster Richter, als unverantwortlicher Gebieter und Vollstrecker seiner Sentenzen besitzt der Papst nach der neuen Lehre eine Gewaltfülle, wie selbst die ausschweifendste Phantasie sie nicht größer sich denken kann. Die deutschen Bischöfe aber würden wohl thun, das treffende Wort zu beherzigen, welches einst in ähnlicher Lage der Franciscaner Occam in München ausgesprochen hat. „Wenn der römische Bischof", sagt Occam, „eine solche Fülle der Gewalt besäße, wie die Päpste sich verwerflicher Weise anmaßen, und wie Viele irrig und schmeichlerisch ihnen zuzuertheilen unternehmen, so wären alle Sterblichen Sclaven, was der Freiheit des evangelischen Gesetzes offen zuwiderläuft."

„III. Wir berufen uns auf das unfreiwillige Zeugniß, welches die deutschen Bischöfe selbst für die Gerechtigkeit unserer Sache ablegen. Wenn wir die neue Lehre, daß der Papst der universale Bischof und der absolute Gebieter jedes Christen im ganzen Umfange der Moral, also des gesammten sittlichen Thuns und Lassens sei, offen und direct zurückweisen, so zeigen die Bischöfe durch die ungleichen und widersprechenden Deutungen in ihren Hirtenbriefen, daß sie die Neuheit und das Abstoßende dieser Lehre sehr gut erkennen, und daß sie im Grunde sich derselben schämen. Keiner von ihnen kann sich dazu entschließen, dem Beispiele Manning's und der Jesuiten zu folgen und den vaticanischen Decreten ihren einfachen und natürlichen Sinn zu lassen. Aber sie vergessen, daß solche Deutungs- und Abschwächungsversuche, wie sie in ihren Hirtenbriefen in Anwendung gebracht werden, wenn man sie bei andern Glaubens-Decreten sich erlauben wollte, geradezu alle Festigkeit und Gleichmäßigkeit der Lehre erschüttern und eine allgemeine Unsicherheit und Ungewißheit des Glaubens zur Folge haben würden. Was würde

wohl an den Glaubensentscheidungen der Kirche, den alten und den neuen, noch fest und zuverlässig bleiben, wenn man eine Behandlung, wie sie im jüngsten Hirtenbriefe der Bulle des achten Bonifacius widerfährt, auf sie alle anwenden, dem klaren Wortlaut, der offenkundigen Absicht der Abfassung überall so in's Antlitz schlagen wollte, wie es hier geschieht? Wir beklagen einen solchen Gebrauch des bischöflichen Lehramtes. Wir beklagen noch tiefer, daß dieselben Bischöfe sich nicht gescheut haben, in einem Hirtenbriefe an das katholische Volk den Gewissensschrei ihrer Diöcesanen mit Schmähungen auf Vernunft und Wissenschaft zu beantworten. Wahrlich, wenn wir von Männern, die keine höhere Pflicht, als den blinden Gehorsam zu kennen scheinen, auf ihre ehrwürdigen Vorfahren im Episcopat, auf Bischöfe wie Cyprian, Athanasius, Augustin blicken, so haben wir ein größeres Recht als der heilige Bernhard zu dem Schmerzensruf: „Quis nobis dabit videre ecclesiam, sicut erat in diebus antiquis.“

„IV. Wir weisen die Drohungen der Bischöfe als unberechtigt, ihre Gewaltmaßregeln als ungültig und unverbindlich zurück. Sonst pflegte man in der ganzen Kirche den Grundsatz hochzuhalten: „Sobald von einer Lehre der Zeitpunkt angegeben werden könne, in welchem sie zuerst aufgebracht worden, sei dieß ein gewisses Zeichen ihrer Unrichtigkeit.“ Gerade dieß ist bei der neuen Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit der Fall. Man vermag den Zeitpunkt, in welchem diese Lehre zuerst sich hervorgewagt, die Personen, welche sie ersonnen, die Interessen, denen sie damit fröhnten, genau zu bestimmen. Wenn Päpste und Bischöfe in früheren Zeiten die Urheber und Anhänger einer unkatholischen Lehre aus der Kirchengemeinschaft ausschlossen, so war es vor Allem der Hinweis auf die Neuheit der Lehre und auf ihren Widerspruch mit dem altüberlieferten Glauben, womit sie, wie mit einem Schilde, sich deckten. An dieser offenbaren und leicht zu constatierenden Thatsache, daß die Lehre bisher nicht als göttlich geoffenbarte gegolten habe, sollten die Betroffenen die Gerechtigkeit des kirchlichen Richterspruches und die Unhaltbarkeit der von ihnen vorgetragenen Lehre erkennen. Jetzt hat man zum ersten Male — der Fall ist in achtzehn Jahrhunderten nicht vorgekommen — Männer mit dem Kirchen=

banne belegt, nicht weil sie eine neue Lehre behaupten und ausbreiten wollen, sondern weil sie den alten Glauben, wie sie selber ihn von ihren Eltern und Lehrern in Schule und Kirche empfangen haben, bewahren und das Gegentheil davon nicht annehmen, ihren Glauben nicht wie ein Kleid wechseln wollen. — Daß eine ungerechte Excommunication nicht den davon Betroffenen, sondern nur den Bannenden schädige, daß Gott vielmehr solchen unschuldig Mißhandelten ihre Leiden zu einer Quelle des Segens werden lasse, ist die gemeinsame Lehre der Väter. Wir wissen aber auch, daß diese Bannungen eben so ungültig und unverbindlich, als ungerecht sind, daß weder die Gläubigen ihr gutes Recht auf die Gnadenmittel Christi, noch die Priester ihre Befugniß, dieselben zu spenden, dadurch verlieren können, und sind entschlossen, durch Censuren, welche zur Förderung falscher Lehren verhängt worden sind, unser Recht uns nicht verkümmern zu lassen."

„V. Wir leben der Hoffnung, daß der jetzt ausgebrochene Kampf unter höherer Leitung das Mittel sein wird, die längst ersehnte und unabweisbar gewordene Reform der kirchlichen Zustände, sowohl in der Verfassung als im Leben der Kirche, anzubahnen und zu verwirklichen. Der Blick auf die Zukunft erhebt und tröstet uns mitten in der Trübsal der gegenwärtigen Verwirrung. Wenn uns gegenwärtig allenthalben in der Kirche die überwuchernden Mißbräuche begegnen, welche durch den Sieg der vaticanischen Dogmen gestärkt und unantastbar gemacht, ja, schließlich bis zur Vernichtung alles christlichen Lebens gesteigert werden würden; wenn wir trauernd das Streben nach geistlähmender Centralisation und mechanischer Uniformität wahrnehmen; wenn wir die wachsende Unfähigkeit der Hierarchie beobachten, welche die großartige geistige Arbeit der neuen Zeit nur mit dem Schellengeklingel altgewohnter Redensarten und ohnmächtiger Verwünschungen zu begleiten oder zu unterbrechen vermag: so ermuthigt uns doch die Erinnerung an bessere Zeiten und die Zuversicht auf den göttlichen Lenker der Kirche. In solcher Rückschau und Vorschau zeigt sich uns ein Bild echt kirchlicher Regeneration, ein Zustand, in welchem die Culturvölker katholischen Bekenntnisses, ohne Beein-

trächtigung ihrer Gliedschaft an dem Leibe der allgemeinen Kirche, aber frei von dem Joche unberechtigter Herrschsucht, jedes sein Kirchenwesen, entsprechend seiner Eigenart und im Einklange mit seiner übrigen Culturmission in einträchtiger Arbeit von Klerus und Laien gestaltet und ausbildet, und die gesammte katholische Welt sich der Führung eines Primats und Episcopats erfreut, der durch Wissenschaft und durch die thätige Theilnahme an einem gemeinsamen Leben sich die Einsicht und die Befähigung erworben hat, um der Kirche die ihrer einzig würdige Stelle an der Spitze der Weltcultur wieder zu verschaffen und auf die Dauer zu erhalten. Auf diesem Wege, und nicht durch die vaticanischen Decrete, werden wir zugleich uns dem höchsten Ziele christlicher Entwicklung wieder nähern, der Vereinigung der jetzt getrennten christlichen Glaubensgenossenschaften, die von dem Stifter der Kirche gewollt und verheißen ist, die mit immer steigender Kraft der Sehnsucht von unzähligen Frommen, und nicht am wenigsten in Deutschland, begehrt und herbeigerufen wird. Das gebe Gott!

München, im Juni 1871.

Ignaz v. Döllinger. v. Wolf, kgl. Ober-Staatsanwalt. Graf v. Moy, kgl. Oberst-Ceremonienmeister. Frhr. v. Perfall, kgl. Hofmusik- und Hoftheater-Intendant. Lord Acton-Dalberg. Sir Blenner-Hasset. Prof. v. Schulte aus Prag. Prof. Reinkens aus Breslau. Prof. Knoodt aus Bonn. Professor Stumpf aus Coblenz. Prof. Michelis aus Braunsberg. Ludwig Bray, II. Vorstand des Gemeinde-Collegiums in München. Fabricant M. Schaumberger. v. Molitor, kgl. Geh. Rath und Oberappellationsgerichts-Director. Geh. Hofrath R. Waagen. Fabrik-Director E. Kester. Prof. Dr. J. Huber. Prof. Dr. H. Seuffert. Prof. v. Sicherer. H. v. Liaño. Administrations-Rath V. Gail. Appellationsgerichts-Rath v. Enhuber. Münzwardein Dr. v. Schauß. Prof. Cornelius. Prof. M. Haushofer. Dr. Zirngiebl. Prof. Dr. Berchtold. Dr. K. Stieler. Staatsanw. Streng. Dr. Ritter. Prof. Friedrich."

Dieser Erklärung stimmte Hyacinth mit folgenden Worten zu:

„Zu der in München von Prof. Döllinger mit seinen Freunden unterzeichneten Erklärung gebe ich meine vollste und ausdrücklichste Zustimmung.

„Ich habe das Vertrauen, daß diese große That des Glaubens, der Wissenschaft und des Gewissens der Ausgangs- und Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung sein wird, welche allein die katholische Kirche retten kann und retten wird.

Rom, den 7. Juli 1871. Hyacinth."

Die katholischen Anhänger der Unfehlbarkeit des Papstes hielten zu Mainz eine feierliche Versammlung, die sich nur durch geräuschvolle Proteste gegen den Untergang der weltlichen Gewalt des Papstthums und durch ihre Verleugnung jedes Unabhängigkeitssinnes Rom und der Hierarchie gegenüber auszeichnete. Bis zu den heftigsten Ausbrüchen trieben sie ihre servilen Erklärungen.

Dem Congreß zu München gingen noch zwei wichtige Versammlungen vorher. Die eine wurde am 5. August 1871 zu Heidelberg gehalten. Man beschränkte sich darauf, für die Hauptversammlung in München das Programm zu entwerfen. Die zweite fand am 18. September in Solothurn statt. Hier wurde gegen das neue Dogma und gegen den Jesuitenorden energisch protestiert. Man zeigte sich aber zu sehr geneigt, die Regierungen dahin zu treiben, daß sie die Reformation der Kirche durch eine Art staatlicher Constitution der Geistlichkeit unternähmen. Wir müssen es auch bedauern, daß es einigen sogenannten frei denkenden Protestanten gestattet wurde, der Versammlung eine sie compromittierende Sympathie zu bezeugen.

Nichts dergleichen geschah in München, wo der Congreß am 22. September 1871 zusammentrat. Da war Deutschland durch die berühmtesten katholischen Gelehrten vertreten, wie Döllinger, Friedrich, Michelis, durch vollendete Juristen wie Dr. v. Schulte, durch gottesfürchtige Priester wie der Pfarrer Anton aus Oesterreich, und durch zahlreiche Laien jedes Standes. Aus Frankreich war bloß Pater Hyacinth erschienen. „Ich vertrete nur mich", sprach er mit christlicher Beredtsamkeit; „das ist nichts und ist doch viel; denn es ist ein Gewissen und eine christliche Seele, etwas, wofür Christus ge-

kommen und gestorben ist.“ Die Schweiz und Ungarn hatten Deputierte voll von Eifer und Ueberzeugung gesandt. Die jansenistische Kirche von Utrecht, welche im vorigen Jahrhundert excommuniciert wurde, weil sie den Grundsätzen von Port-Royal treu blieb, wollte mit den Münchener Opponenten sich verbrüdern; denn auch sie verwarf entschieden die Apotheose des Papstthums. Vor Allem handelte es sich um das Programm oder die Erklärung, welche man vor der großen öffentlichen Versammlung abgeben sollte. Zwei Tage wurden vorbereitenden Berathungen gewidmet, die wir für besonders wichtig halten. Sie fanden statt im Museum, dem Local einer in München wohl bekannten literarischen Gesellschaft. Die Verhandlung beschäftigte sich mit dem nachfolgenden projectierten Programm, welches Dr. Huber verlas und mit kurzen Erläuterungen begleitete.

„I. Im Bewußtsein unserer religiösen Pflichten halten wir fest an dem alten katholischen Glauben, wie er in Schrift und Tradition bezeugt ist, sowie am alten katholischen Cultus. Wir betrachten uns deßhalb als vollberechtigte Glieder der katholischen Kirche, und lassen uns weder aus der Kirchengemeinde, noch aus den durch diese Gemeinschaft uns erwachsenden kirchlichen und bürgerlichen Rechten verdrängen.

„Wir erklären die wegen unserer Glaubenstreue über uns verhängten kirchlichen Censuren für gegenstandslos und willkürlich und werden durch dieselben an der Bethätigung der kirchlichen Gemeinschaft in unseren Gewissen nicht beirrt und nicht verhindert.

„Von dem Standpunkte des Glaubensbekenntnisses aus, wie es noch in dem sogenannten Tridentischen Symbolum enthalten ist, verwerfen wir die unter dem Pontificate Pius IX. im Widerspruch mit der Lehre der Kirche und den vom Apostel-Concil an befolgten Grundsätzen zu Stande gebrachten Dogmen, insbesondere das Dogma von dem „unfehlbaren Lehramte“ und von der „höchsten, ordentlichen und unmittelbaren Jurisdiction“ des Papstes.

„Ich habe zur Erläuterung wohl kaum zu sagen“, fügte der Redner hinzu, „daß unter den von uns verworfenen Dogmen das Dogma von der immaculata conceptio mit einbegriffen ist. Wir verwerfen es nicht bloß, weil es auf illegitimem Wege von Pius IX. auferlegt wurde, sondern auch deßhalb, weil es auf demselben Wege

der Erdichtung und Fälschung entstanden ist, wie das Dogma der Unfehlbarkeit."

„II. Wir halten fest an der alten Verfassung der Kirche. Wir verwerfen jeden Versuch, die Bischöfe aus der unmittelbaren und selbständigen Leitung der Einzelkirchen zu verdrängen. Wir verwerfen die in den vaticanischen Decreten enthaltene Lehre, daß der Papst der einzige göttlich gesetzte Träger aller kirchlichen Autorität und Amtsgewalt sei, als im Widerspruch stehend mit dem Tridentischen Kanon, wonach eine göttlich gestiftete Hierarchie von Bischöfen, Priestern und Diaconen besteht. Wir bekennen uns zu dem Primate des römischen Bischofes, wie er auf Grund der Schrift von den Vätern und Concilien in der alten ungetheilten christlichen Kirche anerkannt war.

„a. Wir erklären, daß nicht lediglich durch den Ausspruch des jeweiligen Papstes und die ausdrückliche oder stillschweigende Zustimmung der vom Papst zum unbedingten Gehorsam eidlich verpflichteten Bischöfe, sondern nur im Einklange mit der heil. Schrift und der alten kirchlichen Tradition, wie sie niedergelegt ist in den anerkannten Vätern und Concilien, Glaubenssätze definiert werden können. Auch ein Concil, welchem nicht, wie dem vaticanischen, wesentliche äußere Bedingungen der Oecumenicität mangelten, welches aber in allgemeiner Uebereinstimmung seiner Mitglieder den Bruch mit der Grundlage und Vergangenheit der Kirche vollzöge, vermöchte durchaus keine die Glieder der Kirche innerlich verpflichtenden Decrete zu erlassen.

„b. Wir betonen, daß die Lehrentscheidungen eines Concils im unmittelbaren Glaubensbewußtsein des katholischen Volks und in der theologischen Wissenschaft sich als übereinstimmend mit dem ursprünglichen und überlieferten Glauben der Kirche erweisen müssen. Wir wahren der katholischen Laienwelt und dem Klerus wie der wissenschaftlichen Theologie bei Feststellung der Glaubensregeln das Recht des Zeugnisses und der Einsprache.

„III. Wir erstreben unter Mitwirkung der theologischen und kanonischen Wissenschaft eine Reform in der Kirche, welche im Geiste der alten Kirche die heutigen Gebrechen und Mißbräuche heben und insbesondere die berechtigten Wünsche des katholischen Volks auf ver-

fassungsmäßig geregelte Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten erfüllen werde, — wobei, unbeschadet der kirchlichen Einheit in der Lehre, die nationalen Anschauungen und Bedürfnisse Berücksichtigung finden können.

„Wir erklären, daß der Kirche von Utrecht der Vorwurf des Jansanismus grundlos gemacht wird, und folglich zwischen ihr und uns kein dogmatischer Gegensatz besteht.

„Wir hoffen auf eine Wiedervereinigung mit der griechisch-orientalischen und russischen Kirche, deren Trennung ohne zwingende Ursache erfolgte und in keinen unausgleichbaren dogmatischen Unterschieden begründet ist.

„Wir erwarten unter Voraussetzung der angestrebten Reformen und auf dem Wege der Wissenschaft und der fortschreitenden christlichen Cultur allmählich eine Verständigung mit den protestantischen und den bischöflichen Kirchen.

„IV. Wir halten bei der Heranbildung des katholischen Klerus die Pflege der Wissenschaft für unentbehrlich.

„Wir betrachten die künstliche Abschließung des Klerus von der geistigen Cultur des Jahrhunderts (in Knaben-Seminaren und einseitig von Bischöfen geleiteten höheren Lehranstalten) bei dessen großem Einflusse auf die Volkscultur als gefährlich. — Wir wünschen die Mitwirkung der weltlichen Obrigkeit zur Erziehung und Heranbildung eines sittlich frommen, wissenschaftlich erleuchteten und patriotisch gesinnten Klerus.

„Wir verlangen für den sogen. niederen Klerus eine würdige und gegen jede hierarchische Willkür geschützte Stellung. Wir verwerfen die durch das französische Recht eingeführte und neuestens allgemeiner angestrebte willkürliche Versetzbarkeit (amovibilitas ad nutum) der Seelsorgsgeistlichkeit.

„V. Wir halten zu den die bürgerliche Freiheit und humanitäre Cultur verbürgenden Verfassungen unserer Länder, verwerfen darum auch aus staatsbürgerlichen und culturhistorischen Gründen das den Staat bedrohende Dogma von der päpstlichen Machtfülle und erklären, unseren Regierungen im Kampfe gegen den im Syllabus dogmatisierten Ultramontanismus treu und fest zur Seite zu stehen.

„VI. Da offenkundig durch die sogen. „Gesellschaft Jesu“ die

gegenwärtige unheilvolle Zerrüttung in der katholischen Kirche verschuldet worden ist; da dieser Orden seine Machtstellung dazu mißbraucht, um in Hierarchie, Klerus und Volk culturfeindliche, staatsgefährliche und antinationale Tendenzen zu verbreiten und zu nähren; da er eine falsche und corrumpierende Moral lehrt und geltend macht: so sprechen wir die Ueberzeugung aus, daß Friede und Gedeihen, Eintracht in der Kirche und richtiges Verhältniß zwischen ihr und der bürgerlichen Gesellschaft erst dann möglich ist, wenn der gemeinschädlichen Wirkung dieses Ordens ein Ende gemacht sein wird.

„VII. Als Glieder der katholischen, noch nicht durch die vaticanischen Decrete alterierten Kirche, welcher die Staaten politische Anerkennung und öffentlichen Schutz garantiert haben, halten wir auch unsere Ansprüche auf alle realen Güter und Besitztitel der Kirche aufrecht."

Die drei ersten Artikel veranlaßten keine erhebliche Discussion. Bei dem vierten bewirkte Döllinger aus triftigen Gründen die Weglassung des Wunsches der Mitwirkung der weltlichen Obrigkeit bei der Erziehung und Heranbildung des Klerus. Weniger glücklich war er in der Debatte über die Maßregeln, welche ergriffen werden sollten, um der Bewegung ernste, praktische Folgen zu geben.

Diese Maßregeln wurden in einem Antrag von v. Schulte folgendermaßen zusammengefaßt:

„1. An allen Orten, wo sich das Bedürfniß einstellt und die Personen vorhanden sind, ist eine regelmäßige Seelsorge herzustellen. Ob der Fall vorliege, können nur die Centralcomités beurtheilen.

„2. Wir haben ein Recht darauf, unsere Priester vom Staate, wo und so lange kirchliche Acte Voraussetzungen bürgerlicher Rechte sind, als zur Vornahme solcher berechtigt anerkannt zu sehen.

„3. Wo dieß möglich ist, soll um die Anerkennung eingeschritten werden.

„4. Der Einzelne ist bei unserm Nothstande im Gewissen berechtigt, zur Vornahme bischöflicher Functionen fremde Bischöfe anzugehen; wir sind berechtigt, sobald der richtige Moment gekommen ist, zu sorgen, daß eine regelmäßige bischöfliche Jurisdiction hergestellt werde."

Döllinger bekämpfte diesen Antrag sehr tapfer, als geeignet,

die Bewegung von dem rechten Wege abzulenken und ein mindestens verfrühtes Schisma herbeizuführen. Er hätte gewünscht, daß man sich mit einem auf Wissenschaft und Gottesfurcht gestützten energischen Protest begnügt und von der irre geleiteten an die besser unterrichtete und zu ihren wahren Traditionen zurückgeführte Kirche appelliert hätte. Damit wäre nichts erreicht worden; denn das Papstthum hatte nicht bloß eine Lehre verurtheilt, sondern seine Bannstrahlen geschleudert. Unmöglich konnte man sich ihm ohne Weiteres hingeben und, was noch wichtiger ist, ihm die junge Generation überlassen, um sie nach seinem Willen zu bearbeiten, und damit die Zeit käme, da die unbedingte Unterwerfung allgemein würde. v. Schulte und Michelis drangen kräftig auf einen Entschluß hin und daß man sich nicht mit Worten begnüge, welche eitel sein würden, wenn sie nicht zum Handeln führten. Sie drangen durch, und die Versammlung im Museum nahm den Antrag des Ersteren an. Trotz dieses Zwischenfalls hat sich Döllinger nicht von der antiinfallibilistischen Bewegung losgesagt.

Die im Glaspalast unter dem Vorsitze des Dr. v. Schulte gehaltenen Versammlungen, deren Theilnehmer man auf 6000 Personen schätzt, waren sehr ergreifend. Sie dauerten zwei Tage. Da hörte man die Vertreter der verschiedenen Parteien des opponierenden Katholicismus aus Oesterreich, Ungarn, aus den verschiedenen Ländern Deutschlands, aus der Schweiz und aus Frankreich. Jeder brachte einen Protest und die Zustimmungs-Erklärung mit. Die Rede des Pater Hyacinth machte einen ungeheuern Eindruck. Die wichtigsten Bruchstücke theilen wir daraus mit.

„Was ich hier suche“, so sprach der Redner, „was mich zu euerm Werke hingezogen hat, das ist sein gründlich katholischer Charakter. Ich konnte nicht daran zweifeln nach dem, was ich von den hervorragenden Männern wußte, die es angeregt haben und seine Leiter bleiben werden, und weil ich die Ehre habe, den Ersten unter ihnen zum Lehrer und Freunde zu haben, den Mann, in welchem es personificiert ist, und von dem ich vor einigen Monaten unter den Beifallsbezeugungen einer englischen, protestantischen Zuhörerschaft sagte, er sei der Patriarch der deutschen Wissenschaft und des deutschen Gewissens!

„Die Ultramontanen werfen uns fälschlich vor, wir appellierten an den Kaiser; allein sie vergessen, daß sie selbst nichts anders thun. Sind sie es nicht, die das Eingreifen des weltlichen Arms in die Angelegenheiten der Seele und Gottes zum Dogma zu erheben suchen? Sind sie es nicht, die uns in der weltlichen Macht ein Werkzeug der geistlichen zeigen, und den wahrhaft katholischen Fürsten nur als den Gendarmen und nöthigenfalls als den Henker der Kirche ansehen? Sind sie es nicht, die das Land durchziehen, wie Satan im Buche Hiob, um zu sehen, ob sie nicht in irgend einem Winkel der Welt eine Regierung finden, die blind genug ist oder schwach genug, sich in den Dienst solcher Theorieen zu stellen und ihr Spießgesell und darnach ihr Opfer zu werden? Wir, meine Herren, sind nicht die Schüler des Syllabus von 1864, wir sind nicht die Gönner des österreichischen Concordats, wir erstreben keine politische Restauration unter dem Deckmantel der religiösen Interessen, und würden uns von keinem Menschen zu einem solchen Zwecke gebrauchen lassen. Wir haben nur ein Ziel: den katholischen Glauben zu bewahren, wie ihn uns unsere Väter überliefert haben, wie ihn uns unsere Mütter an der Wiege, unsere Lehrer in den Schulen, unsere Priester in den Kirchen gelehrt haben; zu bewahren den katholischen Glauben und uns selbst zu retten, indem wir die Kirche retten, unter deren Ruinen man uns begraben will!

„Die Altkatholiken — dieser Name ist für sich allein schon ein ganzes Glaubensbekenntniß; zugleich ist er ein ganzes Reformations-Programm. Die Reformation, welche die tiefsten Denker und die reinsten Seelen der katholischen Kirche so heiß, aber so vergeblich ersehnt haben, ist gerade durch diejenigen unvermeidlich geworden, die sie verhinderten. Die neuen Maßlosigkeiten der römischen Curie haben mit völliger Bestimmtheit gezeigt, daß die Erhaltung der Kirche von nun an von ihrer Reformation unzertrennlich ist. Freilich fehlt uns die Autorität, diese Reformation zu Stande zu bringen; allein wir können und müssen sie vorbereiten. Ein Mann, den ich in einem Zeitalter, in welchem er nur zu viele Schüler hat, nicht gern anführe, Machiavell, hat das tief wahre Wort gesprochen; „Eine Institution wird nur dadurch reformiert, daß man sie auf ihr Princip zurückführt.“ Altkatholiken, ihr werdet es nie versuchen, die Kirche

zu verwegenen Neuerungen zu treiben; sondern in ihrer Vergangenheit werdet ihr das Geheimniß ihrer Zukunft erforschen.

„Ich habe euch gesagt, was ich unter euch suche; jetzt will ich sagen, was ich mitbringe. Es ist vor Allem meine geringe Person. Ich bin euerm Protest zuvorgekommen, weil die besondern Umstände, in denen ich mich befand, mir nicht gestatteten, zu warten. Ich bin ihm zuvorgekommen; allein ich sah ihn voraus. Ich habe gegen die vaticanische Versammlung protestiert, noch ehe sie da war. Nach meiner Ansicht fehlte ihrer Zusammenberufung die Oecumenicität, ihrer Vorbereitung die Freiheit; ich konnte also von vornherein die Autorität ihrer Beschlüsse nicht anerkennen.

„Was ich euch weiter bringe, ist der stumme, aber tiefe Protest so vieler unterdrückten Gewissen, die den Augenblick der Befreiung erwarten in den beiden Ländern, die ich repräsentiere und beide mein Vaterland nennen kann: Frankreich und Italien. Diese Proteste sind viel zahlreicher, als man denkt, und namentlich haben sie einen ganz besondern Werth durch den Charakter derer, von denen sie ausgehen. Ich habe sie gefunden in Rom selbst, in der Weltgeistlichkeit, in den Klöstern und selbst in den Hallen des Vatican. „Wir sind in den Katakomben wie unsere Vorfahren", sagte einer der berühmtesten Verfolgten zu mir; „da beten, da leiden, da wirken wir wie sie. Wenn Gottes Stunde geschlagen hat, dann werden wir aus der Tiefe der Erde hervorkommen und ein ganzes Volk sein!" Ich komme selbst aus dieser unterirdischen Kirche, und hätte ich euch nichts Anderes zu sagen gehabt, dann wäre ich doch gekommen, um euch ihren Hoffnungs- und Schmerzensschrei vernehmen zu lassen!

„Wir haben, scheint es, nur noch die Wahl zwischen dem Atheismus und dem Buddhismus hinsichtlich der Lehre, zwischen den Communisten des Pater Duchêne und der Jesuiten der Civiltà cattolica hinsichtlich der Lehrer!

„Dennoch ist es nicht so, und ich scheue mich nicht zu behaupten, daß die Zahl derer, welche an die neuen Dogmen glauben, verhältnißmäßig gering ist.

„Wie viele gibt es, die an sich selbst den erbitterten Kampf, die triumphierende Empörung der echten Wahrheit gegen die conventionelle und scheinbare durchmachen!

„Die Einen machen sich eine sehr falsche Vorstellung vom Glauben, unterscheiden nicht mehr zwischen sich unterwerfen und glauben, und nehmen so die äußere Autorität der vaticanischen Decrete an, ohne ihre innere Wahrheit anzuerkennen.

„Andere halten sich für verpflichtet, den neuen Formeln innerlich zuzustimmen, und bemühen sich, ihnen in den Augen des Publicums und in ihren eigenen Augen einen Sinn zu geben, der ihnen fern liegt. Sie ringen gegen die schreckliche Bestimmtheit dieser Formeln, und schließlich kommen sie zu einem jämmerlichen Compromiß zwischen den Ueberzeugungen ihrer Vernunft und der Schwäche ihres Willens. „Gehorchet, aber führet sie nicht aus!" sagten die Cortes von Aragonien, als sie dem Volke die Befehle des Königs mittheilten, die ihnen das Maß zu überschreiten schienen. Das ist das Geheimniß des Systems der gewaltsamen Auslegungen, worin so viele aufgeklärte, aber furchtsame Geister eine Ruhe suchen, die sie nicht darin finden. Sie mögen mir es gestatten, ihnen mit einem von dieser feierlichen Stunde entschuldigten und geforderten Freimuth zu sagen: Solches System ist nicht moralisch; ihr würdet selbst am ersten darüber erröthen, wenn es sich um ganz andere Dinge handelte. Wenn die Kirche so redete, wie ihr behauptet, dann redete sie nicht die Sprache ehrlicher Leute!

„Warum also gegenüber dieser Minderzahl von blinden Fanatikern und skeptischen Intriganten, die sich die Hand reichen und die unwissende, gleichgültige oder irregeleitete Menge mit in einen Irrthum hineinziehen, den sie nicht verstehen, warum die Täuschungen der scharfsinnigsten Geister, warum die Muthlosigkeit der tapfersten Herzen? Warum sind wie zu den Zeiten des Jesaias die Wächter Israels „stumme Hunde, die nicht bellen können, die da liegen und den Schlummer lieben und Träume sehen"?

„Die sind also nicht Schismatiker, welche, der Autorität des heil. Stuhls und dem Episcopat treu bleibend, sich weigern, diese göttliche Autorität dem Mißbrauch, welchen die Menschen davon machen, gleichzustellen. Die sind nicht Schismatiker, die der vorübergehenden, aber entsetzlichen Verdunkelungen gedenken, die Gott in seinem Zorne bisweilen in seiner Kirche zugelassen, und von deren einer, dem Arianismus, der heil. Hieronymus schrieb: „Unter dem

Namen der Einheit und des Glaubens hatte man den Unglauben zum Dogma gemacht, und nichts schien damals der Frömmigkeit angemessener und den Dienern Gottes geziemender, als der Menge zu folgen und sich nicht von der Gemeinschaft der ganzen Welt zu trennen!" Nein, die sind nicht Schismatiker, welche, um den katholischen Glauben in den Beschlüssen eines Concils zu erkennen, fordern, daß das Concil wirklich ein Concil sei, nicht eine Versammlung ohne Freiheit, wie damals die in Ariminum und Seleucia, wie heutzutage das Concil in Rom. Nein, die sind endlich nicht Schismatiker, die in heiliger Hartnäckigkeit darauf bestehen, in der Kirche zu bleiben, trotz der Anstrengungen, die man macht, sie hinauszustoßen, und die eben so sich weigern, die Wahrheit der Einheit und die Einheit der Wahrheit zu opfern.

„Das ist kein Schisma; das ist vielmehr ein Märtyrerthum!

„Ich danke Gott, meine Herren, dieses Märtyrerthum ist das unsrige. So glorreich es aber auch sein mag, ich wage zu sagen, daß es allein nicht hinreicht: es muß das Apostelamt hinzukommen.

„Am Abende des Judenthums, als dichte Schatten auf der Synagoge lagen, als das alte Israel in Verfall gerathen war und eine Krise durchmachte, die der unsrigen so ähnlich war, saß Jesus auf dem Rande des Brunnens bei der Samariterin. Durch die Weisheit von oben hob er das Herz seiner Jünger, die zu den Berechnungen der menschlichen Klugheit nur zu sehr geneigt waren, und sprach zu ihnen: „Saget ihr nicht selber: Es sind noch vier Monate, so kommt die Ernte? Siehe, ich sage euch: Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld; denn es ist schon weiß zur Ernte!"

„Es ist mir, meine Herren, als wenn ich in diesem Augenblick den Wiederhall dieser Worte bei uns vernähme.

„Und unser Herr fügt hinzu:

„Die Ernte ist groß; aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!"

Einige der bedeutendsten Unterzeichner des Programms entwickelten die Hauptpartieen desselben. Die deutschen Redner vermischten zu sehr den nationalen und politischen Gesichtspunkt mit ihrer wissenschaftlichen oder religiösen Darstellung. Der Professor

Huber scheute sich nicht, den Jesuitismus mit dem Materialismus zu identificieren. Er thut freilich alles, was er kann, um den Geist in der Religion zu ersticken, und durch die Proclamation der Unfehlbarkeit hat er eine zügellose Autorität geschaffen, welche das geistige Leben vernichtet. Der Professor Michelis nahm die Polemik gegen die Jesuiten mit seltener Kraft wieder auf. Er begnügte sich nicht damit, die laxe Moral desselben darzulegen, wie Dr. Friedrich in seinen „Documenta", wo er ein authentisches, in jeder Hinsicht der in den Provincialbriefen aufgezählten Gewissensfällen würdiges Schriftstück mittheilt. Wie die schmachvolle Nachsicht der guten Väter gegen eine der französischen Nationalsünden die Ehe verdorben und dadurch die Bevölkerung systematisch vermindert hat, wurde deutlich an's Licht gestellt. Dr. Michelis ging sogar auf das Princip des Jesuitismus zurück, welches darin besteht, daß er in der Kirche einen künstlichen Mechanismus an die Stelle eines lebendigen Organismus setzt, indem er allenthalben die moralische Person, den Willen, den Verstand tödtet. „Das ist etwas wahrhaft Dämonisches", sprach er, „denn es vergreift sich am Heiligsten im Menschen." Wir bedauern, daß diese tiefe und erhabene Rede auf die Forderung einer Vertreibungsmaßregel gegen die Gesellschaft Jesu hinauslief. Solche Appellation an den Schutz des Staates ist immer die schwache Seite des religiösen Deutschlands. In der einschneidenden Rede des Präsidenten des Congresses Dr. v. Schulte trat der Grundgedanke der Bewegung mit der größten Klarheit hervor.

„Ich kann selbstverständlich", sprach er, „nicht in Details eingehen auf den Nachweis, daß so zu sagen jede Zeile, jeder Buchstabe der vaticanischen Decrete eine Lüge enthält, daß jede einen Bruch, einen Riß in das Fundament wirft, welches uns von unserm Herrn hinterlassen ist. Ich kann dieß nicht thun, es bleibt mir daher nur übrig, die Schlagschatten zu zeichnen.

„Unsere Situation ist eine einfache. Wir sind in den Augen derer, auf deren Häuptern die Tiara sitzt, in deren Hand der Stab ist, der als der Stab des guten Hirten erscheinen soll, wir sind in ihren Augen die Ketzer, die räudigen Schafe.

„Warum sind wir das? Das sind wir, weil wir am 19. Juli vorigen Jahres dasselbe glaubten, was wir am 18. Juli ge-

glaubt haben, weil wir dasselbe glaubten, was uns die Mütter von Kindheit an gelehrt, was wir in der Schule gehört, was wir aus dem Katechismus gelernt haben.

„Unsere Hirten, sie sind an uns einfach zu Henkern geworden; sie haben uns hinausgestoßen, sie haben erklärt: wir, die wir treu an dem Glauben hängen, wir, die wir nichts Neues annehmen, wir sind abgefallen vom Glauben.

„Wir haben dem gegenüber den Kampf begonnen; wir haben ihn begonnen in dem festen Bewußtsein, daß wir die Schiffe hinter uns abgebrochen haben. Aber wir haben ihn begonnen in dem Bewußtsein, daß, wenn wir die Schiffe abgebrochen haben, wir damit für jeden wirklichen Gläubigen uns die Brücke gebaut haben zu dem Schiffe, das oben schwebt."

Der Redner beruft sich gegen das neue Dogma auf die ganze alte Tradition, auf die authentische Geschichte der Kirche, die Geschichte, von welcher die deutschen Bischöfe seit ihrer Schwenkung sagen müssen: Bis jetzt haben wir nichts davon verstanden; denn wir hatten grade das Gegentheil darin gesehen. Vor Kurzem noch hatten wir die Hoffnung einer möglichen Verbesserung; diese Hoffnung ist seit der entsetzlichen Concentration der Gewalt, die jede Erklärung des Papstes zum Dogma macht, zu Schanden geworden. Die ganze Kirche ist in ihm und nirgendwo anders, nachdem er alle Gewalt an sich gerissen hat. Die Unfehlbarkeit wurde sonst nur der wahrhaft allgemeinen Lehre zugeschrieben. Man sagte sogar, der Irrthum eines Concils könne von einem andern Concil wieder verbessert werden. Die moralische Einmüthigkeit gehörte zu den geforderten Merkmalen der Wahrheit. Nach der Ansicht der ganzen alten Kirche kann nicht bloß das allgemeine, sondern jedes Concil den Glauben bezeugen. Dazu ist das Wort Gottes und die Offenbarung in der hl. Schrift und in den alten Vätern niedergelegt. Um sie daraus zu erkennen, bedarf es nur „der Ehrlichkeit, das Richtige erkennen zu wollen, des Charakters, der Wahrheit nicht zu widerstreben, und des Muthes, die Wahrheit zu sagen, Kenntnisse, die Wahrheit zu finden". Es war das Recht der Bischöfe, dem christlichen Glauben Zeugniß zu geben. Aber nie und nimmer hat Christus und die Kirche gelehrt: „Was Einer sagt, ist darum, weil er es sagt, zu

glauben." Der Apostel empfiehlt uns dagegen, alles zu prüfen und das Gute zu behalten.

„Vincenz von Lerinum antwortet auf die Frage: Wie dann, wenn die ganze Kirche vom Glauben abfällt? „Der Apostel sagt: Halte dich zunächst an die Väter! Aber wenn das Uebel fortgeschritten ist, wenn der Eine aus Feigheit vom Richtigen abfällt, der Andere aus Gefälligkeit gegen die Menschen, ein Dritter aus persönlichen Gründen u. s. w.? Gehe zurück auf die hl. Schrift! Dann hilft das bloße Zurückgehen auf die Väter nichts." Durch die vaticanischen Decrete ist die Kirche einfach aufgelöst in der Person und in die Person des Papstes. Der alten Kirche ist der Begriff dieser mechanischen und juristischen Organisation fern. Die alte Kirche identificiert die Kirche nicht mit dem Klerus, noch weniger mit dem Episcopat und am allerwenigsten mit einem Bischofe.

„Von der Bibel", so schließt der Redner, „will ich schweigen, die leider uns Katholiken durchgehends das verschlossene Buch mit sieben Siegeln ist. Darin liegt auch mit das Grundübel.

„Das ist der Begriff der alten Kirche: die Gemeinschaft, in welcher nicht eine juristische Maschine, sondern der Geist Gottes lebendig sein soll. Eine solche Kirche sehe ich als das Endziel unsres Strebens an. Uns ist nicht genug geschehen mit einer formalen Declaration. Wir müssen wünschen und dahin muß unser Streben zuletzt gehen, den Begriff der Kirche zur praktischen Wahrheit wieder zurückgekehrt zu sehen, wie ihn der Herr gesetzt hat: daß die Kirche sei die Gemeinschaft, welche an Christus glaubt, in welcher nicht die Schablone, nicht das Bureau, nicht die bloße Form, sondern der Geist des Herrn lebe und wirke. Das walte Gott!"

Eine solche Rede ist in der That ein reformatorischer Act. Wenn die münchener Bewegung in dieser Richtung weiter geht, wird sie gewiß eines der größten Ereignisse in der Religionsgeschichte. Der Congreß schloß mit einem dreifachen Hoch auf den König von Bayern.

Zwischen den beiden Hauptsitzungen fand in der kleinen Gasteigkirche Gottesdienst statt. Vergessen wir nicht, daß er von Excommunicierten für Excommunicierte gehalten wurde.

Ich habe mich darauf beschränkt, einen möglichst treuen Bericht über den Congreß der Altkatholiken zu geben. Man fragt viel=

fach, und nicht ohne Ironie, was daraus werden wird. Ich weiß es nicht; allein was schon erreicht ist, scheint mir bedeutend. Zum erstenmal seit Pascal und Port-Royal sehen wir einen heiligen Widerstand des christlichen Gewissens im Katholicismus. Es ist seine edele und feste Sprache, die wir vernommen haben. Freilich hat dieser in einem deutschen Lande entstandene Protest eine wissenschaftliche Form angenommen; allein die würden sich sehr täuschen, die darin nur eine Forderung der Wissenschaft sähen. Diese war nur das Werkzeug des Gewissens, welches sich vor einer angemaßten Autorität nicht beugen kann. Das rohe Gelächter des Univers, der aristokratische Unwille derjenigen, die ehedem liberale Katholiken waren, werden die Bedeutung einer wahrhaft christlichen Protestation nicht abschwächen. Welches auch der Ausgang der Bewegung sein mag, eine große Pflicht ist erfüllt, und der Ultramontanismus hat am Tage seines Triumphes eine ernste Stimme des Protestes vernommen. Was uns mit Hoffnung für die münchener Bewegung erfüllt, ist dieß, daß sie sich nicht mit Verhandlungen und Reden begnügt hat, sondern auf den Boden des religiösen Lebens hinabgestiegen ist und mit dem Gott gebührenden Dienst nicht hat warten wollen. Nichts scheidet sie gründlicher von dem freien Gedanken, der diese Richtung zum Triumphe Roms zu einer bloßen philosophischen Schule machen und ihr jede Originalität nehmen würde.

Dennoch gestehen wir, daß sie Mühe haben wird, populär zu werden, so lange sie nicht einen mächtigeren Sauerteig aufgenommen hat, um die Masse in Bewegung zu setzen, als die Unfehlbarkeit. Diese Frage beschäftigt mehr den Geist als das Herz und Gewissen, auch fordert sie eine gewisse Bildung, um ihre volle Wirkung hervorzubringen. Dagegen ergreift eine rein religiöse Frage die menschliche Seele und dringt in die Menge hinein. Hätte die Reformation nur das Panier der freien Forschung entfaltet, so hätte sie Schüler in den Academieen, aber nie Jünger, nie Märtyrer gehabt. Luther brauchte nur das rettende Wort: Der Gerechte wird durch den Glauben leben! nach allen Richtungen hin in die Welt hineinzurufen, und in den Hütten des Harzes, wie in dem Schloß des Kurfürsten von Sachsen schuf er so den starken Glauben, der ein Volk erneuert und eine neue religiöse Zeit beginnt. Hoffen wir, daß un-

sere modernen Reformatoren nicht bei präjudiciellen Fragen stehen bleiben, daß sie von Neuem an das große Problem der Erlösung herantreten und so das wirksamste Mittel der Verbreitung ihrer Lehren finden, die dann aufhören, abstract zu sein. Sie werden erkennen, daß der Ultramontanismus und der Jesuitismus nicht nur auf das Dogma von der Autorität ihren verderblichen Einfluß ausgeübt haben, sondern auch auf alle andern, daß sie das Evangelium von der Gnade gründlich entstellt und seine Moral verfälscht haben. Dann werden sie, ohne den Uebertreibungen des sechszehnten Jahrhunderts hinsichtlich der Gnade und des freien Willens zu verfallen, eine Reformation beginnen, die dieses Namens würdig ist. Ein ganzes christliches Volk werden sie für sich haben. Dann werden sie auch bei ihrer edelen Anstrengung, die wahre Autorität wieder zu finden, nicht auf halbem Wege stehen bleiben; sie werden sich den Weg nicht versperren lassen durch irgend ein Concil oder durch eine menschliche Tradition, wenn es auch die ehrwürdigste wäre. Sie werden in ihrer reformatorischen Rückkehr zu den Ursprüngen der Kirche erst am Kreuze Jesu Christi stehen bleiben und da die unbeschränkte Autorität finden. Zwischen der Frage von der Erlösung und der von der Autorität besteht ein inniger Zusammenhang. Sobald der Erlöser herabgesetzt wird, erhebt sich wieder die Schranke zwischen dem Menschen und Gott, die unvollkommenen Vermittler erscheinen wieder, die Hierarchie und das Priesterthum stellen sich von Neuem zwischen uns und Gott. Ist dagegen die Versöhnung zwischen der Erde und dem Himmel vollendet, ist am Kreuze Alles wahrhaft vollbracht, dann steht uns ein freier Zugang zu Gott offen. Der Vorhang des Tempels ist zerrissen, und das glorreiche Wort Christi ist für uns verwirklicht: „Ich sage hinfort nicht, daß ihr Knechte seid; denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut. Euch aber habe ich gesagt, daß ihr Freunde seid; denn alles, was ich habe von meinem Vater gehöret, habe ich euch kund gethan." Von Christus und von ihm allein lernen wir die Wahrheit. Er bleibt immer unser Meister, und wir hören seine Apostel nur, weil sie seine Zeugen sind und uns zu seinen Füßen hinführen. Es gibt keinen andern Weg, die falsche Autorität zu vermeiden und über sie zu triumphieren.

Das wollen wir in dem letzten Theile dieser Schrift zu zeigen suchen, um unsern ersten Stein zu der großen Kirche der Zukunft beizutragen, die alle wahren Christen zu sich ruft und allein den Druck der Gewissen aufheben wird. Möchten die Männer von Glauben und Muth, welche ihre Stimme gegen die letzten Gewaltthaten des Papstes erhoben haben, ihr Werk heiliger Emancipation bis zu den äußersten Consequenzen verfolgen! Wir sind gewiß, sie an demselben Ziele wieder zu finden, so verschieden auch die Wege sein mögen, die uns dahin geführt haben!

---

## Zehntes Kapitel.

### Jesus Christus unsere Autorität.

Der Autoritätsbegriff ist erschüttert und gleichsam erstickt unter den Empörungen des Gedankens und bei dem Uebermaß der religiösen Tyrannei. Das ist ein gefahrvoller, gewaltsamer Zustand. Ohne diesen Begriff haben wir keine Richtschnur für das religiöse und sittliche Leben; wir schwanken hin und her in einer Ungewißheit, welche eine Schwäche ist. Ueberdieß wird die falsche Autorität, deren übermüthigsten Triumph wir gesehen haben, nur durch die wahre besiegt werden. In dem gegenwärtigen Zustand der Kirche ist nichts wichtiger als die Betrachtung dieses bedeutenden Gegenstandes. Das vaticanische Concil hinterläßt eine tiefe Erschütterung, eine unermeßliche Leere in den Geistern, die es nicht unterjochen konnte. Hätte diese Leere Bestand, so führte sie zum unheilbarsten Skepticismus; sie muß daher um jeden Preis ausgefüllt werden. Den wurmstichigen Grundlagen der falschen Autorität ist die wahre entgegenzustellen, die allein Widerstand leistet und feststeht auf einem sittlichen Fundament in den Tiefen der menschlichen Seele.

Die religiöse Autorität setzt den Glauben an Gott voraus, wie die unbeschränkte Herrschaft den Herrscher voraussetzt. Ist Gott nicht, oder ist er ganz im Sinne des Pantheismus, dann gibt es kein Abhängigkeitsverhältniß mehr. Der Mensch kennt dann keinen Höheren; der Absolute existiert für ihn nicht. Er entgeht daher nicht dem „leichten Dampf und dem kleinen Zufall“, welche hinreichen, um diesen stolzen König in den Staub hinzustrecken; nicht minder unterwirft ihn das Naturgesetz seinem Verhängniß. Aber von Gehorsam ist dann nicht die Rede; die Autorität ist verschwunden!

Eben so wenig existiert sie, wenigstens in unserem Sinne, wenn der Glaube an Gott über die Naturordnung nicht hinausgeht. Dann redet er nur durch meine Vernunft zu mir. Ich brauche nur an mich zu glauben; es gibt keine göttliche Kundgebung außer mir, die ich nicht voraussehen könnte; die Autorität bin ich mir selbst. Beide Lehren verwerfe ich ohne Weiteres; denn um ihnen gegenüber den Autoritätsbegriff geltend zu machen, müßte ich die ganze Apologetik in den Kampf führen. Mein Plan ist einfacher. Ich wende mich an die Christen, an diejenigen, welche an eine Offenbarung glauben; sie alle nehmen einmüthig eine Autorität an. Es handelt sich darum, worauf sie beruht, worin sie besteht, und hier zeigen sich die Spaltungen, die eine Skeptik erzeugen, von welcher die Zuchtlosigkeit des Geistes Mißbrauch macht. Ich beschränke mich also auf die religiöse Autorität, so wie sie unter Gläubigen gilt und sofern sie sich auf die Religion und auf sie allein bezieht. Nichts ist gefährlicher, als sie auf das auszudehnen, was nicht zu ihrem Gebiet gehört, und ihr die Wissenschaft, die Kunst, das sociale Leben unterwerfen zu wollen, die nur dann ihr angehören, wenn man sie in der Höhe nimmt, wo alle Linien sich vereinigen, ich meine in der göttlichen Höhe, auf welche alle Grundprincipien hinzielen.

Das Evangelium gibt uns eine werthvolle Andeutung, wie wir die wahre Autorität von der falschen unterscheiden können. Es sagt uns von Jesus Christus, das Volk habe seine Autorität anerkannt, weil er nicht „redete, wie die Schriftgelehrten und Pharisäer". Ueber dieses Wort muß man sich wundern; denn wenn es je eine Institution mit dem Scheine der Autorität gab, so war es die Synagoge, und doch fehlte sie ihr nach dem Urtheil des Volkes, und dieses Urtheil war unwiderruflich; denn was ist eine Autorität, die nicht anerkannt wird? Wenn der Schriftgelehrte durch die Straßen und über die öffentlichen Plätze von Jerusalem ging, dann erhob man sich respectvoll. Man hörte ihn mit Ehrerbietung; zahlreiche Schüler saßen zu seinen Füßen. Er bestieg den verehrtesten Stuhl, den Stuhl Moses, und schleuderte seine Verdammungsurtheile, und doch hatte er keine Autorität. Dagegen fesselte der Meister, der aus dem verachteten Nazareth kam, die Menge an seine Lippen und beherrschte sie. Der Zorn selbst, den er erregte, erhöhte seinen Einfluß;

denn der Haß bezeugt in seiner Weise die sittliche Macht der Lehre, die ihn erregt hat. Woher dieser Contrast?

Zunächst ist zwischen ihm und der Synagoge ein sittlicher Unterschied, bei dem ich nicht lange verweilen will. Die Synagoge war die Personification des hartnäckigen Volkes und seines maßlosen Hochmuths. Keine Anmaßung kam der des Juden, zumal des Rabbi gleich. Dagegen war Jesus der sanfteste, demüthigste unter den Menschen. In der Religion ist der Hochmuth immer eine Verminderung der Autorität, weil sich damit der Mensch an die Stelle Gottes setzt, der Diener an die Stelle des Herrschers, der Knecht mit den Kleidern seines Herrn sich brüstet; darin liegt nichts, was Ehrfurcht einflößen könnte. Die Demuth läßt dagegen den wahren König in seiner Majestät erscheinen; darum ist sie eine Bedingung der Autorität.

Gehen wir von dieser rein moralischen Parallele zur Vergleichung der Grundlagen der beiden Autoritäten über. Zunächst wollen wir die Grundlagen der Autorität der Synagoge aufzählen. Ich beginne mit den höchsten, um stufenweise zu den niedrigsten überzugehen. Erstens hat sie die Religion zu einer abstracten Wissenschaft gemacht, zu einer Scholastik, einem schwer zu begreifenden und einen langen Unterricht erfordernden Lehrgebäude, einer Reihe von Formeln, welche zahllose Commentare erfordern, wie man aus dem Talmud ersieht, dem zu jener Zeit nur noch die schriftliche Aufzeichnung fehlte. So hat sich die Synagoge zu einem unerläßlichen Pädagogen des Volkes gemacht. Jene Wissenschaft ist außerdem durch hundertjährige Tradition vermehrt. Sie erscheint mit dem ehrwürdigen Gepräge eines hohen Alters. Sie ist eine Kette, die bis in das Dunkel der Zeiten hineinreicht. Noch mehr; sie behauptet ihre Stütze in einem heiligen Buche zu haben, welches ihr Codex ist. Der Schriftgelehrte hat die Buchstaben desselben gezählt; er ist der Mann des Buchstabens, mit welchem er allen Widersprechenden den Mund schließt. Endlich bildet die Synagoge eine Hierarchie, einen Gerichtshof. Sie erläßt Verhaftbefehle und in gewissen Fällen braucht sie Gewalt, wenigstens so viel sie kann; denn als ihre Hand ohnmächtig geworden war, überlieferte sie die von ihr verurtheilten Häretiker der Staatsgewalt. Ihre Autorität vereinigt die Quellen des rabbinischen Wissens, der Tra=

dition, des heiligen Buchstabens, der Hierarchie und der materiellen Gewalt! Und doch, so oft sie nicht im Sinne der Volksleidenschaft verfährt, ist sie gleich Null. Das Volk, welches ihr unterworfen scheint, entzieht sich ihr vollständig; es sagt nicht nur: „das ist eine übel angewandte Autorität!“ sondern nach seiner Ansicht existiert sie im religiösen und sittlichen Gebiete gar nicht, sie ist eine Fiction, ein leerer Schein.

Wie könnte es anders sein, wenn man sich über die wahre religiöse Autorität verständigt hat. Sie hat nur dann Wirklichkeit, wenn sie wirksam ist. Die religiöse Autorität ist nichts Anderes als die die Seele regierende, sie beherrschende religiöse Wahrheit. Zwei Bedingungen sind zur wirklichen Ausübung ihrer Herrschaft erforderlich. Zunächst muß die religiöse und sittliche Wahrheit dem Menschen direct vorgehalten werden, so daß er mit ihr in unmittelbare Berührung kommt und nicht mit dichten Hüllen, die sie verdecken, verbergen und ihm entziehen. Wenn ihm diese Wahrheit nur durch ihm fremde Vermittlungen nahe gebracht wird, so beherrscht sie ihn nicht. Es genügt nicht, daß man die harte, stacheliche Schale einer auserlesenen Frucht in der Hand habe, um sie zu kosten. Die so aufgenommene oder vielmehr erlittene religiöse Wahrheit dringt weder in die Seele, noch in das Gewissen hinein und übt keine wirkliche Gewalt auf den Menschen aus, ist also für ihn, als wenn sie nicht existierte. Wenn er sich an diese ganz äußere Autorität hält, hält er sich an das, was die religiöse Wahrheit noch nicht ist, und folglich entzieht er sich ihrer Macht. Die zweite Bedingung, die wir fordern, ist die, daß die höhere Wahrheit dem Menschen in einer Weise mitgetheilt wird, die selbst religiös und sittlich ist. Die unmittelbare Berührung genügt noch nicht. Sie darf auch nicht die Folge des Zwanges sein; denn der Zwang erlangt nichts von der menschlichen Seele; diese entzieht sich demselben immer, und ihre Zustimmung dazu ist nur Schein. Ohne Ueberzeugung ist nichts gewonnen. Die Festung unsers Herzens ergibt sich freiwillig; nie hat man sie mit Sturm genommen. Die Ueberzeugung dagegen, welche immer die Freiheit respectiert, macht, daß die Wahrheit in das Centrum des sittlichen Wesens hineindringt und ihm eine königliche Würde verleiht, die um so höher ist, als sie sich nicht auf

eine Gewaltmaßregel, sondern auf eine freie Vereinigung gründet. Das sind die beiden Bedingungen, unter denen die religiöse Wahrheit zu ihrer Herrschaft gelangt. Ich glaube nicht, daß man diese allgemeinen Grundsätze verwerfen kann. Sie sind ein sicheres Mittel, die falsche von der wahren Autorität zu unterscheiden.

Wenden wir sie auf die Synagoge an. Offenbar erfüllt sie weder die eine, noch die andere Bedingung. Zunächst bringt sie uns nicht mit der religiösen Wahrheit in Berührung. Sie bringt vielmehr zwischen sie und uns Mächte, die ihr fremd sind. Die Scholastik, die verwickelten Systeme, die mühsam ausgeklügelten Formeln, das ganze Schulwissen sind nicht die Wahrheit selbst, nicht die Religion, sondern die officielle Lehre des Rabbinen, die kalte Abstraction, das Skelett oder der Automat, zur Benutzung bei dem academischen Vortrag bestimmt, eine ganz verstandesmäßige Orthodoxie, die niemals ein Herz bewegt hat. Die Tradition ist der Glaube der Vergangenheit, eine in Binden eingehüllte Mumie; sie stellt uns einem einbalsamierten Leichnam gegenüber; die lebendige Wahrheit ist da nicht zu finden. Der Buchstabe, selbst der heilige Buchstabe, als ein Rechtscodex betrachtet, worin man nicht den Geist, sondern das heilige Wort sucht, ist auch der Tod. Er tödtet, sagt Paulus, anstatt lebendig zu machen. Er ist eine bloße Zusammenstellung von Silben ohne Seele und unfähig, zur Seele zu reden. Die Hierarchie, welche die Lehrbeschlüsse erläßt, hat die Eigenthümlichkeit, die Prüfung, d. h. das unmittelbare Schauen der Wahrheit zu verbieten; folglich hält sie dieselbe fern von dem sittlichen Wesen. Ihre sicherste Wirkung ist, daß sie die erste Bedingung jeder Gewißheit unmöglich macht. Unterstützt von der Gewalt, die, wie man richtig bemerkt hat, sich so zur Wahrheit verhält, wie das Wasser zum Feuer, macht sie auch die zweite Bedingung, die in der Achtung des Gewissens besteht, unmöglich; denn sie geht darauf aus, eben dieselbe Wahrheit aufzunöthigen, deren unmittelbare Berührung sie verhindert. Jeder ihrer angeblichen Ansprüche auf Autorität ist ein Angriff auf die Freiheit der Seele; sie wirft ihr ihre Formeln zu wie die Ringe einer auf dem Amboß ihrer Schulen kalt geschmiedeten Kette, beugt sie unter ihrer Tradition und hüllt sie ein in ihren todten Buchstaben wie in ein Leichentuch. Auch dann noch nicht

zufrieden, fügt sie zu allen Vorsichtsmaßregeln ihre sogenannte heilsame Strenge hinzu. Das ist die Autorität der Synagoge. Nach ihrem eigenen Bilde hat sie eine undurchdringliche Dornenhecke um das Feld der Wahrheit gezogen. Die wahre Autorität spottet darüber; denn es gibt keine lächerlichere Fiction. In einem schönen Grabe hat die Synagoge das sittliche Wesen bestattet. Entweder bringt sie es dahin, es zu tödten, und dann herrscht sie eben nur über Todte, was kein Herrschen ist, oder aber es steht wieder auf trotz aller hütenden Wächter, und dann ist es das erste Lebenszeichen, daß es alle künstlichen Bande, mit denen es gefesselt war, zerreißt. Nur zu oft will es dann in seinem Zorne von keiner Abhängigkeit mehr etwas wissen und stürzt sich in eine maßlose Empörung. Sie macht Automaten oder Gottlose. Sie ist der erklärteste Widersacher der sittlichen und religiösen Autorität.

Mit dem freien Instinct, der selten trügt, wenn er nicht durch die Leidenschaft irre geleitet wird, erkannten die Zeitgenossen Jesu in ihm das, was sie ihren amtlichen Gewalten nicht zugestehen konnten. Sie riefen aus: „Er redet mit Autorität." Es wird uns leicht sein, nachzuweisen, wie sehr sie Recht hatten, wenn sie die von uns entwickelten allgemeinen Grundsätze auf den göttlichen Meister anwandten. Zunächst fragen wir, ob er die erste Bedingung der religiösen Autorität erfüllte, die darin besteht, daß die Seele mit der wahren Religion in unmittelbare Berührung gebracht wird. Ich erinnere nur an das große Wort, worin seine Lehre zusammengefaßt wird: Ich bin die Wahrheit. Er ist nicht bloß der Zeuge der Wahrheit, wie Johannes der Täufer; sie ist in ihm selbst, eins mit seiner Person. Man merke wohl: es ist nicht die im Geheimniß des göttlichen Wesens unter seinem undurchdringlichen Schleier verborgene, gewissermaßen transcendente Wahrheit, sondern die lebendige, menschliche, uns nahe gebrachte, erreichbare, hülfreiche Wahrheit. Jesus Christus ist das Fleisch gewordene Wort; in ihm tritt die ganze religiöse Wahrheit in die Erscheinung. Was ist die Religion anders als das wahre Verhältniß zu Gott. Sie setzt die Kenntniß Gottes und des Menschen und ihrer Verbindung mit einander voraus. Das ist es grade, was Jesus Christus in seinem Wesen und in seinem Werk geoffenbart hat. Er ist der Gottmensch, das heißt nichts

Anderes, als daß er uns Gott zunächst in seinen wesentlichen Eigenschaften offenbart. „Zeige uns den Vater“, sagte sein Jünger. „Philippus, wer mich siehet, siehet den Vater“, antwortet er. Die Heiligkeit und Liebe Gottes strahlt in ihrem reinsten Glanze aus ihm hervor. „Zeige uns den Menschen“, hätte man zu ihm sagen können, und er hätte geantwortet: Ecce homo, siehe da der Mensch! der Mensch in seiner ewigen Idee, in seinem Ideal. Da ist er in seiner Vereinigung mit Gott, in seiner göttlichen Verwandtschaft, möchte ich sagen. Noch mehr. Christus ist nicht bloß der Gottmensch, sondern auch der Erlöser. Indem er in sich selbst zeigt, wie Gottheit und Menschheit sich zu vereinigen bestimmt sind, knüpft er durch sein Opfer das zerrissene Band zwischen Himmel und Erde wieder. Indem das Kreuz zur Auferstehung führt, faßt er alles zusammen, was er ist, alles, was er für uns erfüllt hat, auch alles, was er von uns will, weil es unser Kreuz werden muß. Lehre, Moral, alles ist da! „Wir wollen nichts wissen, als Jesus Christus den Gekreuzigten.“ Er ist die Wahrheit, die ganze Wahrheit im höheren Gebiete.

Diese Gesammtwahrheit bietet sich uns ohne Vermittelung in seiner Person dar. Er errichtet keinerlei Schranken zwischen sich und den Menschen; er redet nicht durch Dollmetscher zu uns. Er hat zwischen uns und sich weder eine Schultheologie gestellt, noch eine hundertjährige Tradition, noch einen passiv angenommenen todten Buchstaben, noch Zwang, noch Priesterthum. Es hat Gott gefallen, unmittelbar durch seinen Sohn zu uns zu reden. So ist die erste Bedingung der Autorität gewiß hinreichend erfüllt. Wir stehen nicht vor versiegelten Gefäßen der Wahrheit, die sie uns nicht mittheilen können. Die Siegel sind gebrochen. Sie steht uns gegenüber; wir können uns an ihrer Schönheit ergötzen und ihre Süßigkeit kosten. Auch kann sie über unsere Herzen herrschen; ihre Herrschaft ist nun gesichert.

Daß diese ganz sittliche Herrschaft auf Mittel sich gründet, die ihrer würdig sind, das ergibt sich aus ihrer Natur selbst. Jesus Christus zieht nicht mit Gewalt, noch durch Ueberraschung in die Seele ein. Es gibt ein zartes und erhabenes Wort in der heiligen Schrift, welches seine Achtung vor unserer Freiheit in bewunderungs-

würdiger Weise zu erkennen gibt. „Siehe, ich stehe vor der Thür", spricht er, „und klopfe an." Er will gleichsam ein um Einlaß Flehender sein, und nichts zeugt mehr von seiner königlichen Würde; denn alles, was er der Gewalt gewährte, würde er dem Einfluß, welcher die sittliche Autorität ist, nehmen. Er will, daß man ihm die Thür öffne; auf den Thron im menschlichen Herzen, der ihm gehört, setzt er sich erst dann, wenn es ihn mit seinem Sehnen und Beten aufgenommen hat. Ich füge hinzu, daß er die Thür eben so wenig mit Wunderthaten, als mit dem Schwerte erbricht. Er will uns nicht durch das Wunderbare überraschen; nein, er begnügt sich damit, daß er selbst das Hauptwunder ist, und die außerordentlichen Werke, die er verrichtet hat, sind nichts als die Ausstrahlung seiner mächtigen, von keinem Naturgesetz beschränkten Liebe. Warum sollte er denn eine andere Methode anwenden? Zunächst zeigt er sich uns, indem er uns ein Wort der Begnadigung und eine selige Gewißheit der Versöhnung bringt. Entspricht nicht seine Person den besten Regungen unserer Seele? Von allem Niedrigen, Fleischlichen, Eiteln in uns, von allem, was unsere wahre Natur herabwürdigt, wird er zurückgestoßen. Von allem, was in uns dieser Natur angehört, was an unsere ursprüngliche Menschheit erinnert, welche göttlichen Geschlechts ist, wird er herbeigerufen. Der Sohn Gottes ist zugleich des Menschen Sohn! Nicht, als wenn es irgend einen unauflöslichen, die sittliche Einheit zerstörenden Dualismus in ihm gäbe. Er nannte sich des Menschen Sohn, weil er der vollendete, vollkommene Mensch ist, der Mensch, welcher sein Ideal vollkommen verwirklicht, und er verwirklicht es, eben weil er der Sohn Gottes ist; denn die Menschheit wird nur durch eine unauflösliche Vereinigung mit der Gottheit vollendet und vollkommen. Es besteht also eine tiefe Harmonie zwischen dem Menschen und Jesus Christus, eine Harmonie, die nicht erst mit seinem Erscheinen auf Erden beginnt, sondern sich auf ein ewiges Verhältniß gründet. Wir vergessen dabei nicht, daß unser Heiland der einzige Sohn des himmlischen Vaters ist, daß er das Wort ist, durch welches und für welches alle Dinge gemacht sind, daß sein Licht jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt, und in ihm das höhere Leben des Geistes und des Herzens ist. Wenn er zu uns kommt, kommt er zu den

Seinigen. Er kann verworfen und sogar gekreuzigt werden, weil die Kinder des Lichts vielfach Kinder der Finsterniß geworden sind und die reine und heilige Klarheit hassen, die ihren Fall beleuchtet. Wir sind aber gewiß, daß, wenn in einem einzigen Herzen ein göttliches Lichttheilchen existiert, es darnach sich sehnt, mit seinem göttlichen Herde sich wieder zu vereinigen, nach Christo hinstrebt.

Hier zeigt sich die vorwiegende Bedeutung des Gewissens. Wir wollen nicht exclusiv sein und keine unserer Fähigkeiten von dieser Empfänglichkeit für die Offenbarung oder, besser gesagt, für den Offenbarer, der sie ganz in sich trägt, ausnehmen. Ich bin immer mehr überzeugt, daß trotz der Schwierigkeiten die höchste Philosophie die des Lehrers von Nazareth ist, und daß die Vernunft mehr durch ihn als durch irgend einen andern Lehrer befriedigt wird. Der für uns entscheidende geschichtliche Beweis ergibt sich aus der unparteiischesten Untersuchung. Allein das Wesen der religiösen Wahrheit ist anderswo; es ist vor Allem sittlich und wendet sich folglich vor Allem an das Gewissen. Da ist der beste Stützpunkt des Evangeliums. Sobald man einmal eingesehen hat, daß seine Autorität nicht auf Zwang, sondern auf Ueberzeugung beruht, muß es damit beginnen, in dem Menschen an Grundgesetze zu appellieren, die ihm entsprechen und in uns lagen, ehe wir es kannten. Diese Grundgesetze aber stehen mit mehr oder minder verwischten Zügen in der Tiefe unseres Gewissens geschrieben. Das Evangelium, sagt Vinet vortrefflich, ist das Gewissen des Gewissens, es offenbart dieses sich selbst und befriedigt es. Ist nicht das Gewissen die erste und universellste göttliche Autorität? Redet nicht in ihm Gott zu uns? Entweder ist das Evangelium nicht göttlich, oder es muß mit dieser inneren Stimme übereinstimmen, natürlich unter der Bedingung, daß wir sie gehört und nicht erstickt haben. „Wenn Jemand", sagt Jesus Christus, „Gottes Willen thun will, — d. h. wenn Jemand sein Gewissen hört und ihm gehorcht, — wird er erkennen, daß meine Lehre von Gott ist." Diese Worte sind klar und unzweideutig. Es handelt sich hier nicht bloß um den glorreichen idealen Charakter der Menschheit Jesu, sondern um seine ganze Mission, die eine Mission der Aufrichtung, der Begnadigung und des Heils ist und in sich schließt, daß er gekommen ist, das Verlorne zu suchen

und selig zu machen. Das Evangelium hat ein doppeltes Gesicht, ein düsteres und ein leuchtendes. Es beginnt damit, von unserer Sünde zu zeugen, um uns dann die Erlösung und die Wiederherstellung unserer wahren Natur zu verkündigen. Das Gewissen führt ebenfalls zu dem Einen wie zu dem Andern. Seine betrübte und zornige Stimme zeugt von unserm Fall und rächt das Recht Gottes, während es zugleich auf unsere hohe Bestimmung hinweist, die nicht darin besteht, daß wir die verpestete Luft des Egoismus und der Fleischeslust athmen, sondern durch Reinheit, Hingebung und Liebe Gott ähnlich werden. Zeiget Jesum Christum dem menschlichen Gewissen in einer der heiligen Stunden, da der Lärm von außen und von innen gleichsam unterbrochen ist, um seine Stimme reden zu lassen. Das geschieht meistens nach irgend einem harten Schlage der Hand Gottes, die unsere Götzen zertrümmert. Zeiget diesem Gewissen nicht einen verfälschten Christus, mit irgend einer profanen Schönheit geschmückt und mit den Blumen einer erschlaffenden Poesie bekränzt, sondern den Christus des Evangeliums, den Christus, der der Wurzel gleich war aus dürrem Erdreich, den ernsten, armen Christus, der von Opfer redet und selbst geopfert wird, den blutigen Gegenstand der Beschimpfung und der Wuth. Zeiget ihm unsern Jesus, den gebundenen und mit Dornen gekrönten König. Der ist's, wird das Gewissen ausrufen, der ist's, welchen ich erwartete! Ja, alles, was ich geahnt habe, ist in ihm verwirklicht, übertroffen. Ich wußte, daß es ein göttliches, unverbrüchliches, heiliges Gesetz Gottes gibt, und daß dieses Gesetz in seiner höchsten Gestalt fordert, daß man Gott liebe und für Gott und die Menschen sich hingebe. Das Größte, was ich ahnte, war die geopferte Liebe. Jetzt ahne ich dieses Gesetz nicht bloß, ich sehe es vollkommen erfüllt. Die Heiligkeit ist für mich nicht mehr ein bloßer Gegenstand der Sehnsucht; sie steht lebendig vor mir. Ja, er ist es, der Heilige Gottes; ich kann ihn nicht anschauen und ihn anhören, ohne mich vor ihm zu beugen. Mich dürstete nach Gott, nach einer völligen Vereinigung mit ihm. Ich schrie nach dem göttlichen Leben, wie ein verirrter Hirsch in der brennenden Wüste nach frischem Wasser schreit. Nahe bei mir sprudelte die Quelle; das göttliche Leben strömt aus dem Herzen, das in seiner innigen Liebe für mich geschlagen hat.

Die Scheidewand, die mich von ihm trennte, ist gefallen. Diese Schranke war so hoch wie der Himmel. Ich wußte wohl, daß das göttliche Gesetz verletzt worden war; ich war die eifersüchtige, unbestechliche Wächterin des Rechtes Gottes und in meinem Entsetzen forderte ich von ihm Vergeltung. Angesichts des Kreuzes bin ich besänftigt; da finde ich die Wiederherstellung und das Lösegeld, das einzige Gottes würdige, ein Opfer der Liebe, welches durch seine Heiligkeit das Verdorbene wieder gut macht. O du göttlicher Gekreuzigter, heiliges und reines Opfer, wenn du mir ohne Hülle erscheinst, dann ist es mir, als hätte ich dich immer erkannt und als wäre mir dein Bild eingegraben! Und sobald ich mich wiederfinde und mich von dem losmache, was mich fesselt, sei es in den wildesten Gegenden oder im Mittelpunkte der glänzendsten Civilisation, sobald ich meine Stimme über die bösen Leidenschaften erheben kann, rufe ich vor deinem Angesicht und zu deinen Füßen anbetend aus: „Mein Herr und mein Gott!"

Die religiöse Wahrheit begnügt sich nicht damit, daß sie dieses Zeugniß des Herzens und Gewissens veranlaßt. Sie ist keine bloße Idee, kein stummes Buch. Sie ist eine lebendige Person, welche ihre eigene Sache vertritt; denn sie weiß wohl, daß sie uns rettet, wenn sie den Proceß gewinnt. Christus, der allezeit durch seinen Geist unter uns gegenwärtig ist, wirkt unmittelbar auf unsere Seelen, ohne je die sittliche Schwungkraft zu brechen, indem er unsern freien Willen respectiert, auch wenn er uns in's Verderben stürzt. Die Gnade, hat Einer sehr schön gesagt, ist eine göttliche Beredtsamkeit, die unsere Freiheit überredet. Sie allein nimmt die dichte Binde fort, die unsere Augen bedeckt und uns die unsichtbaren Wirklichkeiten verbirgt; sie allein rührt uns, dringt in unser Herz hinein, löst seine eisige Kälte durch ihre kräftigen Strahlen und erweckt das eingeschlafene Gewissen. Der heilige Geist drückt unsern Seelen ein brennendes Siegel auf, welches ist die Bezeugung, besser gesagt, die Mittheilung der Liebe, die uns erlöst hat; er macht, daß sie mit allen ihren Kräften des Erbarmens in uns wohnt. Durch ihn ist nicht allein die Wahrheit für uns, sondern auch in uns; sie ist nicht eine bloße Formel, sondern eine himmlische Wirklichkeit. Nur so besitzen wir sie oder vielmehr gehören wir ihr ganz und gar. Die

Erhaltung des Glaubens in den Seelen ist ein fortwährendes Wunder und zugleich ein glorreiches Geheimniß. Sie ist nicht an diese oder jene mehr oder minder mangelhafte Institution gebunden, sondern an das innere Zeugniß des Geistes, das allein die Herrschaft der Wahrheit und damit die wahre religiöse Autorität in uns begründet und bewahrt.

Wir haben, meinen wir, hinreichend gezeigt, daß diese Autorität, wie sie in Jesu Christo erscheint, die beiden Bedingungen erfüllt, unter welchen allein sie wirksam wird. Einerseits ist es die Wahrheit, mit welcher wir unmittelbar in Verbindung treten. Andererseits gründet sie ihr Reich nur den Gesetzen unsers sittlichen Wesens entsprechend; sie drängt sich uns nicht von außen auf; sie sucht ihre ersten Ansprüche in uns selbst, in den Tiefen unseres Gewissens und regt uns zu unserer Zustimmung an, und ihre geheimnißvolle, göttliche Einwirkung auf uns durch den hl. Geist hat nichts Magisches oder Tyrannisches. So ist auch ihr Sieg kein eingebildeter. Er behandelt uns nicht wie das Rohr, welches der Wind zerbricht, sondern wie das freie, verantwortliche Wesen, das erst dann wahrhaft besiegt, wenn es überzeugt, gewonnen, überredet ist. Ihre Herrschaft ist nur insofern eine wirkliche, als sie eine sittliche und auf die Zustimmung des Gewissens gegründet ist.

Wird man vielleicht behaupten, diese Herrschaft sei keine wirkliche; auf die Zustimmung sich gründend, werde sie immer in Frage gestellt als eine gesetzgebende Gewalt, welche fortwährend durch unseren Beschluß erneuert werde? Das wäre ein großer Irrthum. Die einmal erkannte Wahrheit bindet uns und zwar um so mehr, je freier sie anerkannt wurde. In allen Gebieten hat sie dieselbe Autorität. Sobald eine Thatsache, ein Gesetz von der Wissenschaft nachgewiesen ist, sind wir der Thatsache und dem Gesetze gegenüber nicht mehr frei; wir können sie nicht mehr in Zweifel ziehen. Was würde man von einem Astronomen halten, dem es einfiele, durch die Leugnung des Gesetzes der Schwere seine Unabhängigkeit des Geistes zu beweisen? Man würde ihn wahnsinnig nennen. So beherrscht uns die Wahrheit, sobald sie sich uns gezeigt hat; ihre Herrschaft macht sich von selbst geltend. Vornehmlich macht sie sich im religiösen und sittlichen Gebiet geltend. Die sittliche und religiöse

Wahrheit ist ihrem Wesen nach unendlich, weil sie die Kundgebung Gottes selber ist. Der Mensch ist fähig, sie zu erkennen und willkommen zu heißen; allein er kann sie weder hervorbringen, noch völlig erfassen. Zumal bleibt der Gedanke immer unter seinem göttlichen Gegenstande. Die Liebe, selbst die menschliche, macht alle Voraussicht der Vernunft zu Schanden; ihre Opferfreudigkeit ist eine gewisse ruhmvolle Thorheit, die von ihrer Hoheit nicht zu trennen ist. Die Liebe ist nie vernünftig. Wie verhält es sich nun, wenn es sich um die Liebe eines Gottes handelt und zwar eines Gottes, der sich selbst erniedrigt und dahingibt, um uns zu retten? Sie übersteigt alle Erkenntniß, wie der Apostel Paulus sagt. Daraus folgt, daß der Christ das Evangelium nicht nach der Kleinheit seiner Begriffe zu beschränken, sondern sich zu bestreben hat, seinen Gedanken zur Höhe des Evangeliums zu erheben, indem er sich immer übertroffen und beschämt fühlt und sogar glücklich ist, so sehr übertroffen und beschämt zu sein! Ich gestehe, das Herz und Gewissen dringen tiefer in die christliche Wahrheit ein als der Verstand. Allein wenn man auch nicht behauptet, daß das Gewissen für sich allein fähig wäre, das menschliche und göttliche Ideal zu schaffen, welches in Jesu Christo erschienen ist, muß man doch anerkennen, daß es dem, wovon es unendlich weit übertroffen wurde, zugestimmt hat. Es konnte nicht anders sein, weil es eben Durst hatte nach dem Göttlichen und Unendlichen! Ihr unendliches Sehnen schloß die Ohnmacht in sich, es für sich allein zu verwirklichen; es forderte Gott ganz; es forderte also, was es nicht besaß. Nichts wäre irriger und unlogischer, als die Verwechselung der Unendlichkeit des Sehnens mit der Unendlichkeit der Befriedigung. Wenn das Gewissen sich Jesu Christo gegenüber sieht, ruft es auch wie Maria Magdalena: Rabbi d. h. Meister! oder vielmehr wie Thomas: Du bist mein Gott! Daher hat der Mensch die Pflicht, nach der Erreichung des vollkommenen Maßes Jesu Christi zu streben, nicht blindlings, sondern weil er seine Autorität anerkennt, die für ihn nichts desto weniger unbeschränkt ist. Sie ist unbeschränkt im sittlichen Gebiet. Jesus Christus ist für uns das höchste Gesetz, und unsere erste Pflicht ist es, ihm ähnlich zu werden, indem wir uns ganz seinem Vorbilde unterwerfen. Nicht minder herrscht er im Ge-

biete unserer religiösen Erkenntniß. Seine Erkenntniß ist unendlich höher als die unsrige, und da wir seinen Anspruch auf unser Vertrauen anerkannt haben, haben wir nur unsere beschränkten Gedanken ihm unterzuordnen und die Erfassung seiner unendlichen Gedanken zu erstreben. Seine Autorität verändert ihr Wesen nicht in den verschiedenen Perioden unseres religiösen Lebens. Der große Irrthum aller Autoritätsmenschen besteht darin, daß sie eine vorhergehende Prüfung zugestehen, aber, sobald sie uns zum Glauben gebracht haben, sie sofort verbieten. Prüfet, so sagen sie, die Forderungen der Kirche und der Schrift; allein sobald ihr sie richtig befunden habt, lasset ab von jeder Forschung; sie wäre verwerflich. Das wäre ebenso, als wenn man sagen wollte: Suchet einen werthvollen Minengang, aber habt ihr ihn gefunden, so grabet nicht weiter. Wir sagen dagegen: Grabet immerfort, grabet tief! So verhält es sich mit der religiösen Autorität im Anfange, so auf allen Stufen des religiösen Lebens; sie ist immer eine sittliche und hat fortwährend zum Hauptorgan das Gewissen. Die Lehre, die ich heute nicht verstehe, weise ich nicht darum zurück, weil sie mein Verständniß übersteigt, vorausgesetzt, daß ich es mit einer Lehre des Herrn zu thun habe; nichtsdestoweniger aber bemühe ich mich, sie durch alle meine Fähigkeiten und zunächst durch die sittlichen mir anzueignen; denn so lange diese Aneignung nicht erfolgt ist, hat sie keine Einwirkung auf mich, ich besitze sie nicht wirklich. Mit andern Worten, ich hüte mich wohl, die Rollen umzukehren: ich stelle nicht Jesus Christus in die Schule meines Gewissens, sondern mein Gewissen in die Schule Jesu Christi, damit er es reinige und nach seinem Bilde gestalte.

Das Evangelium liefert uns ein schlagendes Beispiel vom Fortschritt in der Aneignung der Wahrheit. Der Apostel Johannes theilt uns im Anfange seines Evangeliums eine in Kapernaum gehaltene Rede Jesu Christi mit, welche die tiefste christliche Mystik berührt. Der Herr bezeichnet sich als die ewige Nahrung der Seele und gebraucht besonders kräftige Bilder, um diesen schon an sich erstaunlichen Gedanken auszusprechen. „Wer“, sagt er, „nicht mein Fleisch isset und nicht trinkt mein Blut, kann nicht mein Jünger sein.“ Diese Lehre überstieg so sehr den Verstand seiner Zuhörer,

daß sie ausriefen: „Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören?" Johannes hat ohne Zweifel auch so gesprochen. Was wäre daraus geworden, wenn er diese Lehre Jesu verworfen hätte unter dem Vorwande, daß er sie nicht fassen könne? Den erhabensten Theil seiner Lehre, den, welcher die Thore des Heiligthums öffnet, hätte er dann mißverstanden. Dieser Versuchung ist er nicht unterlegen. Jene wundersamen und erhabenen Worte hat er in seinem Herzen bewahrt; er ist gewachsen im Glauben und in der Liebe in der Gemeinschaft des Herrn; der Geist hat ihn in jene herrliche Wahrheit hineindringen lassen, und er ist ihr unvergleichlicher Apostel geworden. Davon kann man sich durch seine Briefe überzeugen; sie sind, wie ich zu sagen wage, ganz genährt von dem verborgenen Mark der großen christlichen Mystik, worin wir die Krone des Evangeliums erkennen.

Wollte man mir, um diese ganze Auffassung der religiösen Autorität zu nichte zu machen, einwerfen, es werde noch die Zeit eines Conflicts zwischen Jesu Christo und mir kommen, so würde ich antworten: Wenn ich die Möglichkeit dieses Conflicts zugäbe, so wäre ich kein Christ; denn ich bin es nur, weil ich eine fundamentale Uebereinstimmung zwischen meinem Gewissen und Jesu anerkenne. Wenn der angedrohte Conflict einträte, dann wäre Jesus Christus für mich nicht mehr Jesus Christus. Wollte man mich fragen, was ich in solchem Falle thun würde, so hieße das mich fragen, was ich thun würde, wenn uns die Sonne Finsterniß statt Licht sendete. Sie wäre die Sonne nicht mehr, das ist Alles. Ich rede von solchen Voraussetzungen mit der größten Ruhe; so sehr bin ich davon überzeugt, daß es eben nur Spielereien des Geistes sind. Ich weiß, an welchen ich glaube!

Alle äußeren Mittel, die man mir zur Beruhigung anbieten möchte, würden mich nur beunruhigen und in Aufregung bringen; denn ich erkläre es, beruht meine Ueberzeugung nicht auf einer sittlichen Grundlage, auf der innersten, persönlichen Erfahrung der Wahrheit, dann haftet sie nur an der Oberfläche, und das erste Wehen des Windes wird sie hinwegreißen wie einen dürren Zweig, der am Baume nicht festsitzt.

Kurz, die religiöse Autorität gebührt für uns Christen dem,

der gesagt hat: Ich bin die Wahrheit! Indem er diese Worte aussprach, brachte er die Wahrheit in unmittelbare Berührung mit unserer Seele und begründete seine Herrschaft durch die königliche Methode der Ueberredung und der Freiheit, die einzige, die bei der menschlichen Seele wirksam ist. Auch können wir von allen untergeordneten und unrechtmäßigen Autoritäten an ihn appellieren und mit Pascal sagen: Ad tribunal tuum, Jesu Christe, appello! O Jesus, an deinen Gerichtshof appellieren wir von allem, was dein Evangelium entstellt; an dich appellieren wir von denen, welche dein Evangelium zu einer ohnmächtigen Philosophie machen, zu einer bloßen Erneuerung des alten Deismus, der nicht im Stande ist, der Seele Heiligkeit und Trost zu geben. An dein Tribunal appellieren wir von allen Synagogen, welche ihre Angriffe auf die heilige Freiheit der Gewissen mit deinem Namen zu schmücken wagen! An dich appellieren wir von allen Theologieen und Orthodoxieen, die dich entstellen. Wir sind bereit, vor der letzten Offenbarung deiner Herrlichkeit alle unsere armen Erklärungen von deiner Person und deinem Werk völlig verschwinden zu lassen, denn sie bleiben unendlich weit entfernt von deiner unendlichen Hoheit!

---

## Elftes Kapitel.

### Jesus Christus und die heilige Schrift.

Man könnte fragen, ob wir mit der Behauptung, daß Jesus Christus unsere höchste religiöse Autorität sei, der großen Tradition der Reformation treu geblieben sind. Beruft sie sich nicht fortwährend auf die hl. Schrift als auf den letzten Schiedsrichter in allen dogmatischen Streitigkeiten? Verweist sie uns nicht vielmehr auf ein Buch als auf eine Person als ihre höchste Instanz? Eine tiefere Untersuchung des Wesens der Reformation in ihrer ursprünglichen, schöpferischen Periode wird unsere Uebereinstimmung mit ihr darthun. Man hat immer anerkannt, daß sie auf zwei Principien beruhe, auf der Autorität der hl. Schrift und der Rechtfertigung durch den Glauben; das erste enthält die Methode, das zweite das Ergebniß der Forschung; beide schließen die freie Prüfung in sich. Die

Rechtfertigung durch den Glauben ist die Befreiung der Seele von dem sie drückenden Joche der Sünde und des Irrthums und ihre Begnadigung und Erfüllung mit dem göttlichen Leben. Das Wesen aller dieser himmlischen Gaben ist nun aber in Christo. Die Rechtfertigung durch den Glauben kommt also auf die lebendige Vereinigung mit Christo durch den hl. Geist hinaus. Sie verwirklicht die Herrschaft der Wahrheit der wahren und allein wirksamen religiösen Autorität über unsere Seele. Andererseits verkündet die ganze Reformation, der Hauptbeweis der Gottheit der hl. Schrift sei das innere Zeugniß des hl. Geistes, welches nach der schönen Aeußerung Calvins die entschiedensten und stärksten Gründe an Vortrefflichkeit und Gewißheit übersteigt. „Die Schrift", sagt er, „hat etwas, womit sie sich mit einer so bestimmten und unfehlbaren Empfindung zu erkennen gibt, wie die weißen und schwarzen Dinge ihre Farbe und die süßen und bittern Dinge ihren Geschmack zeigen." Diese Worte erinnern an das Wort des Apostels Petrus: „Ihr habt geschmeckt, wie freundlich der Herr ist." Was tröstet, stärkt, erfreut die Seele, indem es sie beugt? Wo ist die herrliche Mischung der heilsamen Bitterkeit und der himmlischen Süßigkeit, wenn nicht in eben demselben Jesus, der der Gegenstand des rechtfertigenden Glaubens ist? Er ist es also, der uns die Gottheit der Schrift offenbart; wir erkennen sie erst, wenn wir ihn selbst anbeten. Der hl. Geist bezeugt uns unser Heil und zugleich die hohe Würde des heiligen Buches. Es ist gleichsam ein und dasselbe Zeugniß. So führt uns die Reformation zu den Füßen und läßt uns zu den Füßen dessen, der gesagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! Die Autorität der Bibel geht aus der Autorität Jesu Christi hervor und ist eins mit ihr; sie ist desselben Wesens. Das haben wir jetzt nachzuweisen, nachdem wir gezeigt haben, daß wir nicht untreue Söhne unserer glorreichen Väter sind!

Bei dieser wichtigen Frage halten wir alle vorgefaßten Meinungen, jene ganze Argumentation a priori fern, welche, anstatt die Wahrheit darzuthun, ihr zum Voraus willkürliche Bedingungen auferlegt, und die sich vornehmlich hinsichtlich der religiösen Autorität geltend gemacht hat. Ich muß sie in der und der Form haben, sagt man beständig, sonst ist sie für mich nicht da. Ich muß eine

buchstäblich inspirierte Bibel haben, eine Sammlung des Kanons, die über allen Streit erhaben ist, ein göttliches Buch von absoluter Unfehlbarkeit. Alles oder nichts: das ist die Sprache der Autoritätsmänner der Reformation. Zu ihrer Widerlegung braucht man sie nur den Autoritätsmenschen des Ultramontanismus gegenüber zu stellen, welche sagen: „Eure Bibel genügt nicht. Wir bedürfen eine unbestreitbare Tradition, die ihren Sinn feststellt, eine tastbare und immer lebendige Autorität; wir bedürfen die unfehlbare Kirche, und da sie nur ein berechtigtes Organ hat, den Nachfolger des hl. Petrus, bedürfen wir den unfehlbaren Papst." Dahin führt der apriorische Beweis. Unter dem Scheine, die göttliche Autorität zu erheben, setzt er sie im Grunde herab; denn er begnügt sich nicht damit, was Gott uns gibt; er drängt ihm die Gedanken des Menschen auf und erklärt der Wahrheit, daß er sie nur dann annehmen will, wenn sie sich seinen Forderungen fügt. Allein die souveräne Wahrheit läßt sich keine Gesetze vorschreiben. Es ist nicht unsere Sache, sie zu unterweisen; wir haben nur von ihr zu erbitten, was sie uns in der hl. Schrift gibt und nicht, was wir gewünscht hätten, daß sie uns geben möchte. Wenn es ihr gefallen hat, uns die absolute Unfehlbarkeit zu gewähren, so glauben wir daran; allein hat sie es nicht gethan, so muß man zugeben, daß solche Unfehlbarkeit nicht die unerläßliche Bedingung ihrer Erhaltung ist.

Zunächst werde ich sagen, was die Bibel nicht ist, bevor ich zeige, was sie für uns ist. Erinnern wir uns unserer einleitenden Bemerkungen. Die religiöse Autorität, sagten wir, bezieht sich nur auf die Religion. Wenden wir diese Regel auf die Bibel an. Man täuscht sich sehr, wenn man sie zu einer Art inspirierter Encyclopädie machen will, die uns die rechte Auflösung aller Probleme der Wissenschaft geben müßte, wie wenn sie eine göttliche Physik, Chemie oder Mechanik enthielte. Gott thut kein einziges Wunder unnütz; er offenbart nicht, was der Mensch entdecken kann. Ich bewundere den erhabenen Schöpfungsbericht und erkenne darin das Siegel der Offenbarung, weil er uns in ein über die Wissenschaft hinausgehendes Gebiet versetzt, indem er uns die Hoheit unsers Ursprungs offenbart und uns zu der Quelle des endlichen Daseins jenseits aller Welten hinaufsteigen läßt. Dieser große Strom des

Seins sprudelt aus der freien Liebe des Allmächtigen hervor. So ist die sittliche und göttliche Welt für immer erobert. Es handelt sich hier nicht um eine wissenschaftliche Theorie; wir befinden uns im Gebiete der Grundprincipien. Allein nichts ist gefährlicher, als von der Bibel die Unfehlbarkeit des Wissens im Gebiete der zufälligen Dinge zu verlangen. Die Propheten waren die Schauer der unsichtbaren Welt; die sichtbare Welt aber war unserm Suchen, Forschen und Tasten anheimgegeben, und der Geist Gottes hat seine reinsten Organe nicht davon entbunden. In Bezug auf Astronomie, Chronologie und sogar hinsichtlich der Grammatik und Dialectik können sie sich sehr wohl täuschen. Dem, was wesentlich relativ und fehlbar ist, sollen wir nicht das Siegel des Absoluten aufdrücken.

Wenn die Bibel kein inspiriertes wissenschaftliches Handbuch ist, so ist sie eben so wenig ein Codex oder ein Formular. Sie bietet uns nicht die Wahrheit in der Form eines dogmatischen Credos, was wir nur passiv anzunehmen hätten. Nur dann könnte sie so geartet sein, wenn die Wahrheit ihrem Wesen nach eine Lehre, die übernatürliche Offenbarung gewisser Gedanken über Gott wäre. Man begreift, daß dann das Buch, welches sie bestimmt formulierte, sich mit der Offenbarung identificieren würde, und diese wäre dann nur eine heilige Schrift, die man bis auf's Jota annehmen müßte, weil die Bestimmtheit der Formel allein für die Erhaltung einer lediglich intellectuellen Wahrheit bürgen würde. Das war der große Irrthum des Supranaturalismus des siebenzehnten Jahrhunderts, der in der Religion nur eine Orthodoxie sah, d. h. einen richtigen, genauen Gedanken über Gott. Ihm ist das Wunder nicht wie uns die freie, unbeschränkte Kundgebung der Liebe Gottes, der in die Geschichte eingreift, um uns zu retten, sondern vorzugsweise dazu bestimmt, den göttlichen, übernatürlichen Ursprung des Buches zu bekunden. Wenn wir einmal das Siegel des Uebernatürlichen an ihrer Stirne erkannt haben, dann brauchen wir die so patentierte gute Lehre nur anzunehmen. Dann öffnen wir die Bibel als einen Civil-Codex und eröffnen wieder die Autorität des Buchstabens, indem wir jeden Versuch sittlicher und intellectueller Aneignung vermeiden und dann am meisten triumphieren, wenn Vernunft und Gewissen zwischen den Widersprüchen, die wir uns zu lösen hüten, gleichsam zermalmt sind.

Dieses System der Auslegung hat nicht allein die über die Autorität aufgestellten allgemeinen Grundsätze gegen sich, sondern auch die Natur der religiösen Wahrheit selbst. Wir haben anerkannt, daß diese keine bloße Lehre, sondern eine Thatsache, eine Person, eine lebendige Offenbarung, eine göttliche Geschichte ist. Sie kann also nicht mit einem Buche identificiert werden, so heilig es auch in unseren Augen sein mag. Die Bibel ist von diesem Gesichtspunkte keine Offenbarung, sondern eine Urkunde derselben, besser gesagt, das Zeugniß, was uns jene göttliche Geschichte aufbewahrt. Darin liegt ihre Hoheit, ihre Nothwendigkeit und ich füge hinzu, ihre Unterordnung Christo gegenüber. Man kann auf sie das Wort des Evangelisten über Johannes den Täufer anwenden: „Er war nicht das Licht, sondern (er war gesandt), daß er zeugte von dem Licht.“ (Joh. 1, 8.) Das Zeugniß existiert nur für die Thatsache, deren Gedächtniß es rein bewahren soll; es ist nicht der Gegenstand unsers Glaubens; es dient nur zu seiner Begründung. Wir glauben nicht an es, sondern durch es, und es führt uns zur Wahrheit, mit welcher es sich gar nicht identificiert. So verstanden, nimmt die Schrift der Autorität Jesu Christi nichts; dieser bleibt allein unbeschränkt. Auch sie verliert nichts; denn sie allein begründet diese Autorität auf genügende Weise; sie zeigt sich uns als das unerläßliche Mittel des Glaubens; allein sie bleibt ein Mittel, ohne ein Ziel zu sein. Daß dieses Mittel wirklich unerläßlich ist, ist leicht zu begreifen. Der Glaube besteht in einer persönlichen Vereinigung mit Jesu Christo. Allein um sich mit ihm zu vereinigen, muß die Seele ihn erkennen, so wie er ist, wie er war; denn sie muß wissen, was er gethan hat, um sie selig zu machen. Als er auf Erden war, brauchte man ihn nur zu sehen und zu hören. Die aufrichtigen Gewissen und zerbrochenen Herzen erkannten und begrüßten in ihm den Heiland, der der Gegenstand ihres geheimen Sehnens war. Aus dieser Berührung entstand der Glaube. Heutzutage durchwandelt er nicht mehr unsere Städte und Felder. Er ist gen Himmel zurückgekehrt. Freilich redet er auch jetzt noch zu uns, und der unsichtbare Christus ist nicht minder gegenwärtig als der historische Christus. Dennoch können wir den historischen Christus nicht entbehren, wenn wir nicht in Unwissenheit über sein Erlösungswerk

bleiben oder nicht in eitele Träumereien uns verirren und statt des wahren Jesus einen eingebildeten annehmen wollen, der nach unserm Bilde geschaffen ist. Wer wird uns aber den Christus der Vergangenheit wiedergeben? wer wird ihn wieder vor unsern Augen lebendig erscheinen lassen? Offenbar ein competentes Zeugniß. Eine Thatsache, die wir nicht gesehen haben, können wir nur durch ihre Augenzeugen erkennen. Nun, dieser vollkommene Zeuge, der den historischen Christus vor uns lebendig erscheinen läßt, ist die Bibel. Daher ihre unermeßliche Bedeutung, ihre Nothwendigkeit, ihr unschätzbarer Werth. Die Offenbarung ist nicht ein Buch; die Offenbarung ist Christus; allein nur durch die Bibel können wir ihn wahrhaft erkennen. Die heilige Schrift ist das Buch Christi; d. h. unter den Büchern nimmt es die Stelle ein, die Christus unter den Menschen einnimmt. Sie ist einzig, unvergleichlich wie er. Darum nennen wir sie das Buch der Bücher. Mehr fordert sie nicht, um auf ihre wahre Höhe gestellt zu werden.

Die Bibel gibt sich uns als das Zeugniß Christi. Welches sind ihre Rechtsansprüche auf unser Vertrauen? Das ist die große Frage, die uns jetzt entgegentritt. Als vom Supranaturalismus die Rede war, habe ich schon den ganz äußerlichen, materiellen Anspruch des Wunders auf seinen eigentlichen Werth zurückgeführt. Wir wollen nicht wie jene Juden sein, welche Zeichen fordern, d. h. welche die religiöse Wahrheit nur auf Grund materieller Beweise, vermöge deren sie sich die Prüfung ersparen, annehmen wollen. Jesus Christus hat der Synagoge Wunder zur Beglaubigung seiner Mission verweigert. Ueber das Wunder habe ich mich schon ausgesprochen. Es ist nicht das Fundament, sondern der Gegenstand des Glaubens. Eine Religion der Erlösung kann nur ein großes Wunder sein. Sie ist an sich selbst übernatürlich. Dieses große Wunder hat seine besonderen Kundgebungen, die auch Wunder sind. Sie wenden sich an das sittliche Wesen und suchen es nie durch Ueberraschung zu gewinnen. Eine solche Religion ist also fern davon, von ihm Annahme zu fordern auf Grund eines bloßen Wunders; das thut sie um so weniger, als nichts beweist, daß die Mächte des Bösen nicht auch ihre wunderbaren Kundgebungen haben. Was von Christo gilt, das gilt auch von der Schrift. Auch sie ist ein Wunder, das Ergebniß einer

übernatürlichen Kundgebung der göttlichen Liebe; auch sie hat ihre Wunder, die Prophetieen. Aber es ist eine gründlich falsche Methode, die Autorität der Schrift auf diese Basis gründen zu wollen, zunächst weil das Wunder nur in dem Theile des Buches sich finden würde, welches die wunderbare Weissagung enthält, und sodann weil es, abgesehen von der Schwierigkeit seines unmittelbaren Nachweises, keinen Einfluß auf das Gewissen haben würde, d. h. auf das wesentliche Organ des religiösen Glaubens. Freilich, wenn ich mich über die einzelnen Thatsachen erhebe und zugebe, daß die Bibel den göttlichen Plan durch die Jahrhunderte hindurch entrollt und in der Vorbereitung seine schließliche Verwirklichung ankündigt, so erkenne ich an, daß sie die Zeit beherrscht und einen göttlichen Ewigkeits-Charakter hat. Allein dieser verbindet sich mit dem allgemeinen Charakter der Offenbarung, welcher an sich übernatürlich ist und unmittelbar zu unserer Seele redet.

Nach Beseitigung des Anspruchs des Wunders suche ich den wahren Rechtsanspruch, welchen das biblische Zeugniß an unser Gewissen macht, und ich finde ihn mit einem Male in Jesu Christo, welcher der fortwährende Gegenstand desselben ist. Eine sonderbare petitio principii, werdet ihr sagen. Du willst beweisen, daß die Bibel in ihrem Zeugniß für Jesum Christum glaubwürdig ist, und grade dieses Zeugniß an sich soll ihre Glaubwürdigkeit beweisen? Ja, so ist es, und diese petitio principii findet sich am Anfange jeder moralischen Gewißheit, die die beste Kraft aus sich selbst schöpft. Vorausgesetzt, ihr wäret der armen Sünderin von Naïn begegnet, grade als sie sich vor Jesu niederwarf, und ihr hättet sie gefragt, warum sie ihm zu Füßen fiele und ihn anbetete, so würde sie euch geantwortet haben: Ich habe ihn gesehen und habe ihn als meinen Gott erkannt! Eben so verhält es sich mit der empfänglichen Seele, wenn sie mit dem Evangelium in Berührung kommt; wie die reuige Sünderin sieht sie Jesus, sie hört ihn, sie betet ihn an. Er ist der Gott, der den Tempel, und nicht der Tempel, der den Gott offenbart. Die Apologetik, die uns von der bewiesenen Autorität der Bibel zur Autorität Jesu Christi führen will, beginnt damit, daß sie uns die Anordnung des Gebäudes bewundern läßt. Sehet, sagt sie, diese Hallen, diese Bogen, diese himmelan strebenden Thürme, das ist ein

Tempel. Der darin wohnt, ist also ein Gott. Unglücklicherweise hat man prächtigere Heiligthümer gesehen, worin Gott nicht war. Wenn ich dagegen bei dem Eintritt in ein Gebäude eine göttliche Luft athme, die mich in den Staub beugt, dann rufe ich aus: Gott ist hier, und dieß ist ein göttlicher Ort. Das ist das Zeugniß des hl. Geistes, worin die Reformation den Hauptbeweis für die hl. Schrift gefunden hat. Darin war sie der treue Wiederhall der großen Schule der alexandrinischen Apologeten. „Glauben an die Schrift mit festem Glauben", sagt Clemens, „heißt den unumstößlichen Beweis ihrer Göttlichkeit gefunden haben, indem man die Stimme Gottes hörte, der sie gegeben hat."*) „Das Grundprincip der biblischen Lehre, an welches man durch Intuition glaubt, ist der Herr, der durch die Propheten, die Evangelien und durch die seligen Apostel redet."**) Kurz, die Bibel macht uns zu Zeitgenossen des historischen Christus und läßt das einzige Hinderniß verschwinden, welches uns verhindert, uns mit ihm zu verbinden, nämlich die Kluft der Zeit.

Wollte man aus dem eben Gesagten folgern, nur die Autorität des Evangeliums sei verbürgt, und das A. Testament und alles, was im Neuen über die Geschichte des Erlösers selbst hinausgeht, sähen wir als nicht zum biblischen Zeugniß gehörig an, so wäre das ein großer Irrthum. Das hieße vergessen, daß die Bibel im Ganzen das Buch Christi ist. Das A. Testament ist der vorbereitete Christus; das Evangelium ist der der Welt gegebene Christus, das Fleisch gewordene Wort; die Apostelgeschichte und die Briefe lehren uns den verherrlichten und in seiner Kirche lebenden Christus kennen. Er ist derselbe gestern, heute und in Ewigkeit. Nicht alle diese Offenbarungen stellen wir auf dieselbe Linie; in einem stätigen Fortschritt sind sie mit einander verbunden. Wir verwechseln nicht die Vorbereitung mit der Erfüllung, welche alles aufhebt, was nur Typus und Vorbild war; allein dennoch erkennen wir an, daß das göttliche Werk mit den ersten Tagen der Welt begonnen hat, und daß Gott, welcher nach der Schöpfung ruhte, nach unserm Fall nicht

*) Clem. Alex. Strom. II. 2, 9.

**) Ebend. III. 16, 95.

mehr geruht, und daß in seinem erlösenden Wirken keine Unterbrechung stattgefunden hat. Verunehren wir das glorreiche A. Testament nicht, dessen Strenge die Ankunft des Befreiers vorbereitete. Wie, wir sollten darüber unwillig sein, daß die Strahlen der Wahrheit durch dichte Finsterniß hindurch gegangen sind? Die Kindheit der gefallenen Menschheit war rauh und barbarisch; um so mehr sollen wir die mächtige Liebe bewundern, welche die ewige Wahrheit für sie gestammelt, und uns hüten, mit dieser Wahrheit die geringeren Bestandtheile zu verwechseln, welche der harte, grobe Jude damit vermischt hat. Vergessen wir nicht, daß diese strenge Schule des Gesetzes allein den Stolz des Sohnes Adams brechen, seine entfesselten Leidenschaften zügeln und ihn gebeugt und zitternd zum verheißenen Erlöser führen konnte.

Wenn ich die unreine Atmosphäre des antiken Heidenthums mit seinen wollüstigen und grausamen Culten verlasse und den Boden der mosaischen oder prophetischen Offenbarung betrete, Angesichts des Gottes, dessen Blitze der Abglanz seiner furchtbaren Heiligkeit sind, der nur schlägt, um zu heilen, und auf den Trümmern unserer Götzen dem Erlöser den Weg bereitet, auf dem brennenden Sande der Wüste, wo er sein Volk festhält und seine größten Gesandten abruft, ist es mir wie Mose zu Muthe vor dem brennenden Busch, und, indem ich die erhabene Stimme vernehme: „Ich bin, der ich bin; ich bin Jehova, der Ewige, der Gott des ewigen Bundes!" rufe ich aus: Das ist ein heiliger Ort; hier wollen wir uns niederwerfen! So erscheint mir das A. Testament; seine Göttlichkeit gibt sich meinem Gewissen kund, und seine Majestät treibt mich auf die Kniee nieder.

Die lange Periode des Wartens und der Vorbereitung geht vorüber: die Zeit ist erfüllt. Nun befinden wir uns in einer andern Wüste, vor dem Kreuze, an dem der Heilige Gottes stirbt. Das ist der Gipfel des Evangeliums. Da ergreift mich die Göttlichkeit mit größerer Macht als zur Zeit der alten Welt. Mit dem Hauptmann rufe ich anbetend aus: Ja, dieser Mensch ist ein Gott, und das Buch, das ihn mir verkündet, ist ein göttliches Buch. Die Urkunden endlich der Urkirche mit ihrem Heldenmuth, ihrer zuversichtlichen Hoffnung und ihrem tapfern Glauben eröffnen mir einen Blick in

das von dem Briefe an die Hebräer geschilderte himmlische Zion. Wir stehen vor dem unsichtbaren, verherrlichten Christus, der durch die Seinigen redet und handelt, ihnen die Zukunft offenbart, mit ihnen ihr Kreuz trägt und ihnen die Krone der Herrlichkeit entgegenbringt. Die Empfindung des Göttlichen bemächtigt sich meiner wieder. Ein göttliches Gepräge hat das Buch von den ersten bis zu den letzten Seiten. Sie haben Theil an der Würde, der Autorität Jesu, und indem ich mich seinem Zeugniß unterwerfe, gehorche ich meinem Herrn selbst.

Das ist der große Beweis der Schrift; ein mystischer, geistiger Beweis, an dem alle Gläubigen Theil haben, der keinen großen wissenschaftlichen Apparat erfordert, und kraft dessen die Autorität der Bibel direct auf dem Gewissen beruht. Es gibt noch andere, die ich keineswegs verachte, und die ihn bestätigen. Sie ergeben sich aus der Beschaffenheit des Zeugnisses der Schrift und sind grade die Bedingungen, die man von jedem glaubwürdigen Zeugen fordert. Dieser Bedingungen gibt es drei. Wir fragen den, der uns eine Thatsache berichtet, ob sie vor seinen Augen sich zugetragen hat; denn sonst kann er getäuscht worden sein. Wir untersuchen dann, ob er aufrichtig ist; denn sonst könnte er uns täuschen wollen. Wir fordern endlich, daß er einsichtsvoll sei, d. h. fähig zu verstehen, was er gesehen hat; denn sonst könnte er sich selbst getäuscht haben. Das biblische Zeugniß hat diesen dreifachen Charakter; es ist ein ursprüngliches, aufrichtiges und einsichtsvolles, was darauf hinausläuft, daß es inspiriert ist; denn nur der Geist Gottes erforscht die Tiefen der Gottheit. Wenn wir die Wissenschaft, die Vernunft ohne Vorurtheil zu Rathe ziehen, so führen sie uns zu diesem Ergebniß, wenigstens hinsichtlich des Ganzen des heil. Buches. Es ist nicht wahr, daß die gesunde Kritik es in Stücke zerrissen hat. Wir Christen nehmen den Kampf auf diesem durch so viele Streitigkeiten umwühlten Schlachtfelde auf. Alle Rechte der unparteiischesten Forschung erkennen wir an, vorausgesetzt, daß die Kritik selbst die Pflichten anerkenne, ihrerseits vorgefaßte Meinungen zu vermeiden und, wenn es sich um Religion handelt, nicht vom religiösen Sinn abzusehen. Wir behaupten, daß unser hl. Buch aus diesem glühenden Schmelztiegel hervorgeht, nicht ohne einige Theilchen von seiner Beimischung

darin zurückzulassen, allein mit Bestätigung aller seiner wesentlichen Bestandtheile, so daß wir in ihm wohl das echte und ursprüngliche Zeugniß der Offenbarung haben. Die Vernunft erkennt ihrerseits unabweisliche Zeichen der Aufrichtigkeit bei Schriftstellern, die nie irgend Einem schmeicheln, sondern mit eisernem Griffel die Verbrechen und Schandthaten der Menschheit und ihres Volkes niederschreiben und zum großen Theil ihr Zeugniß mit ihrem Blute besiegelt haben. Wenn wir endlich auf die Bedeutung der Erklärungen der heiligen Schriftsteller über ihre eigene Inspiration hinweisen, wenn wir die Einheit eines in einem Zeitraum von mehr als zweitausend Jahren und von den verschiedensten Verfassern geschriebenen Buches hervorheben, wenn wir uns auf die wahrhaft göttlichen Wirkungen desselben berufen, so muß die Vernunft anerkennen, daß es einen einzigen, außerordentlichen Charakter hat, und daß dieser Charakter besonders dem ähnlich ist, was wir Inspiration nennen. Diese Argumentation hat ihren Werth; allein sie ist nicht für Alle zugänglich und erfordert eine Arbeit, die sehr lang werden kann. Sie würde den schlichten, unwissenden Menschen auf einer niedern religiösen Stufe lassen, mit der wir uns nicht begnügen könnten, und die Gewißheit zu einem Schulprivilegium machen.

Das nöthigt uns, immer wieder auf den mystischen Beweis des Zeugnisses des hl. Geistes zurückzukommen. Dieser Beweis, der seine ganze Kraft nur in seiner Beziehung auf Christum hat, erfüllt jedoch auch in gewissem Maße die drei Bedingungen, an denen man ein echtes, hinreichendes Zeugniß erkennt. Das versteht sich von selbst hinsichtlich der Inspiration. Sie drängt sich dem Herzen, dem Gewissen auf. Die Bibel ist das fiat lux der sittlichen Welt; sie läßt das Licht aus der Finsterniß hervorströmen und überschwemmt uns damit. Für den Christen hat die biblische Sprache etwas Unvergleichliches in ihrer Mischung von Einfachheit und Erhabenheit und vornehmlich in der kräftigen Eindringlichkeit, die ihn zu der Erklärung nöthigt: Nie hat ein Buch geredet wie dieses! Nach der schönen Bemerkung Adolph Monods erkennen wir in ihr das Schwert des Geistes, weil es uns durchbohrt hat. Was die Aufrichtigkeit der Zeugen anbetrifft, so ist es doch die Sache des Gewissens, sie zu erkennen. Die Aufrichtigkeit, die Uneigennützigkeit der Apostel Petrus und

Paulus fallen ebenfalls seiner Beurtheilung anheim. Ohne Zweifel wird man gegen die erste Bedingung, die Echtheit Widerspruch erheben. Ich wage zu sagen, daß sie, wenn sie der wissenschaftlichen Begründung sehr bedarf, durch die sittliche Gewißheit diesem Bedürfniß entsprechen oder wenigstens es ergänzen kann. Man erinnere sich des berühmten Wortes Rousseaus über die Geschichte Jesu Christi: „Ihr Erfinder wäre erstaunlicher als ihr Held.“ Ja, ein solches Ideal aus unserm menschlichen Jammer hervorgehen lassen, das wäre ein größeres Wunder, als es vor unsern Augen erscheinen zu sehen. Unser Gewissen sagt uns, daß man so nicht erfindet, und daß die Menschheit die fleckenlose Vollkommenheit angeschaut haben muß, um sie darstellen zu können. Wenn ich den Abdruck eines erhabenen Gepräges im Ton bemerke, so weiß ich, daß dieses Gepräge existiert hat, und daß es diesem niedrigen Stoff unmittelbar aufgedrückt ist. Ich brauche das Bild Jesu Christi in dem Evangelium nur zu sehen, um zu wissen, daß er den Augen derer erschienen ist, die mir es aufbewahrt haben. So fällt auch der Charakter der Ursprünglichkeit des biblischen Zeugnisses unter das Urtheil des Gewissens. Dieses Urtheil hat seinen ganzen Werth, wenn man es nicht übertreibt und die Rechtsgebiete nicht verwechselt. Dieß thut man jedesmal, wenn man nicht nur von ihm verlangt, daß es die sittliche Thatsache bestätige, sondern auch, daß es zeuge für diese oder jene Theorie über die Bibel, die eine Sache der Theologie und der Wissenschaft ist, oder wenn man, mit dem mystischen Zeugniß für die Schrift im Ganzen sich nicht begnügend, will, daß es für das Alter der ganzen Sammlung bürge, so mit einem Male alle Fragen hinsichtlich der Kanonicität abschneide und die Unfehlbarkeit der Schrift und die Unmöglichkeit der geringsten Unvollkommenheit oder der geringsten Abweichung in den Berichten bestätige. Nichts ist gefährlicher, als den Glauben in ein Gebiet hineinzubringen, wohin er nicht gehört, und wo das aufmerksame Studium durch nichts ersetzt wird. Unermüdlich wiederholen wir es: der Glaube bezieht sich nur auf das, was die Seele, das Gewissen angeht, was der Hauptinhalt, die Einheit, das Herz der Schrift selbst ist; allein sich auf sie berufen, wenn es sich um Irrthümer der Chronologie, Grammatik und Uebersetzung handelt, oder wenn eine specielle Frage der Kritik entschieden

werden soll, das heißt dieses himmlische Werkzeug mißbrauchen. In diesem Falle rettet nicht das Absolute das Relative, sondern das Relative compromittiert das Absolute.

Unter diesen Beschränkungen steht jedoch fest, daß die allgemeine Autorität der Schrift als des competenten Zeugnisses Christi durch jene allein universellen und in solchen Dingen entscheidenden moralischen Gründe vollständig verbürgt ist. Sie hat denselben Charakter wie die Autorität Jesu Christi, mit welcher sie verbunden ist oder vielmehr, welcher sie ihre großen Ansprüche vor dem Gewissen verdankt. Sie bringt die Wahrheit in unmittelbare Berührung mit unserer Seele, ohne sie je durch äußeren Zwang aufzudrängen. Nicht nur unterscheidet sich unsere Autorität von der des Katholicismus in ihrem Hauptorgan, welches nicht die Kirche, sondern die Bibel ist, sondern auch in ihrem innersten Charakter. Wir legen dem Buche nicht die Rechte bei, welche der Romanismus für das Papstthum in Anspruch nimmt. Wir haben keinen papierenen Papst; die Autorität der Bibel erstickt unser Gewissen nicht, sie spornt es an und stützt sich darauf. „Ihr habt die Salbung von dem, der heilig ist, — dem hl. Geiste — und wisset Alles," sagte der Apostel Johannes zu den Christen Kleinasiens.

Wir kommen zu demselben Ergebniß, wenn wir die Autorität der heil. Schrift nicht bloß im Allgemeinen vom Gesichtspunkte der Glaubwürdigkeit des Zeugnisses, sondern an sich betrachten, hinsichtlich des Charakters ihrer Inspiration, soweit wir denselben zu erkennen im Stande sind. Ueber diesen Punkt werde ich kurz sein, da ich Gelegenheit gehabt habe, ihn anderswo ausführlich zu behandeln.*) Ich bemerke zunächst, daß die Inspiration der Schrift denselben doppelten Charakter hat, den wir bei Jesu Christo gefunden haben. Sie ist zugleich göttlich und menschlich, so sehr, daß die Bibel eben so sehr das Buch des Menschen als das Buch Gottes ist. Das Göttliche erscheint darin nicht in seiner Transcendenz, sondern in wahrhaft menschlicher Form. Diese Analogie zwischen der Bibel und Jesu Christo darf man jedoch nicht, wie bisweilen geschehen,

---

*) Siehe meine aus dem Bulletin théologique abgedruckte Abhandlung über die Inspiration der hl. Schrift.

übertreiben. Der Herr allein zeigt uns die Menschheit in ihrer absoluten Vollkommenheit. Das menschliche Element in der Bibel hat in gewissem Maße an unserer Unvollkommenheit Theil; sie hat ihre kleinen Flecken, trotz denen sie die Sonne unserer Geister ist. Ihre Irrthümer in Einzelheiten verhindern uns nur, ihr unbeschränkte Infallibilität zuzuschreiben. Später werden wir sehen, daß diese Unvollkommenheiten gewissermaßen ein Tribut für den erhabensten Charakter ihrer Inspiration sind. Sie beunruhigen überdieß die gar nicht, welche die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses nicht mit der völligen Unfehlbarkeit identificieren, was das menschliche Wissen äußerst beschränken würde. Wir gehören nicht zu der thörichten Schule, welche um die Geschicke des Evangeliums nach einer so bestreitbaren Theorie wie die wörtliche Theopneustie spielt.

Ich komme auf das zurück, was ich vom doppelten Charakter der Bibel behauptete. Ja, es ist ganz eben so sehr das Buch der Menschheit als das Buch Gottes. Ich wende auf sie das tiefe Wort des Weibes von Sichem über Jesus an: „Er hat mir gesagt, was ich gethan habe.“ Ich füge hinzu: Sie hat mir auch alles gesagt, was ich bin. Wer hat je das menschliche Geschick in der Größe seines Unglücks wie die Bibel geschildert? Sie hat in den Klagen Hiobs die erhabensten Seufzer von der Erde emporsteigen lassen. Der Schrei der Betrübten hallt darin unvergleichlich rührend wieder. Sie ist es auch, die in den tiefsten Tiefen unserer Seele den heiligsten Schmerz aufsucht. Es ist nicht bloß Rachel, die sich nicht trösten lassen will, weil sie ihre Kinder verloren, sondern die menschliche Seele, welche seufzt, weil sie ihren Gott verloren hat. Man höre den Psalmisten; man höre seine mit Thränen der Buße benetzten Gesänge; das ist das zerschlagene und zerbrochene Herz, welches um Gnade und Frieden bittet. So ist die Harfe Zions dreitausend Jahre hindurch das Echo dieser unsterblichen Klage gewesen. Die Bibel ist erbarmungslos gegen unsere Schmach; allein sogar im bodenlosen Schlamm und Morast unserer Laster entdeckt sie die hineingefallene Perle. Wie tief, scharfsinnig ist die Psychologie der Bibel! Wie offenbart sie uns uns selbst, indem sie unsere Verhüllungen zerreißt, ohne Schonung unser schreckliches Elend aufdeckt, unseren unveräußerlichen Adel an's Licht stellt und so das so niedrige und

so große, so edele und so elende Wesen, Mensch genannt, sich selbst offenbar macht! Ja sie hat mir alles gesagt, was ich bin; sie hat mir einen reinen Spiegel vorgehalten, worin ich mich beschaut habe; mein Gewissen hat ihr Zeugniß bestätigt. Zugleich hat sie mir alles gesagt, was Gott für mich gethan hat, seine ganze geduldige Liebe; sie hat mir sein ganzes Werk der Barmherzigkeit vor Augen geführt, von dem Thore Edens an bis zu den Pforten des Himmels, die der mir wieder aufgethan hat, welcher für meine Sünden gestorben und um meiner Rechtfertigung willen auferweckt ist. Gewiß, die geheimnißvolle Vereinigung des Menschlichen und Göttlichen ist wohl geeignet, der Schrift die Herrschaft über unsere Herzen zu sichern.

Diese Vereinigung des Menschlichen und Göttlichen ist eben so wenig in der Schrift wie bei Jesu Christo ein bloßes Nebeneinanderstehen, die beiden Elemente haben sich innig durchdrungen. Die Bibel ist das göttliche Wort, welches Menschen geredet haben, von denen jeder die herrlichen Thaten Gottes in seiner Sprache und nach seiner Eigenthümlichkeit verkündete; d. h. wir weisen jede Theorie der Inspiration, welche ihre Organe zur völligen Passivität verurtheilt, schlechthin zurück. Wenn Gott die Seele des Menschen zum Werkzeug seiner Offenbarungen wählt, behandelt er sie nicht als eine empfindungslose Harfe. Er zerreißt nicht die Fibern des sittlichen Lebens. Er schreibt nicht in unser Herz, wie er schicksalsverkündende Worte auf die Wand des Palastes in Babylon schrieb. Er redet nicht durch unsern Mund, wie er durch den Mund des verstandlosen Thieres redete, welches den Bileam beschämte. „Ich habe geglaubt, darum habe ich geredet", sagt der Apostel Paulus (2 Kor. 4, 13), und: „Gott ist es, der einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben hat, um kundzuthun die Erkenntniß seiner Herrlichkeit" (2 Kor. 4, 6). Wenn man behauptete, diese Worte bezögen sich auf die Predigt des Apostels und nicht auf das, was er geschrieben, so würden wir antworten, daß nichts willkürlicher ist als diese Unterscheidung zwischen dem Prediger und dem Schriftsteller. In unseren heiligen Büchern findet sich keine Spur davon. Das Buch ist die durch die Schrift fixierte, nicht erkaltete Predigt. Diese Predigt ist der heiligste Moment des geistlichen Lebens des Apostels; in ihr ist es concentriert und zusammengefaßt; von seiner sittlichen Kraft ist sie ganz durch-

drungen. Der Zeuge ist ganz und gar in seinem Zeugniß; ich fühle in seinem Worte sein Herz zittern und schlagen, und das Herz wird nie zu einer mechanischen Schwungfeder, selbst nicht unter der Hand Gottes. Es bewahrt seine Freiheit, und diese Freiheit macht den Werth der Empfindungen, von denen es erfüllt ist, und welche die menschliche Rede zum Ausdruck bringt. Wir haben, das liegt freilich darin, keine absolute Unfehlbarkeit, aber auch welchen Reichthum, welche Macht in diesem Zeugnisse, welches uns die geoffenbarte Wahrheit nicht im Allgemeinen und Abstracten, sondern am Herde des sittlichen Lebens erwärmt und durch die Erfahrung bestätigt mittheilt! Sagen wir also nicht mehr: die Schrift ist ein Zeugniß, sondern: sie ist eine Wolke von Zeugen, welche allesammt mit dem Lieblingsjünger bekennen: „Was wir gesehen und gehört haben vom Worte des Lebens, das verkündigen wir euch." Dieser freiere, lebendigere, menschlichere Charakter der Offenbarung ist der Ruhm des neuen Bundes. Er war weniger dem alten Bunde aufgeprägt. Dieser war die Oekonomie der steinernen Tafeln. Das Wort Gottes war hier ein gebietendes Gesetz oder eine Vision; es riß den Propheten mit fort, wie der Adler seine Jungen in seinen Krallen mitnimmt, bevor sie fliegen können. Die Menschheit blieb noch in der Vorhalle des Tempels. Das Evangelium hat sie in das Heiligthum eingeführt. Der Apostel des neuen Bundes ist Johannes, der bei dem mystischen Abschiedsmahl an der Brust Jesu liegt. Er hat „das Wort des Lebens mit seinen Händen betastet" und gibt ihm mit einem von Liebe überströmenden Herzen Zeugniß. Es ist in ihm. „Nicht ich lebe, Christus lebet in mir!" ruft der Apostel Paulus aus. Der Himmel ist geöffnet; der hl. Geist ist in die gereinigten Herzen herniedergekommen; er erleuchtet sie und leitet sie in die ganze Wahrheit. Das ist die Inspiration des N. Testaments! Das ist die Erfüllung der großen Weissagung des Jeremias: „Ich will mein Gesetz in eure Herzen schreiben." Das wiegt alle heiligen Pergamente der Synagoge und alle von den glänzendsten Wundern beglaubigten Autoritäten auf.

Man wird uns ohne Zweifel den Einwurf machen, wir bewahrten der Autorität der hl. Schrift keinen specifischen Charakter mehr. Wenn man unter diesem specifischen Charakter versteht, daß

es in der Kirche zwei hl. Geister gebe, einen, der auf die christliche Seele, und einen andern, welcher auf den inspirierten Schriftsteller einwirke, so bekennen wir, daß unserm Gedanken nichts ferner liegt. Wir behaupten, daß, wenn es sich um Ekstase, Vision, prophetische Weissagungen handelt, das Organ der Inspiration passiv ist, weil es dann nicht ein bloßer Zeuge der Offenbarung ist, sondern die Offenbarung in diesem Ausnahmsfalle ganz und gar auf einer übernatürlichen Mittheilung beruht. Allein abgesehen von diesem völlig exceptionellen Falle wirkt der hl. Geist auf den biblischen Zeugen in derselben Weise, wie er auf uns wirkt, ohne das sittliche Leben aufzuheben. Und doch ist ein großer Unterschied zwischen jenem und uns, und sein Zeugniß hat aus zwei Gründen einen unvergleichlichen Werth. Zunächst ist er dazu bestimmt, uns das Gedächtniß des historischen Christus zu bewahren, und er war allein fähig dazu, weil er ihn mit seinen Augen gesehen und mit seinen Händen berührt hatte. Niemand kann ihn ersetzen, noch ihm gleich kommen. Seine Stellung ist eine einzige. Zweitens hat er die Gnaden empfangen, die zur Erfüllung dieser Mission, ohne welche das historische Gedächtniß bald nur ein flüchtiger Schatten gewesen wäre, nothwendig waren. Die für die ganze Kirche bestimmte allgemeine Verheißung des heil. Geistes hat er sich auf ganz besondere Weise angeeignet; er hat ihn in einem Uebermaß, einem Reichthum, einer Fülle empfangen, wie wir es nirgendwo anders wiederfinden. Diese doppelte Bedingung ist vorzüglich im Apostolat erfüllt. Darüber will ich mich jetzt nicht weiter verbreiten, weil ich wieder darauf zurückzukommen gedenke, wenn ich von der Verfassung der Kirche rede. Ich will nur bemerken, daß das Apostelamt in weiterem Sinne das allein ursprüngliche, allein competente Zeugniß ist, von Jesus selbst eingesetzt und erfüllt mit dem heiligen Geiste in dem Maße, als es nöthig war, damit es uns den wahren Christus bewahre. Was ist dieses apostolische Zeugniß anders als das Zeugniß des von dem heil. Geist völlig erleuchteten christlichen Gewissens, welches uns in sich, wie in einem reinen Spiegel das heilige Bild des ewigen Christus schauen und anbeten läßt? Wo ist also der Vermittler zwischen ihm und dem Gewissen? Ich sehe keinen, weil es das Gewissen ist, welches ihn dem Gewissen vorhält, nachdem es bis

zur höchsten Stufe seiner Inspiration gelangt ist. Diese Autorität ist die allein wirksame. Sie verweist uns nicht an einen todten Buchstaben, an losgerissene Stellen, mit welchen wir uns steinigen würden. Ueberdieß vergessen wir nicht, daß die Bibel eine Leiter ist, welche von der Erde zum Himmel hinaufführt. Sie ist eine progressive Offenbarung. Man muß das, was aufgehoben ist, von dem, was endgültig feststeht, zu unterscheiden wissen, sonst ist man ungehorsam gegen den Gott des Evangeliums, indem man aufgehobene Vorschriften, wie die über das Priesterthum und das materielle Opfer, befolgt. Wir müssen uns auf die Höhe stellen, um jeden Theil in seiner Beziehung zum Ganzen zu sehen, und die Höhe ist das große apostolische Zeugniß, in seiner Gesammtheit genommen. Das ist es, was uns zu den Füßen Jesu Christi hintreibt. Wir sagen mit Luther: „Er ist der Meister und König der Schrift.“ Das ist unsere Autorität. Die Apostel sind nicht die ersten Theologen in einer endlosen Reihe; sie sind die großen Zeugen Jesu Christi. Die Schule jenes Obergemachs ist die des hl. Geistes. Wir kennen keine andere, und wir wiederholen es mit allen Kirchen der Reformation, daß uns die hl. Schrift die einzige und unbeschränkte Regel des Glaubens ist! Wo sie nicht ist, da ist der wahre Christus nicht. Ubi scriptura, ibi Christus.

Bei allen großen Erweckungen des Glaubens und des göttlichen Lebens in den Völkern und Individuen vernimmt man die Worte, welche der heil. Augustinus in seinem Garten in Mailand hörte: Tolle et lege! Nimm und lies! Ich höre eine entgegengesetzte Stimme, welche sagt: „Nimm nicht, lies nicht!“ Das ist nicht bloß die Stimme der menschlichen Weisheit, die nur an sich und ihre Bücher glaubt; das ist die Stimme einer großen Kirche oder wenigstens ihrer mächtigsten Partei, welche nicht will, daß man ohne sie die göttlichen Schriften lese. Ein entsetzliches Vergehen gegen Gott und die Menschheit! Der Engel, welcher geschickt wurde, um dem auf dem Wüstensande sterbenden armen Knaben die Quelle zu zeigen, verbirgt sie und entzieht sie seinen lechzenden Lippen. So kommt das Kind bald um, sittlich und intellectuell. Jedenfalls ist es vom Standpunkte einer besorgten und eifersüchtigen Autorität am sichersten, zu sagen: Lies nicht, lies nichts! Sie hat ein Interesse

an der Finsterniß, und sie breitet sie aus und umhüllt damit wie mit einem Leichentuch die Nationen, deren Wächter oder Kerkermeister sie ist. Die Völker dagegen, welche der göttlichen Stimme gehorchen, welche das heilige Buch lesen, wenden sich dem Lichte zu; die Bibel ist für sie der Schlüssel der Erkenntniß, die Urkunde ihrer Freiheit. Sie sind es, die durch ihre großen Bibelgesellschaften den Engel der Apokalypse in Flug gesetzt haben, um nach allen Himmelsgegenden hin das ewige Evangelium zu bringen. Man spotte, so viel man will, über die Bibelverkäufer, ich liebe sie mehr als die, welche uns das ewige Wort entziehen. Die moderne Welt weiß, was sie ihr verdanken, auch was sie ihren Gegnern verdankt. Wenn man einen Syllabus in die Welt schleudert, dann muß man das göttliche Wort verbergen. Darum sagen wir mehr als je jedem katholischen Volke und vor Allem unserm lieben Vaterlande: Tolle et lege!

Der einzelnen Seele Sache ist es, diesen göttlichen Rath zu hören. Vielleicht sieht sie, wie Augustin, die Bibel nur an einem trüben, kalten Tage; sobald die Nebel verschwinden, wird sie den Werth dieses Schatzes erkennen. Ja, tolle et lege! Weniger süß ist der Honigseim, weniger tief der Abgrund unter unseren Füßen und weniger weit der Himmel über unserm Haupte. Das ewige Wort ist in diesem Buche, und es hat Gott gefallen, alle Dinge in demselben und durch dasselbe neu zu machen.

---

## Zwölftes Kapitel.

### Jesus Christus und die Tradition.

Die religiöse Wahrheit ist eine göttliche Geschichte, besser gesagt, eine lebendige Person, Jesus Christus selbst. Die hl. Schrift ist das ursrüngliche, wahrhaftige, inspirierte dem Erlöser der Welt gegebene Zeugniß. Die Ankunft Christi ist durch Offenbarungen, welche göttliche Kundgebungen und gleichsam die ersten Schritte Gottes in der Geschichte sind, vorbereitet. Das A. Testament versetzt uns in diese Zeit der Vorbereitung. In den Evangelien haben wir die Fleischwerdung Christi; in der Apostelgeschichte und den apostolischen Briefen lernen wir den auferstandenen, unsichtbaren Christus

als in seiner Kirche immer gegenwärtig und wirksam kennen. Das evangelische und apostolische Zeugniß, welches uns auf den Gipfel der Offenbarung versetzt, ist also vorzugsweise die Regel des Glaubens für uns, weil es uns ohne Vermittler dem gegenüberstellt, der die Wahrheit ist. Es ist nichts Anderes als das durch den heil. Geist völlig erleuchtete christliche Gewissen in seiner unmittelbarsten Berührung mit dem historischen Christus. Es spricht zu unserm Gewissen: „Das ist es, was ich geschauet habe vom Worte des Lebens.“ Daher der unvergleichliche Werth des göttlichen Buches und seiner unbeschränkten, von keinem theologischen Systeme abhängigen Autorität.

Was bedarf es mehr, um zu unserm Heiland zu kommen. Nichts, sagt die Kirche der Reformation, so lange sie ihrem Princip treu ist. Zwei Autoritäten haben wir außerdem noch nöthig, antwortet der Katholicismus: die Tradition und die Kirche. Ohne sie seid ihr der Willkür der individuellen Ansicht preisgegeben und ihr kommet nicht zur Einheit. Ihr habt keine wahrhaft feststehende religiöse Autorität. — Ich verwerfe entschieden diese beiden Mächte, insofern man sie über die Schrift stellt. Ich behaupte, daß sie in Wirklichkeit nur eine einzige bilden, die der angeblich unfehlbaren Hierarchie, welche die Tradition eben so wenig als die Bibel respectiert und sich eben so sehr über die Geschichte als über die Offenbarung erhebt. Die von der Hierarchie getrennte Tradition brächte dem Katholicismus den Tod; er muß ihr seine Auslegung aufdrängen, sonst findet er auch auf diesem Boden die Verschiedenheit der Ansichten, die er aus dem heiligen Gebiet der Schrift hat beseitigen wollen. Diese ist ihm nur ein Werkzeug der Herrschaft über den menschlichen Geist; auch sucht er sie nach seinem Willen zu beugen und trägt nie Bedenken, sie zu verfälschen, wenn es ihm nothwendig scheint. Das ist es, was wir nachweisen wollen, ohne zu vergessen, daß der Irrthum nur dann überwunden wird, wenn man ihm den Theil der Wahrheit nimmt, der ihm das Leben fristet, d. h. wir werden zeigen, wie die vom falschen Autoritätsprincip befreite Tradition ihre heilsame und glorreiche Aufgabe der Bestätigung des Glaubens löst.

Beseitigen wir zunächst ein Mißverständniß, welches nach un=

serer Definition der Autorität der Schrift nicht bestehen kann. Die Anhänger der Tradition machen uns oft den Einwurf, bei der Feststellung unserer Glaubenslehren einem Buche den ersten Rang zu geben, heiße in der Weise der Schriftgelehrten und der Verehrer des Koran den Buchstaben vergöttern. Die Kirche sei dagegen ein lebendiges Organ des hl. Geistes, welches weit mehr mit dem Geiste des Evangeliums übereinstimme, als was man spöttisch einen papierenen Papst nenne. Dieser Einwurf fällt dahin, wenn man die Bibel nicht als einen vom Himmel gefallenen Codex, sondern als das vibrierende Echo der Urzeugen betrachtet. Ja, ohne Zweifel ist die Kirche dem Buche vorhergegangen, das mündliche Zeugniß ist eher als das geschriebene; nur hat jenes durch dieses, was nichts Anderes ist als die Predigt der Apostel selbst, aufbewahrt werden können; es ist wieder die Urkirche, oder besser gesagt, sie ist nur in ihm. Versteht man also unter Tradition die Stimme der apostolischen Kirche selbst, so besitzen wir die reinste, echteste. Wir sind nicht die Männer eines stummen, todten Buches; unsere Autorität ist ein Zeugniß voll von Kraft und überströmend von sittlichem Leben.

Allein unsere Gegner halten sich nicht an diesen so einfachen und so wahren Begriff. Was sie mit ihrer Tradition bestätigen wollen, ist ihre officielle Auslegung der heil. Schrift. Bevor wir zeigen, auf welchen unrechtmäßigen Wegen sie dazu kommen oder dahin streben, müssen wir zunächst das Princip selbst zurückweisen, welches voraussetzt, daß die hl. Schrift nicht vom individuellen Verstande erfaßt werden könne. Daß dieß ihre Ansicht ist, ergibt sich aus dem Eide, welcher von jedem Bischofe seit dem Concil von Trient geleistet wird! „Die hl. Schrift will ich nur annehmen und auslegen entsprechend der einmüthigen Zustimmung der Väter." Diese Ausschließung des individuellen Verstandes bei der Annahme und Auslegung der hl. Schrift verkennt zunächst den ersten Charakter der Religion, welche wesentlich ein directes Verhältniß zwischen der Seele und Gott ist. Das religiöse und sittliche Gebiet ist vorzugsweise das Gebiet der Individualität; der unbedeutendste, unwissendste Mensch hat darin einen unendlichen Werth, weil er heilige Verpflichtungen darin findet, denen er in voller Unabhängigkeit sich unterwerfen muß. Niemand kann an seine Stelle treten; er ist für sich allein

verantwortlich; er muß sich selbst entscheiden, weil er und er allein es ist, der die Opfer bringt, welche die Pflicht von ihm fordert. Seine Seele hat einen unermeßlichen Werth; die ganze Welt wiegt sie nicht auf, und die wahre Religion beginnt für ihn erst, wenn er sich in freier Bewegung seines sittlichen Lebens Gott ergeben hat. Hat nicht Gott versprochen, sich ihm ganz hinzugeben? Will er nicht Alles in Allem sein? Strahlt nicht aus dieser Hingabe die Größe seiner Liebe und die Herrlichkeit seiner Großmuth hervor? Alles im Evangelium spricht zu jedem unter uns das Wort des Propheten an David: „Du bist der Mann!“ Du bist der Mann, der sich gegen Gott empört hat! Du bist der Mann, für welchen das Blut der Erlösung geflossen ist! Du bist der Mann, der zum ewigen Leben, zur Heiligkeit, zur erhabenen Vergeltung der göttlichen Liebe berufen ist! „Mein Herz hält mir vor dein Wort: Ihr sollt mein Angesicht suchen.“ Aus diesen Erwägungen ergibt sich, daß sich die Bibel zunächst an das Individuum wendet. Die Behauptung, sie könne durch keinen unter uns ohne einen officiellen Ausleger verstanden werden, ist die Anklage gegen Gott, er verstehe nicht zu den Wesen zu reden, die er nach seinem Bilde geschaffen und deren geheimste Gedanken er kennt, d. h. mit andern Worten, er wolle etwas und thue etwas Anderes, und wenn er sich an die menschliche Seele wende, so wisse er nicht ohne Hülfe des Lehrers des Gesetzes an sie heran zu kommen. Wie, ihr waget zu behaupten, die barmherzige Botschaft von der Gnade und Liebe werde besser von uns verstanden, wenn sie in der Form eines officiellen Decrets erscheint, als wenn wir sie aus dem Munde dessen selbst vernehmen, der sie in die Welt gebracht hat! Wir sollten nur in Folge eines förmlichen Erlasses darauf bauen können! Ach, lasset uns bei Christus, der uns den Vater zeigt. Er wiegt alle eure Schriftgelehrten zusammen auf! Die Liebe redet nie besser, als wenn sie unmittelbar zum Herzen redet; nichts ersetzt ihre unnachahmliche Stimme. Wäre das Evangelium der Talmud, dann bedürften wir der Rabbinen zu seiner Auslegung; die frohe Botschaft des Heils hat mit ihrer Autorisation nichts zu thun. Der Bibel im Namen einer Synagoge zu verbieten, unserer Seele die Freude, den Frieden, das Leben zu bringen, wäre eben so gut, als wenn man der Sonne

im Namen einer Gesellschaft von Gelehrten verbieten wollte, uns Licht und Wärme zu geben! Ich füge hinzu, daß, wenn der individuelle Verstand sich irren kann, es ebenso eine religiöse Gesellschaft kann, daß sie derselben Bürgschaften bedarf, weil sie denselben Irrthümern verfallen kann, und weil es vorgekommen ist, daß alle dogmatischen Autoritäten eines Volkes gegen ein einziges Individuum, welches die Wahrheit Gottes vertrat, Unrecht hatten. Ohne von dem Herrn zu reden, ist es gewiß, daß Petrus und Stephanus den Sinn der Schrift besser verstanden, als der ganze hohe Rath. Die Autorität der Tradition ist also durch die angeblichen Gefahren der freien Auslegung der Bibel durch jeden Gläubigen nicht gerechtfertigt.

In diesem vorläufigen Einwurf finde ich ein Argument, welches mit der Frage nach der Wahrheit nichts zu thun hat, das ist das Argument der Zahl. Ich kenne kein gröberes. Ich begreife die Rechte der Majoritäten bei den ausschließlich politischen Gegenständen, die sich auf die Interessen eines Tages beziehen, weil das sociale Leben nicht stille stehen kann, und man um jeden Preis zu einem provisorischen Abschluß kommen muß, wozu das legitimste Organ die Majorität der Bürger ist. Anders ist es im sittlichen und religiösen Gebiet, dem Gebiet des Absoluten. Der Irrthum hört darum nicht auf, Irrthum zu sein, weil ihm Tausende von Menschen zustimmen; er erhält dadurch nur mehr Kraft und wird nur um so furchtbarer. Die Wahrheit hat vielleicht nur eine äußerst geringe Minderzahl für sich, und dennoch ist sie die Wahrheit. Zählet die, welche ihr anhingen, als sie in dem Obergemach in Jerusalem bezeugt wurde. Ich stehe allein, konnte Christus vom menschlichen Gesichtspunkte sagen, ich stehe allein der Welt gegenüber, und doch bin ich die Wahrheit. Es gibt keine entscheidendere Antwort auf jenes vulgäre Argument, welches unsere Ueberzeugungen zum Ergebniß und gleichsam zur Summe einer Addition machen möchte, und das heute noch dem Heidenthum gegen das Christenthum Recht geben würde.

Das Argument der Zeit ist eben so wenig werth als das der Zahl. Sehr oft beruft man sich darauf zu Gunsten der Tradition. Respectiert das Alter, sagt man, das muß immer Recht haben. Solche Rede führt man gern im Lager unserer Gegner. Man will nicht nur die Authentie des Zeugnisses erheben, welches nur dann

Werth hat, wenn es ursprünglich ist. Nein, man sagt mit Tertullian, der sich in diesem Punkte glücklicher- und rühmlicherweise Lügen gestraft hat: Quod prius, verius. Was das Aeltere ist, das ist an sich das Wahrere. So dient die Chronologie zur Verstärkung der Arithmetik. Die Wahrheit erkennt man nicht an ihrem innern Werthe, sondern an ihrem Alter. Von diesem Gesichtspunkte trägt der Olymp über Golgatha den Sieg davon, und ist für die Söhne Galliens das Druidenthum wahrer als das Evangelium. Derselbe Tertullian stieß, als er mit der Tradition der Kirche seiner Zeit in Conflict kam, mit einem Worte das ganze Gerüste, was er in seiner Abhandlung von den Präscriptionen mühsam aufgebaut hatte, mit den Worten um: Christus non dixit: sum consuetudo, sed sum veritas. „Christus sagte nicht: Ich bin die Gewohnheit, sondern: Ich bin die Wahrheit.“ Vergessen wir überdieß nicht: die Wahrheit, die Tochter Gottes, hat ein unverjährbares Recht des Alters; denn sie ist nicht bloß alt, sondern ewig. In der Zeit und auf Erden kann sie vom Irrthum überholt werden, allein sie erlangt bald ihr ewiges Recht wieder. Dem Esau dient es zu nichts, daß er älter als Jacob ist, wenn er sein Erbrecht verkauft, um eine Begierde zu befriedigen. Es liegt wenig daran, daß diese oder jene religiöse Form vor einer andern in der Geschichte der Kirche hervortritt, wenn sie das Fleisch dem Geist, die materielle Herrschaft dem Reiche des Geistes vorzieht. Jacob, immer ein Fremdling und Pilger, ist doch unter seinem beweglichen Zelt der wahre Erstgeborne, der Erbe des himmlischen Gutes, dessen Unterpfand er in seinem muthigen Glauben in sich trägt. Wir haben uns also nicht zu fragen, welches die älteste Auslegung der Bibel, sondern welches die ihrem Geiste entsprechendste ist. Es ist die, welche den Anfängen am nächsten ist und uns am unmittelbarsten mit der Quelle in Berührung setzt. Die Zeit darf eben so wenig im entgegengesetzten Sinne als Grund angegeben werden, als wenn die Neuheit an sich ein Beweis der Wahrheit wäre; sie ist es eben so wenig als das Alter. Unsere Beweggründe zum Glauben schöpfen wir aus den höchsten Erwägungen, welche sich auf den Gegenstand unserer Glaubenslehren selbst und nicht auf das beziehen, was ihm fremd ist.

So kann die Tradition sich weder auf die Zahl, noch auf die

Zeit berufen. Die übrigen Argumente, die man zu ihren Gunsten anwendet, haben eben so wenig Werth. Im Katholicismus berufen sich darauf zwei große Schulen von sehr verschiedenen Gesichtspunkten, wenn sie schon eins sind in der Behauptung, daß die Schrift nicht hinreiche, über den christlichen Glauben zu entscheiden. Die erste Schule sieht in der Tradition die unveränderliche Auslegerin der Offenbarung. Bei Vincentius von Lerinum hat sie die rechte Formel gefunden: die rechtmäßige Tradition ist, was immer, allenthalben und von Allen geglaubt worden ist, quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est. Die zweite Schule will eine progressive Tradition, welche die Consequenzen der Principien zieht, wie das organische Leben aus dem Keime das darin enthaltene vollständige Wesen hervorgehen läßt; die Wurzeln, Zweige, Blätter, Früchte entstehen nach und nach aus dem elementaren Samen. Diese Schule der Entwickelung wird von Newman und Moehler glänzend vertreten. Bevor wir über jede dieser Schulen urtheilen, weisen wir auf ihre Zwietracht hin. Sie stehen in offenbarem Widerspruch; man kann nicht eine unveränderliche, unbewegliche und zugleich eine fortschreitende Tradition anerkennen. Zwischen beiden Principien hat man zu wählen; sie lassen sich nicht unter eine Einheit bringen. Der Katholicismus hat sich zwischen beiden zu entscheiden; es ist ihm nicht gestattet, aus beiden Nutzen zu ziehen, wie er es oft gethan. Zu seiner Widerlegung brauchten wir nur auf ihren Widerspruch hinzuweisen und die Anhänger der unbeweglichen Tradition denen der progressiven gegenüber zu stellen. Das hieße aber mit zu wohlfeilem Kauf zufrieden sein. Prüfen wir die beiden Principien selbst.

Die erste Schule behauptet, es existiere eine nicht in der Schrift enthaltene Tradition, welche als eine universelle und unveränderliche unseres absoluten Vertrauens würdig sei. Jesus Christus und die Apostel, sagt sie, haben nicht bloß die in dem heiligen Buche enthaltenen Worte gesprochen; ihre Lehre war unendlich reicher, umfassender und ist durch die Tradition fortgepflanzt. Die Kirche hat sie gesammelt und uns treu überliefert. Zunächst frage ich: Wo finde ich diese mündliche Belehrung, welche die Schrift ergänzt, indem sie direct auf Jesum Christum und seine ersten Jünger zurückgeht? Man wird uns zugeben, daß sie, wenn sie diesen hohen

Ursprung hat, mit der geschriebenen Predigt der Apostel nicht im Widerspruch stehen kann; sie kann nur die Fortsetzung derselben sein. Wir müssen also alles zurückweisen, was einen andern Charakter hat, was dem Worte Jesu und seiner großen Sendboten widerspricht. Läßt man diese Regel nicht gelten, so hat man das Recht, uns allen menschlichen Aberglauben als etwas Göttliches vorzuhalten, und man weiß, wie zahlreich er sein kann nach Verlauf von so vielen Jahrhunderten. Wir haben alle die Erfahrung gemacht von der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher eine Wahrheit, selbst eine geschichtliche, entstellt wird, indem sie von Mund zu Mund geht. Das gestern gesprochene Wort ist heute nicht mehr dasselbe. Die Sage wuchert unaufhörlich auf dem Felde der Geschichte wie das Unkraut. Daraus folgt, daß die mündliche Ueberlieferung nur unter Vorbehalt und stets erst nach gehöriger Prüfung angenommen werden kann. Es ist offenbar, daß jede Jesu Christo zugeschriebene Lehre mindestens mit seiner Lehre, so wie wir sie in ihrer authentischen Form besitzen, nicht im Widerspruch stehen darf. Diese Bedingung scheidet schon einen beträchtlichen Theil der Traditionen aus, zu deren Annahme man uns nöthigen will. Ich frage: Wo ist die mit der Gesammtheit des apostolischen Zeugnisses wirklich übereinstimmende Lehre, die nicht in der Schrift enthalten wäre? Wo sind die aus unserm Schmuckkasten gefallenen kostbaren Perlen, die man gewissenhaft aufheben muß? Zeiget ihr mir eine einzige, so bin ich bereit, sie anzunehmen. Ich bin überzeugt, daß man im ersten Jahrhundert der Kirche mehr als ein Wort des Herrn oder der Apostel vernommen hat, was wir nicht besitzen. Hätte ich in jener seligen, heroischen Zeit gelebt, dann hätte ich lieber die Apostel Petrus, Paulus und Johannes gehört als bloß ihre Schriften gelesen. Nur reden sie heutzutage nicht mehr, oder vielmehr sie reden nur in der heil. Schrift wahrhaft authentisch. Abgesehen von einer oder zwei bewunderungswürdigen Erzählungen mit göttlichem Gepräge, wie die Unterredung des Apostels Johannes mit einem jungen Räuber, die für mich eben so viel Werth haben als eine Seite der Apostelgeschichte, behaupte ich, daß man keine wahrhaft und sicher apostolische Lehre aufweisen kann, welche nicht in der Bibel enthalten wäre. Von der zweiten Generation an hat der Strom nicht seine Reinheit bewahrt. Wenn Papias,

welcher am Ende des ersten Jahrhunderts lebte, uns die lächerlichsten chiliastischen Träumereien als das Echo der Urtradition gibt, so braucht man sie nur mit unsern kanonischen Büchern zu vergleichen, um die menschliche Beimischung zu erkennen. Dieser mündlichen Ueberlieferung, worauf man sich beruft als unmittelbar auf Jesum Christum zurückgehend, werfe ich nur eins vor, daß sie nämlich unfaßbar ist, daß man sie nirgendwo mit Sicherheit finden kann. Daß es in der Kirche eine mündliche Ueberlieferung gibt, leugne ich nicht. Ich finde sie in den angeblich apostolischen Constitutionen, deren Echtheit Niemand behaupten wird, und die uns in so vielen Punkten die Abweichungen von den ursprünglichen Institutionen vor Augen führt. Ich finde sie auch in der so reichen apokryphischen Literatur des zweiten Jahrhunderts. Als ein Werk der Phantasie und der Volksstimmung hat sie ein sagenhaftes und materialistisches Gepräge und setzt uns in den Stand, den Fortschritt des Aberglaubens zu verfolgen, der im Verborgenen und gleichsam in den Tiefen der Kirche heranwächst, während auf der Höhe der Wissenschaft berühmte Lehrer die Fahne des ursprünglichen Spiritualismus hoch halten. Indessen ist der Einfluß der Massen bald unwiderstehlich; die Atmosphäre wird nach und nach davon gesättigt; die großen Geister unterliegen demselben, ohne es zu merken, und was einst ein verurtheilter Aberglaube war, wird allgemeine Meinung und dann officielles Dogma. Hinsichtlich der meisten eigentlich katholischen Dogmen, wie hinsichtlich der sacramentalen Magie, der falschen Asketik und des Heiligendienstes würden wir es leicht beweisen können. Da ist die mündliche Ueberlieferung; wir ertappen sie auf der That. Nur hat sie nichts zu thun mit der apostolischen Lehre, welche die hl. Schrift ergänzen sollte, weil sie ihr offen widerspricht, und weil sie sich vermittels einer apokryphischen Literatur entwickelt hat, deren Authentie heute Niemand zu vertheidigen wagt. Sie schreibt kühn den Aposteln zu, was diese weder gesagt, noch geschrieben haben.

Verläßt man dieses Gebiet einer bloß mündlichen Ueberlieferung, um, wie die Väter des dritten Jahrhunderts, sich auf die großen apostolischen, d. h. auf die von den Aposteln gegründeten Gemeinden und ihre Institutionen zu berufen, dann sind wir an=

gewiesen auf die Väter der Kirche jener Zeit, welche allein sie uns kennen lehren, und auf die Einmüthigkeit ihrer Lehre, auf welche der erwähnte bischöfliche Eid verweist. Diese Einmüthigkeit bezeuge ich mit Freuden hinsichtlich des wesentlichen Gehalts des christlichen Glaubens; allein sie fügt zur Lehre der Apostel nichts hinzu; sie bestätigt sie, ohne sie vollständig zu enthalten. Behauptet man, sie beziehe sich auf die theologische Auslegung und Feststellung der Lehre der Apostel, so leugne ich sie; als solche existiert sie nicht. Die theologische Einmüthigkeit der Väter der ersten Jahrhunderte ist eine Fiction. Die Uebereinstimmung im Glauben verhindert nicht erhebliche Verschiedenheiten hinsichtlich aller Punkte der Lehre. Wird man sagen, Justinus der Märtyrer, welcher die Unterordnung des Worts unter den Vater bis auf's Aeußerste treibt, stimme mit Athanasius überein, der die Gleichheit der beiden Personen formuliert? Wird man sagen, Clemens von Alexandrien, der an die evangelische Vorbereitung im Heidenthum glaubt, stimme mit Tertullian oder Arnobius überein, welche die ganze alte Philosophie als einen Düngerhaufen ansehen? Wird man sagen, die Theologie der drei ersten Jahrhunderte, welche an die sittliche Freiheit glaubt, stimme mit dem hl. Augustinus überein, der nur an die Gnade glaubt? Die Verschiedenheiten sind nicht minder handgreiflich hinsichtlich der Verfassung der Kirche. Wo ist die Uebereinstimmung zwischen Hermas, der den Episcopat als ein Zeichen der Abschwächung ansieht, und Irenäus, der ihn zum Palladium der Wahrheit macht? Ich behaupte, daß in diesem Punkte Clemens von Alexandrien mit Cyprian nicht in Einklang zu bringen ist. Man rede uns also nicht mehr von der Einmüthigkeit der Väter als Zeichen der unfehlbaren Ueberlieferung. Was immer, allenthalben und von Allen geglaubt worden ist, beschränkt sich auf das Wort des Apostels Paulus in dem ganzen Reichthum seines Inhalts: „Wir wollen nichts wissen als Jesum Christum den Gekreuzigten." Das ist genug, um als Christ zu leben und zu sterben, und wenn es sein muß, als Märtyrer. Es ist nicht genug, um eine officielle Auslegung zu haben, welche den theologischen Sinn der Schrift feststellt; denn der Commentar, den man uns aufdrängen möchte, enthält grade alle unsere Verschiedenheiten zu der Zeit, da die Väter am meisten diesen großen Namen verdienen.

Neben der Schrift gibt es also nur eine unverbürgte und unendlich verschiedene Tradition. An eine solche Macht kann man uns nicht verweisen. Begnügt man sich nicht mit der Autorität der Schrift, so muß man einen Gerichtshof einsetzen, welcher die wahre Tradition als die wahre Auslegung derselben decretiert. So kommen wir auf die Autorität der Kirche als der höchsten und einzigen Instanz zurück.

Die zweite Schule führt uns mit einem liberaleren Schein zu demselben Ergebniß. Sie redet von einer Entwickelung der Lehre und der Organisation der Kirche. Allein augenscheinlich kann diese Entwickelung nicht mit ihrer ursprünglichen Form im Widerspruch stehen, sie muß die Entfaltung derselben sein und aus ihr hervorgehen, wie die Aehre aus dem Saatkorn. Es ist eine sehr zarte Sache, zwischen dem Berechtigten und Abnormen in einer so bedeutenden, so mannichfachen historischen Entwickelung wie die des Christenthums seit achtzehn Jahrhunderten zu unterscheiden. Wo ist die wahre Fortsetzung? Wo ist die Abweichung? Wer wird darüber entscheiden? Uns, die wir die unbeschränkte Autorität des apostolischen Zeugnisses anerkennen, ist die Lösung des Problems leicht; wir haben ein Kriterium, eine Norm. So ist es nicht bei denen, welche die Autorität der Tradition neben die der hl. Schrift stellen. Die Tradition kann sich nicht selbst controlieren, wofern sie nicht erklärt, daß jede Lehre, welche einmal gesiegt hat, auf die Wahrheit gegründet ist. Das hieße die Theorie der vollendeten Thatsachen im hohen Gebiet des Gedankens zur Geltung bringen. Wird also die Schrift nicht über die Tradition gesetzt, so bedarf es einer Macht, welche sie beide beherrscht und die wahre Auslegung jener bestimmt. So werden wir wieder an die Autorität der Kirche verwiesen, welche alle andern verschlingt.

Zeigen wir an einem handgreiflichen Beispiele aus neuerer Zeit, wie gefährlich das Vertrauen auf die unfaßbare und wandelbare Autorität der Tradition ist. Vor sechszehn Jahren proclamierte das Papstthum ein neues Dogma, das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Maria, der Mutter Jesu. Keine der von beiden Schulen der Traditionalisten anerkannten Regeln ließ sich darauf anwenden. Die Schriftgelehrten der römischen Curie mochten eine

Genealogie für dasselbe zu fabricieren suchen, es gelang ihnen nicht, zu zeigen, daß es immer, allenthalben und von Allen geglaubt sei. Das christliche Alterthum hatte gar nichts davon gewußt. Ganze religiöse Orden hatten es verworfen. St. Bernhard hatte seine gewichtige Stimme dagegen erhoben. Konnte es als eine normale Entwickelung des christlichen Princips gelten? Nein, denn es widersprach förmlich und offen der Lehre der Schrift, die mit dem Apostel Paulus erklärt, daß alle Menschen gesündigt haben. Woher kam es denn? Zuerst erschien es in jenen anfangs unbekannten Sagen, worin eifrige, aber engherzige Geister ihre Träume und ihren Aberglauben niedergelegt hatten. Es war einer der ersten Auswüchse der apokryphischen Literatur des dritten und vierten Jahrhunderts. Den geheimen Antrieben der götzendienerischen Herzen entsprechend, war es allmählich groß geworden, bis es gleichsam mitten in's Heiligthum gestellt wurde. Dann von den Wogen einer Art Volkszustimmung und einer unüberlegten Begeisterung getragen, empfing es seine Bestätigung vom Oberhaupte des Katholicismus. So erhielt es die dogmatische Form, wodurch es obligatorisch wurde. Die Proclamation der unbefleckten Empfängniß ist nicht allein ein Staatsstreich des Papstthums unserer Zeit, sondern der Triumph der mündlichen Ueberlieferung in ihrem unberechtigtsten und am mindesten begründeten Gehalt. Und worüber hat sie triumphiert? Ueber das Evangelium selbst, welches sie zu nichte gemacht hat durch die Aufrichtung eines neuen Heidenthums, das in seiner Weise wieder ausruft: „Groß ist die Diana der Ephesier! Ehre sei der Creatur!“ So ist eine verweichlichte und käufliche Religion, deren fader Weihrauch die sittliche Thatkraft berauscht und einschläfert, an die Stelle des Gottesdienstes im Geiste und in der Wahrheit getreten. Die unbefleckte Empfängniß der Maria ist der unverschämte Sieg und zugleich das handgreifliche Verdammungsurtheil der mündlichen Ueberlieferung. Ich höre die Stimme des Herrn, der wieder zur heutigen Synagoge sagt, was er zur Synagoge von Jerusalem sagte: „Ihr hebt Gottes Wort auf durch eure Ueberlieferung.“ Das neue Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit hat dieselben charakteristischen Merkmale und verfällt demselben Urtheil.

Die Frage hinsichtlich der heil. Schrift und der Tradition ist

im Grunde höchst einfach. Gibt man einmal zu, daß die religiöse Wahrheit eine göttliche Geschichte ist, was hat man dann vorzuziehen, das ursprüngliche und competente Zeugniß oder das schwankende, unbestimmte, meistens anonyme? Ich begreife nicht, wie man da schwanken kann, wenn man uns nicht ein anderes authentisches Zeugniß liefert, was wirklich bis auf Jesus Christus und seine Apostel zurückgeht. Wenn es nicht existiert — und das haben wir bewiesen —, so haben wir nur eins zu thun, nämlich den Juden von Beröe nachzuahmen, welche, unbekümmert um die Commentare ihrer Rabbinen, die neue Predigt, die ihnen der Apostel Paulus brachte, nach ihren heiligen Schriften prüften. Keine andere Methode kann uns die geringste Sicherheit in der Feststellung der Wahrheit bieten. Die größten Christen haben trotz einiger Inconsequenzen nicht aufgehört, sie zu empfehlen. Clemens von Rom, gegen Ende des ersten Jahrhunderts, verwies die Christen von Korinth nur an die Schrift und ermahnte sie, darin die wahre Lehre zu suchen. „Woher kommt", sagt Cyprian, „die Tradition, die ihr mir anbietet? Gründet sie sich auf die Autorität des Herrn und der Evangelien oder auf den Befehl der Apostel und ihrer Briefe? Denn Gott hat gezeigt, daß wir erfüllen müssen, was geschrieben ist, indem er zu Josua spricht: Wende dich nicht ab von dem Buche des Gesetzes, sondern thue alles, was darin geschrieben ist. Er spricht auch durch Jesaias: Sie ehren mich ohne Grund, indem sie Menschenlehren verkündigen. Die Tradition ohne die Wahrheit ist nichts als das Alter des Irrthums."*) „Ach, wenn wir uns nur mit der hl. Schrift begnügten", sagt Eusebius, „dann würden unsere Streitigkeiten bald ein Ende haben. Nur eine Sache haben wir zu erforschen, nämlich was in der Schrift steht." „Die heil. Schrift", sagt Athanasius, „reicht hin, uns die Wahrheit kennen zu lehren." Man höre noch den heil. Augustinus: „Der Glaube wankt, sobald die Ehrfurcht vor der Schrift abnimmt. Alles, was für den Glauben und die Sitten nöthig ist, findet sich in den deutlichen Erklärungen der Bibel."**) Wir sind also zu dem Schluß berechtigt,

*) Cypr. Epist. 73.

**) August. De doctrin. chr. 137.

daß die reinste Ueberlieferung der Kirche keine andere unbestreitbare Autorität als die der Bibel zuläßt.

Man verstehe wohl, daß ich dieses große Princip eben so wohl auf den Protestantismus anwende als auf den Katholicismus. Eine unwandelbare Orthodoxie, eine unveränderliche Dogmatik erkenne ich durchaus nicht an. Und wenn ich sehe, wie Söhne Luthers oder Calvins uns ihre Glaubensbekenntnisse als den vollkommenen Ausdruck der Wahrheit vorhalten, von dem man nichts ab- und zu dem man nichts hinzuthun dürfe, so sage ich auch ihnen: Warum hebt ihr durch eure Tradition das Wort Gottes auf? Die Wahrheit ist größer als das Kleid, was eure Väter ihr gegeben haben; sie ist nicht eure Gefangene, sondern eure Herrin, und unser Jahrhundert hat eben so wie das sechszehnte das Recht, unmittelbar auf die Quelle zurückzugehen und alles zu verwerfen, was in den fehlbaren Vorstellungen veraltet ist, wie alles Menschliche. Das Veraltete ist das, was an der Ewigkeit der ewig jungen Wahrheit keinen Theil hat, ist die schwerfällige Hülle der Scholastik. Das ist der Staub, der fortwährend zum Staube zurückkehren wird, während der Geist sich davon trennt und einen andern Organismus beseelt, der nur in dem Maße höher ist als der frühere, als er dem göttlichen Urbilde in der Schrift näher kommt. Die Reformation ist eine unaufhörliche Reformation, und ihr Protokoll ist immer offen. Das ist ihr Ruhm, ihre Kraft und das Geheimniß ihrer Dauer.

Wir verwerfen also die Tradition als unbestreitbare Autorität unbedingt. Allein wir erkennen ihren Werth an, sobald wir in ihr eine Bestätigung unsers Glaubens finden. Für uns ist es ein Hauptbeweis ihrer Wahrheit, wenn wir sie durch alle Verschiedenheiten der Cultur, der Zeit und der Nationalität hindurch in ihrem Wesen mit sich selbst identisch finden und erkennen, daß, so oft wir unter den mehr oder minder dicken Schichten von Gewohnheiten und Systemen das christliche Herz wiederfinden können, es dem unsrigen entspricht und mit uns bekennt, daß Christus allein Worte des ewigen Lebens hat. Wenn sich auch das Evangelium in seiner ganzen ursprünglichen Reinheit nur in unsern heiligen Büchern findet, so ist es doch nicht ein todter Buchstabe geblieben, es steht in Feuerzügen in der sittlichen Geschichte der Menschheit geschrieben. Wenn auch keine

Kundgebung des Göttlichen je dem Fleisch gewordenen Worte nahe kommt, in welchem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, so hört es doch nicht auf, Fleisch zu werden; es wird nicht wie ein bloßes Symbol überliefert; es fliegt von Mund zu Mund und geht von Seele zu Seele. Der Schatz des Glaubens ist nicht wie der Buchstabe des Gesetzes in eine Lade von Cedernholz eingeschlossen; die christliche Seele ist seine wachsame Hüterin. Der heil. Geist ist nicht mit dem letzten Apostel wieder zum Himmel hinaufgestiegen, er weht über die Kirche und leitet sie in die Wahrheit. Er läßt diese in uns hineindringen, er vermischt sie gewissermaßen mit unserm sittlichen Leben, und so macht er uns das, „was in keines Menschen Herz gekommen ist," die Offenbarung, die es unendlich weit übersteigt, zu einer so tiefen Ueberzeugung, daß sie gleichsam der Ausdruck unserer innersten Empfindungen selbst ist. Ja, das christliche Leben ist auch eine heilige Schrift und die Geschichte der Kirche ein heiliges Buch. Das mögen wir auf die zweite Linie stellen und es dem Zeugnisse der apostolischen Kirche, welches gleichsam der erste Abdruck Christi, das unsterbliche Urbild in seiner unversehrten Schönheit ist, unterordnen, wir legen nichtsdestoweniger diesem zweiten Abdruck, welcher der christlichen Seele auf's tiefste eingegraben ist und unter allen Entstellungen wieder erscheint, eine große Bedeutung bei. Nie ist die lebendige Kette der evangelischen Zeugen zerrissen; die Tradition rollt sie vor unsern Augen auf und verbindet durch unzählige Mittelglieder den letzten Ring mit den ersten. Ja, wenn durch ein unmögliches und unheilbares, weil uns des Prüfsteins beraubendes, Unglück die Bibel verschwände, so würde die Gesammtheit des Zeugnisses doch noch bestehen, und die von Jesu Christo in der Geschichte hinterlassene Spur wäre tief genug, uns in ihm den Heiland erkennen zu lassen.

Ich stelle mich vor die Christenheit unserer Zeit, d. h. der christlichen Tradition gegenüber, die wir alle vor uns haben. Ich nehme sie in ihren großen Institutionen, welche unter allen Himmelsstrichen entstehen, und wenn ich sie befrage, so finde ich darin nach achtzehn Jahrhunderten das mächtige Echo des apostolischen Zeugnisses wieder. Auch sie sagen uns in ihrer Weise: Jesus Christus ist um unserer Sünden willen gestorben und um unserer

Rechtfertigung willen auferweckt. Er ist der Erlöser. Um mit dem mehr Aeußeren zu beginnen, können wir das laufende Jahr nicht bezeichnen, ohne an den Namen dessen zu erinnern, der die Geschichte in zwei Hälften getheilt hat. Wenn ich daran denke, daß der große Markstein zwischen der alten und neuen Welt nicht der Thron eines Eroberers ist wie Mohamet, sondern ein Kreuz, so erkenne ich, daß dieser Galgen eine unvergleichlich sittliche Bedeutung haben muß. Dieser Schluß drängt sich noch mehr meinem Geiste auf, wenn ich erwäge, daß diese moderne Welt auf dem Höhepunkte ihrer Gesittung und glänzenden Cultur noch den Namen jenes Hingerichteten trägt, und daß man, wenn man sie von allem Vorhergehenden unterscheiden will, sie die christliche Gesellschaft nennt. Man gebe zu: wir stehen einer Macht gegenüber, der nichts gleichkommt; die Geschichte selbst verkündet in dem Allgemeinsten und Freiwilligsten, was in ihr ist, daß unter den Cäsaren Augustus und Tiberius eine religiöse Revolution sich vollzogen hat, die in unsern Annalen ihres Gleichen nicht findet. Nicht eine Schule, sondern eine Religion ist zu jener Zeit gestiftet; denn nur eine Religion zieht eine solche Furche durch unsern beweglichen Sand, in welchem die erstaunlichsten menschlichen Größen so wenige Spuren zurücklassen.

Dieses Ergebniß unserer Prüfung wird noch handgreiflicher sein, wenn wir die so viele Jahrhunderte alte Christenheit nicht mehr bloß von außen, sondern von innen, in ihren wahrhaft religiösen Institutionen betrachten. Sagt uns der Sonntag nichts? Ueberall, wo einige Jünger Christi vereinigt sind, in unsern Ländern wie an den fernsten Gestaden, folgen sie einer geheimnißvollen Aufforderung zu einer Zusammenkunft; sie feiern, was sie den Tag des Herrn nennen. So weit man auch in die vergangenen Jahrhunderte zurückgeht, seit es eine Kirche gibt, diese heilige Zusammenberufung hat stattgefunden und ihre zerstreuten Glieder zum Gedächtniß Jesu, besser gesagt, um das leere Grab versammelt; denn der Tag des Herrn ist das fortwährende Gedächtniß seiner Auferstehung. Was seiner Weihe um so größere Bedeutung gibt, ist dieß, daß er von den ersten Christen frei an die Stelle der erhabensten Feier des Judenthums gesetzt wurde, welches den Sabbath als den Ruhetag des allmächtigen Gottes selbst ansah. Vor ihren Augen

hatte sich eine Begebenheit zugetragen, welche eben so groß war, als die, welche den glorreichen siebenten Tag bezeichnete, der nach der vollendeten Schöpfung anbrach. Ja, der Sonntag ist für sich allein ein großer Zeuge Christi; von einem Ende der Welt zum andern verkündet er, daß drei Tage nach dem Begräbniß des Gekreuzigten der Stein vom Grabe abgewälzt wurde. Ich lege keinen Nachdruck auf die übrigen christlichen Feste, die alle denselben Charakter haben; denn auch sie sind alle frei an die Stelle der großen jüdischen Feste gesetzt, wie um zu zeigen, daß die Wunder des neuen Bundes die des alten übertreffen. Das Jahr wie die Woche hat das Gepräge Christi. Wenn ich an einem trüben Wintermorgen die Gläubigen aller Zungen das „Ehre sei Gott in der Höhe!" anstimmen höre, was vor achtzehn Jahrhunderten auf dem Felde von Bethlehem erscholl, dann ist es mir, als wenn ich die Magier und die Hirten wieder vor der Krippe knieen sähe und sie ausrufen hörte: „Ein Kind ist uns gegeben!" Wenn sich am Freitag in der großen Woche die Schaaren nach den Gotteshäusern drängen, um das heilige Opfer anzubeten, dann lese ich wieder die mit so vielen Thränen benetzten Seiten des Evangeliums, welche das Schmachholz vor unseren Augen aufrichten, und es ist mir, als wenn ich neben Maria und Johannes stände. Wenn die Ostersonne aufgeht, höre ich die erhabene Botschaft der Maria Magdalena, und von allen Enden der Welt lassen sich die Stimmen vernehmen: Er ist auferstanden! Das christliche Fest mit seiner unermeßlichen Macht der Annäherung, wenn ich so sagen darf, ist die Vergegenwärtigung unserer größten Vergangenheit; es stellt sie uns vor Augen. Für wen sind alle die großartigen Tempel? für wen alle die Häuser von Stein? Für den Gott des Evangeliums. Schauet das majestätische Gebäude an, was aus den dunkelsten Jahrhunderten des Mittelalters stammt. Es läßt in die Lüfte hinaufschwingen eben die Thorheit des Kreuzes, dessen Gepräge es in seiner eigenthümlichen Anlage an sich trägt, so daß wenn die Menschen schwiegen, die Steine selbst schreien müßten, daß Christus der Herr der Herrlichkeit ist. Treten wir in diese Tempel ein, von wem ist dann in der Unterweisung die Rede? Zu wem anders redet man im Gebet als stets zu dem Gott des Evangeliums, der uns den Vater geoffenbart und uns mit ihm versöhnt hat? Denn vom

Sohne reden heißt auch vom Vater reden! Die Hauptmomente des menschlichen Lebens haben von ihm ihre höchste Feierlichkeit. Es ist sein Siegel und zugleich das des Vaters, welches man dem Neugebornen auf die Stirne drückt. In der heiligen Stunde, da wir zum Tische des Herrn gehen, der für uns unsere ganze Religion zusammenfaßt, was sagt uns da das gebrochene Brod und der von Hand zu Hand gehende Kelch? Sie sagen uns, daß es die himmlische Nahrung unserer Seelen ist, und wenn wir zittern, von heiliger Betrübniß ergriffen, so geschieht es, weil wir in dem Brode das Zeichen seines geopferten Leibes erkennen, und weil der Wein das Blut unserer Erlösung gleichsam vor unsern Augen hat fließen lassen.

Das ist die erhabene Tradition des christlichen Cultus; auch er ist ein Zeuge, dem keine Sophisterei den Mund schließen wird. Das eitele Murren der angeblichen Christen, die ihm diese tiefe Bedeutung nehmen wollen, ist gleichsam ein ohnmächtiger Hauch, welcher die laute Stimme der Wogen zum Schweigen bringen möchte. Ja, der christliche Cultus mit seinen Jahrhunderten der Anbetung Christi, in denen so viele Tausende von brünstigen Gebeten und heiligen Gesängen gebetet und gesungen sind, ist ein unermeßlicher Ocean. Ich behaupte, daß Niemand, wer er auch sei, ihm Schweigen gebieten kann. Jede Taufe, die vollzogen, jede Communion, welche gefeiert wird, ist ein neues Zeugniß für die Thorheit des Kreuzes, und von allen Anomalieen dieser seltsamen Zeiten scheint uns keine erstaunlicher als dieß, daß die angeblich liberalen Christen, die uns und mit uns die ganze Christenheit, seit sie existiert, des Götzendienstes anklagen, Handlungen vollziehen, die sie so laut verurtheilen, und die für sich allein hinreichen, sie zu Schanden zu machen. Dann ist es nicht einmal nöthig, zu dem, was die Kirche seit achtzehn Jahrhunderten gesagt hat, seine Zuflucht zu nehmen, um ihnen den Mund zu schließen; ihr Schweigen selbst spricht gegen sie, und ihre allgemeinsten Gebräuche bezeugen es unaufhörlich, daß Christus der Gekreuzigte und Auferstandene ihr Leben und ihr Alles ist.

Nicht bloß ihr Cultus, auch ihre Werke schreiben uns das ewige Evangelium vor die Augen. Ich verheimliche das Elend unserer modernen Christenheit nicht; ich weiß wohl, sie hat die Reactionen der weltlichen Selbsucht erfahren. Allenthalben jedoch, wo

sie wieder lebendig wurde, erkennen wir in ihr einen Zug, der der Hauptzug Christi ist, ich meine die eigenthümliche, vor ihm unbekannte Empfindung, welche nicht das bloße Wohlwollen oder das natürliche Mitleid ist, und die wir die barmherzige Liebe nennen. Diese barmherzige Liebe bekundet sich in doppelter Weise: sie bethätigt sich zunächst bei den äußeren Leiden der Menschheit, bei allen ihren materiellen Leiden und Schäden, und dann bethätigt sie sich bei der blutenden Wunde der Seele, bei ihrer Unwissenheit in ewigen Dingen, um sie zu erleuchten und für das gesunde Leben zu gewinnen. Die barmherzige Liebe ist beides: ein zärtliches, thatkräftiges Mitgefühl mit der Armuth und Krankheit, mit einem Worte mit jeder Noth, und dann eine eifrige, muthige Mission, eine unermüdliche Propaganda.

Die Christenheit hat weder jenen, noch diesen Beruf verleugnet, welcher, der eine wie der andere, für sich allein schon beweisen, daß Christus auf unserm dürren Boden gewandelt und die der alten Welt absolut unbekannten Quellen des göttlichen Erbarmens daraus hat hervorsprudeln lassen. In allen unsern Städten gibt es Zufluchtsstätten für arme Kranke. Wir nennen sie mit einem Namen, dessen ursprüngliche Bedeutung durch eine Art von officiellem Rost verwischt ist, und doch ist der Name Hospital ein sehr schöner Name, wenn er auch düstere und traurige Bilder dem Geiste vorführt. Jedes dieser Häuser der Hülfe bezeugt auf seine Weise, daß die Zeiten hartherziger Verachtung alles Gebeugten und Leidenden vorüber sind, und daß die neue Gesellschaft mit dem Geiste Christi getauft ist. Ja, wäre der barmherzige Samariter nicht gekommen, hätte er sich nicht des verwundeten Reisenden angenommen, dann gäbe es kein Gasthaus zu seiner Aufnahme. Das ist eine Schöpfung der evangelischen Liebe. Ueberall wo ich diese finde, nicht mehr bloß unter der etwas administrativen Form, die wir nicht tadeln dürfen, weil sie bekundet, daß die moderne Gesellschaft ein Herz für das Leiden hat, sondern auch in ihrem edelmüthigen, freien Antriebe, indem sie sich zu den Verlassenen und Verkommenen vorzugsweise hinwendet, „den Schmerz suchend, wie man einen Schatz sucht“, um ihn zu trösten, dem Zöllner und dem verworfenen Weibe in ihren häßlichen Schlupfwinkeln nachgeht, um einen Strahl des Himmels hineinscheinen zu

lassen, das verlassene Kind, die Waise aufnimmt, der hungrigen Menge das Brod bricht und dazu mehr als das Scherflein von dem Nothwendigen, sich selbst hingibt, da erkenne ich darin das herzliche Erbarmen dessen, der dem Armen gleich geworden ist. Ueberall wo ein großer Herd der helfenden Liebe angezündet wird, sage ich zu mir selbst: Hier ist er! Das ist eine Spur seines Schrittes. Diese lebendige Tradition wiegt alle andern auf. Das empfinden wir auch, wenn wir sehen, wie ein heiliger Eifer den Sendboten des Evangeliums beseelt, möge er nun unsern alt gewordenen Völkern seine Botschaft bringen, oder in fremde Länder wandern, um der Ermüdung, der Gefahr und der noch schmerzlicheren Einsamkeit zu trotzen. Er vergegenwärtigt uns wieder die große Scene am Oelberge, als Jesus zu seinen Jüngern sagte: „Ihr werdet meine Zeugen sein bis an der Welt Ende.“ Die Mission ist die fortwährende Erfüllung dieser großen Pflicht; auch sie ist ein dem Christenthum eigener charakteristischer Zug; und wenn wir sehen, wie sie in diesen Zeiten des entnervenden Zweifels einen neuen, großen Aufschwung nimmt, dann führt uns diese vor unsern Augen wieder erneuerte wahrhaft apostolische Tradition wieder zu den Füßen des größten Missionars, dessen, der gesagt hat: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden. Wer wird es auslöschen?“ So ist uns das gegenwärtige Christenthum nicht bloß in seinen geschriebenen Urkunden, sondern auch in seinem allgemeinen und freithätigen Leben betrachtet, ein großer Zeuge Christi und eine handgreifliche Bestätigung des Evangeliums.

Wenn wir den Lauf der Zeit verfolgen, so liefert uns jedes Jahrhundert ein ähnliches Zeugniß. Gern möchte ich die heiligen Archive der christlichen Frömmigkeit weit öffnen und das innere Evangelium wieder vorlesen können, was der hl. Geist in die Seelen geschrieben hat. Wie weit überzeugender noch würde dann unsere Beweisführung sein, wenn wir die Worte der unzähligen Jünger zusammenstellten, die zu allen Zeiten und an allen Orten Christum bekannt haben! Dieses Zeugniß hat um so mehr Werth, als es mit der reichsten Mannichfaltigkeit verbunden und nicht unter dem Vorsagen und Drängen einer äußern Autorität abgelegt ist. In der aufgezwungenen Tradition hören wir nur eine einzige Stimme,

die der Synagoge, welche sie decretiert hat, eine monotone Stimme ohne Ausdruck. In der freien und allgemeinen Tradition hören wir Tausende von Stimmen, und wenn sie zum vollen Accorde kommen, zum Einklang des Herzens und des Glaubens in der Verschiedenheit untergeordneter Gedanken, dann ist es das herrlichste Hosianna, was die Erde gehört hat. Ich bin nie glücklicher, als wenn ich denselben Glauben, den ich im Herzen habe, bei einem Menschen wiederfinde, der durch die Zeit und vielleicht durch mehr als eine besondere Glaubensansicht von mir getrennt ist. Es ist mir lieb, wenn unsere beiderseitige beschränkte religiöse Erkenntniß zu Schanden wird, und derselbe Christus unsere Gebete vereinigt. Ich möchte hier die große Schaar von Helden vorüberführen, deren glorreiches Namenverzeichniß der Brief an die Hebräer beginnt, und was seitdem mit so vielen tapferen Schülern des Gekreuzigten bereichert ist. Ich möchte die Kirche unserer Zeit mit der Wolke von Zeugen aller Zungen und aller Schulen umgeben! Ich finde darin nach den Aposteln und den ersten Jüngern jene heiligen Märtyrer der Kirche der Katakomben, die Söhne des speculativen Morgenlandes oder des praktischen und herrschenden Abendlandes; sie leben nichtsdestoweniger in demselben Glauben, den sie oft in sehr verschiedenen Systemen auslegen, und jeder von ihnen stirbt mit dem Namen desselben Christus auf den Lippen. Das ist der Name, welchen das Urchristenthum auf die Gräber seiner der Erde übergebenen Jünger geschrieben sehen will, und es hat ihn auf alle Seiten der Bücher geschrieben, worin es seine theuersten Gedanken niedergelegt hat. Alle durch den Circus und den Richtplatz decimierten Gemeinden zeigen uns, mit dem Blute ihrer Bekenner unterzeichnet, das apostolische Credo, weil es das ursprüngliche Zeugniß treu wiedergibt. Gleichsam im Feuer der großen Schlachten entstanden, durch die Verfolgung und die Irrlehre hervorgerufen, ist es uns doppelt heilig und entspricht vollkommen unserm heutigen Glauben. Mögen die öcumenischen Concile dieses so einfache, so volksthümliche Credo überladen haben; die römische Hierarchie mag sich zwischen den Jünger und den Meister drängen: das verhindert die christliche Seele nicht, ihren ewigen Glauben zu offenbaren. Dieser triumphiert sogar über die schwerfällige Hülle der Scholastik und spricht in der Zelle eines unbekannten Klosters seine

inbrünstige Liebe zu Jesu in dem Buche von der Nachahmung Jesu aus, was wir als die köstliche Perle des Mittelalters betrachten können. Die Reformation erhebt die Fahne Christi, und ihr Bekenntniß ist gleichsam der Morgengesang des Vogels, der das Licht wiedersieht; ihre zitternde und kräftige Stimme entspricht wie ein Echo, das lange schlummerte, dem Zeugniß des Apostels Paulus. Mag auch der Krieg zwischen ihr und dem Katholicismus ein erbitterter sein, er hindert uns nicht, bei den bedeutendsten Verschiedenheiten den allgemeinen Glauben zu erkennen, ich meine nicht bloß bei einem Saint-Cyran, einem Pascal und einem Fenelon, den großen Verurtheilten Roms, sondern sogar bei einem Bossuet und den berühmtesten Männern der gallicanischen Kirche.

Diese heilige Tradition, die mächtiger ist als alle unsere Engherzigkeit, setzt sich heutzutage fort; sie bewirkt, daß das christliche Herz über alle Schranken der Systeme und Einrichtungen hinweg dem christlichen Herzen entspricht. Wenn wir von der Höhe der Christenheit herabsteigen und an alle die geringen und unbekannten Gläubigen denken, welche das Hauptheer der Kirche bildeten, wie sehr wächst dann nicht die Wolke von Zeugen? Der bekehrte Heide von Japan oder Indien, der mit sanftem Lächeln seiner Hinrichtung entgegengeht, entspricht nach so vielen Jahrhunderten jener muthigen jungen Frau von Lugdunum zu den Zeiten des Irenäus, welche vor ihrem Tode in der Arena sagte, sie gehe überall hin, wohin das Lamm sie führe. Mit welchem innigen Entzücken findet man auf den Lippen der bekehrten Betschuanen den naiven, bilderreichen Ausdruck desselben Glaubens wieder, der in den kräftigen und einfachen Worten aus dem Munde des wahrhaft christlichen Arbeiters oder Landmanns unserer Länder vernommen wird! Dieser Ausdruck entspricht genau dem, was man vor fünfzehnhundert Jahren zu Karthago oder Alexandrien in den unbekannten Zufluchtsstätten sprach, wo die Verfolgten ihren Privatgottesdienst hielten; denn ihr öffentlicher fand am Orte ihrer Hinrichtung statt.

Es ist also wohl wahr, daß wir von zahllosen Zeugen umgeben sind. Wir sind nicht ein absterbender, vertrockneter Zweig an dem kräftigen Stamme der Christenheit. Nein, auch wir senken uns mit unsern Wurzeln in die große Vergangenheit hinein. Fragt man

uns: Wo waret ihr vor der Reformation? so antworten wir: Bei euch; bei unsern Vätern, bei der allgemeinen Kirche, welche trotz ihrer Abweichungen und Irrthümer nicht aufgehört hat, der Substanz nach den unsterblichen Glauben zu bewahren, den wir in reinerer Gestalt erkannt haben. Wir sind also auch in unserm Laufe von der großen Wolke umringt. Nur wollen wir nicht, daß sie uns den verberge, der allein das Haupt und der Vollender des Glaubens ist. Er ist es auch, den wir immer anschauen werden, er, so wie er uns in der heil. Schrift erscheint. Um die Wahrheit zu sagen, darin gehorchen wir nur der christlichen Tradition in ihrem wahrhaft allgemeinen Gehalt; denn alle diese Stimmen kommen in den einen Ausruf der Bewunderung an Christum zusammen: „Wohin anders sollten wir gehen, als zu dir? Zu dir, immer zu dir; du allein offenbarst uns Gott und gibst ihn uns wieder!"

---

## Dreizehntes Kapitel.

### Jesus Christus und die Kirche.

Jesus Christus, wie er sich uns durch das apostolische Zeugniß zu erkennen gibt: das ist die einzige Autorität, welche die Kirche der Reformation anerkennt. Der Katholicismus begnügt sich damit nicht; er will eine Tradition, welche den Sinn der Schrift feststellt, und eine Hierarchie, die ihre Verwahrerin sein soll. Wir haben nachgewiesen, daß sich diese nicht darauf beschränken kann, die Tradition zu bewahren, welche, da sie mannichfach und ungewiß ist, selbst näher bestimmt werden muß, wenn man einmal dem Gewissen aus der heil. Schrift zur Erkenntniß des göttlichen Wortes nicht mehr vertraut. Im Katholicismus kommt also Alles auf eine einzige Macht, die Kirche, das unbeschränkte Tribunal der Lehre, hinaus. An sie glauben heißt glauben an Gott selbst, der durch ihre Oberhäupter redet. Von ihr und von ihr allein müssen wir die Wahrheit empfangen, und da für den Christen die Wahrheit in Jesu Christo zusammengefaßt ist, so müssen wir von der Kirche zu Christo gehen und nicht von Christo zur Kirche. Diese Worte bezeichnen auf die bestimmteste Weise den Unterschied zwischen beiden großen kirchlichen

Auffassungen, die sich in der Christenheit finden. Wir haben zu untersuchen, auf welcher Seite die christliche Vernunft ist, indem wir uns eben so wenig hinsichtlich der Kirche als hinsichtlich der Tradition mit der negativen Polemik begnügen; denn die falschen Vorstellungen von ihrem Wesen werden nur dann wahrhaft beseitigt, wenn man ihre wahre Idee von ihren Verdunkelungen befreit. Es wird sich mit ihr verhalten wie mit der Schrift und der Tradition: was sie zunächst zu erniedrigen scheint, erhöht sie in Wirklichkeit. Wie sollte sie nicht höher sein in Gottes Gedanken als in den unsrigen?

Ich betrachte die Kirche nur vom Standpunkte meines besonderen Gegenstandes, der religiösen Autorität; absichtlich lasse ich alle nebensächlichen Fragen über ihre Verfassung bei Seite.

Betrachten wir zunächst das katholische System in der Strenge seines Princips. Nach ihm hat Jesus Christus in seiner Kirche eine Lehrmacht gegründet, die ihn vertritt. Diese Macht ruhte in dem Apostolat, dem Hauptsitz der dogmatischen Autorität. Auf ihn beziehen sich alle Worte, durch welche der Meister den Seinigen einen göttlichen Beistand und die Erleuchtung des heil. Geistes verheißen hat. Auf ihn bezieht sich auch der Befehl, alle Völker zu lehren und zu taufen, wie die Macht zu lösen und zu binden. Er ist das Priesterthum des neuen Bundes. Ein Recht des Primats wird einem der Zwölfe zuerkannt, dem Kephas, dessen Name selbst den wahren Grund der Kirche bezeichnet. Der Apostolat setzt sich fort im Episcopat, welcher so unmittelbar von Gott eingesetzt ist, und der Primat Petri findet sich in der ununterbrochenen Nachfolge der Bischöfe Roms wieder. Das Priesterthum ist ein Ausfluß des Episcopats, dem es eng verbunden und untergeordnet bleibt. Die so constituierte Hierarchie ist aus doppeltem Grunde im Besitze des heil. Geistes. Zunächst ist sie von ihm erleuchtet, um unfehlbar die Lehre zu bestimmen in den großen Versammlungen, welche Concile genannt werden, oder durch das Organ des Papstthums, welches auf denselben den Vorsitz führt, nach einer täglich sich weiter verbreitenden Ansicht. Zweitens spendet sie durch das Sacrament die übernatürlichen Gnaden, welche das göttliche Leben mittheilen. Das christliche Volk wird von ihr geleitet wie die Heerde von ihrem Hirten;

es ist ihr von Gott übergeben, daß sie es durch alle Dunkelheiten des gegenwärtigen Lebens führe, ohne daß es das Recht hätte, Widerstand zu leisten. So verstanden, ist die Kirche eine Theokratie, welche die Regierung Gottes auf Erden darstellt. Der Menschheit gegenüber ist sie, was der absolute Monarch gegenüber seinem Volke, was die Mutter gegenüber dem schwachen Kinde, welches sie am Gängelbande führt und mit ihrer Milch nährt. Sie ist die mater Ecclesia, die wahre Braut Christi, und hat eine unbeschränkte Macht. Ihr kommt die Einheit wie die Unfehlbarkeit zu; denn mit welchem Rechte sollte man sich von einer Macht trennen, welche ein Ausfluß aus Gott selbst ist, und die uns seine Worte mittheilt? An den Eigenschaften ihres himmlischen Bräutigams hat sie Theil; sie ist heilig nach seinem Bilde, und ihr Reich ist eben so grenzenlos als das seinige. Auch kann sie sagen: Ich bin die allgemeine Kirche, die katholische Kirche, die allein des Himmelreichs Schlüssel hat. Außer mir kein Heil! Werfet euch in den Staub, Völker und Könige; euer Thron ist der Schemel meiner Füße! Mir ist gegeben alle Gewalt auf Erden! Euer Gold, euer Silber, euer Schwert, Alles gehört mir; denn ich bin über euch, so hoch der Himmel über der Erde ist! Ich fordere nur Unterwerfung, um die Welt zu retten. Ohne Vorbehalt gehört sie mir und in allen Gebieten. — Das ist die Logik des katholischen Systems. Wenn es wahr ist, daß die Kirche eine Lehrmacht ist, unmittelbar von Gott eingesetzt, um die Menge zu erziehen, welche in beständiger Unmündigkeit bleibt, so darf diese, allein heilsame, Macht durch keine künstlichen Grenzen beschränkt werden. Alle liberalen Unterscheidungen verschwinden vor ihrem absoluten Recht. Der mit modernen Ideen getränkte Katholicismus ist nichts als ein Halbkatholicismus; er ist im Voraus verurtheilt. Man gebe entweder der Kirche ein anderes Princip als das eines pädagogischen Instituts, in welchem die gesammte Lehre göttlich und unfehlbar ist, oder man erkenne an, daß solche Lehre nirgendwo Widerstand irgend einer Art finden darf. Sie ist nicht bestreitbar, weil sie von oben gegeben ist; es bleibt nichts übrig, als sie passiv anzunehmen und dafür zu sorgen, daß sie von Allen angenommen wird. Ich gehe sogar noch weiter und sage, daß von diesem Gesichtspunkte der Ultramontanismus allein

gerechtfertigt ist; denn wenn die unfehlbare Autorität besteht, so ist es unmöglich, anzunehmen, daß sie ihre Verordnungen mit Unterbrechung erlasse. Sie muß reden, so oft die Kirche der Aufklärung bedarf, so oft eine Frage entsteht und die Geister trennen kann. Für diese fortdauernde Nothwendigkeit mußte durch eine unabläßig bestehende Lehrgewalt gesorgt werden. Wem anders sollte man diese Gewalt beilegen als dem Papstthum, dem man bereits den Primat zuerkannt hatte? Aber, antworten edele Stimmen im Katholicismus, die päpstliche Unfehlbarkeit verstößt gegen unsere älteste, ehrwürdigste Tradition und überliefert uns, an Händen und Füßen gebunden, der geistlichen Tyrannei. Ihr habt Recht gegen eure Gegner, sagen wir; allein sie haben Recht gegen euch, so lange ihr zugebt, daß die Lehre kraft der Autorität von der Hierarchie festgestellt werden müsse; denn noch einmal: diese Autorität muß eine fortdauernde sein. Dieselben Einwürfe, die ihr gegen die Unfehlbarkeit des heil. Stuhls macht, kehren sich gegen die Unfehlbarkeit des Episcopats, welcher das christliche Volk eben so behandelt wie der unfehlbare Papst, ohne bessere Ansprüche auf ein vorgebliches Recht machen zu können, welches von beiden Seiten nur eine Usurpation ist, wie wir nachweisen werden. Jedenfalls ergibt sich aus diesen vorläufigen Betrachtungen, daß der allen Anhängern des Katholicismus gemeinsame Begriff der Kirche sie an einen Abhang stellt, der sie folgerichtig jenem völligen Absolutismus zuführt, vor dem alle hohen und edelen Geister zurückschrecken. Wir sind berechtigt, aus dieser Situation, deren schmerzliche Bitterkeit nichts schildern kann, Vortheil zu ziehen. Darin liegt ein Anlaß zu einem sehr günstigen Vorurtheil für die Reformation, die zu der verhängnißvollen Alternative, gehässig oder inconsequent zu sein, nicht verurtheilt ist.

Betrachten wir das katholische Princip an sich, und fragen wir, ob es rechtlich begründet ist. Wir wissen, was es erstrebt und mit welchen Mitteln. Es will nicht bloß die religiöse Autorität befestigen; denn das wünschen wir auch; es will dieß nur auf eine bestimmte Weise, in der Form der sichtbaren Einheit. Das Mittel, zu dem es seine Zuflucht nimmt, ist eine unfehlbare Lehrgewalt, von welcher es behauptet, sie sei von Gott selbst eingesetzt. Wir werden

nachweisen, daß weder sein Mittel, noch sein Ziel dem Evangelium entspricht, mit andern Worten, daß Jesus Christus weder ein Lehrtribunal, noch eine sichtbare Katholicität gegründet hat, und daß folglich, um die wahre religiöse Autorität zu finden, die Kirche ganz andere Grundlagen haben muß. Das sind die Hauptpunkte unserer Darlegung.

Reden wir zunächst von der Lehrgewalt, welcher Jesus Christus seine Autorität zur Bestimmung des wahren Sinnes seiner Lehre übertragen haben soll. Der Katholicismus schreibt sie dem Apostolat zu, welcher sich im Episcopat als seiner legitimen Nachfolge fortsetzen soll. Das Evangelium sagt uns nichts von alle dem. Weisen wir zunächst alle priesterlichen Vorstellungen zurück. Es gibt keine Priester mehr im ausschließlichen Sinne des Worts im neuen Bunde, eben so wenig als es hier eigentliche Opfer gibt. Alle unvollkommenen Vermittelungen sind verschwunden. Wir sind alle Priester und Könige in Christo, dessen Priesterthum nicht an eine Kaste übergeht, als wenn nicht Alles vollbracht wäre auf dem Altar auf Golgatha. Der Brief an die Hebräer ist die herrliche Entwickelung dieses großen Princips des allgemeinen Priesterthums, woran ich eben nur erinnern will als an einen der eigenthümlichsten Züge des Evangeliums. Was das Lehrtribunal betrifft, so hat es sich nicht nur nicht fortgesetzt, sondern es hat nie existiert. Man zeige es mir in unsern heiligen Büchern. Die Apostel — wir haben es bereits gesagt, und das gestattet uns, diesen Punkt kurz zu behandeln — sind Zeugen, die ursprünglichen Zeugen, von Jesus Christus selbst ausgewählt, von ihm gebildet, um uns sein reines und lebendiges Bild zu bewahren. Das reicht hin zur unvergleichlichen Größe ihrer Mission. Sie haben den heil. Geist in dem Maße empfangen, als es ihnen nöthig war, sie zu erfüllen; allein man kann, wenn man den Schriftworten keine Gewalt anthun will, die Verheißung seines göttlichen Beistandes nicht ausschließlich auf sie anwenden. Wenn man die evangelischen Berichte durch einander ergänzt, so gelangt man sicher zu der Gewißheit, daß der Meister, als er mitten unter den Seinigen zu sein verhieß, nicht zu den Aposteln allein redete, daß er zu seiner ganzen Kirche gesagt hat, wo zwei oder drei versammelt seien in seinem Namen, da werde er mitten unter ihnen sein. Wenn

er am Abend nach seiner Auferstehung in dem Obergemach in Jerusalem erschien und zu seinen Jüngern sprach: „Nehmet hin den heil. Geist!“ waren in dem Gemache alle die versammelt, die ihn geliebt hatten und ihm nachgefolgt waren.*) Die Feuerzungen am Pfingstfeste ließen sich nicht bloß auf die Apostel hernieder. Wir geben zu, daß die allgemeine Verheißung des heil. Geistes einige Worte enthält, welche sich besonders auf ihre besondere Mission beziehen, uns das Gedächtniß Jesu Christi treu zu bewahren. Aber nicht ihnen allein, der Kirche ist dieser Geist gegeben worden, um sie in die ganze Wahrheit zu leiten, wie es der Apostel Johannes in dem so heilig kühnen Worte an alle Christen anerkannte: „Die Salbung, die ihr von ihm empfangen habt, bleibet bei euch, und bedürfet nicht, daß euch Jemand lehre, sondern wie euch die Salbung Alles lehrt, so ist es wahr, und ist keine Lüge; und wie sie euch gelehret hat, so werdet ihr bei demselbigen bleiben.“**) Ueberdieß nehmen die Apostel für ihre Person und ihr Amt keine Unfehlbarkeit in Anspruch. Sagt nicht der Apostel Paulus zu den Christen von Galatien, wenn er selbst ihnen ein anderes Evangelium brächte, so müßten sie es zurückweisen?***) Er beruft sich auf eine besondere Offenbarung, die er empfangen habe, und auf den Inhalt seiner Lehre selbst. Das heißt nicht als unfehlbarer Lehrer auftreten. Auf dem Concil zu Jerusalem, wie in allen Verhandlungen des ersten Jahrhunderts, entscheiden die Apostel die Streitfragen nicht durch ein von ihnen mit Ausschluß der Gläubigen erlassenes Decret. Nein, sie sagen: Urtheilet ihr selbst. Wenn sich Paulus nicht auf eine ausdrückliche Erklärung Jesu Christi berufen kann, wie in der Frage hinsichtlich der Ehe, so unterläßt er nicht zu erklären, daß sein Wort keine zwingende Autorität habe; denn ihm ist die unbeschränkte Autorität der Herr, seine unmittelbare Lehre, sein Werk, seine Person. Die Zahl der Apostel ist schon bedeutungsvoll; sie repräsentieren nicht den priesterlichen Stamm Levi, sondern die zwölf Stämme, d. h. das Volk Gottes in seiner Gesammtheit. Sie sind nicht die Oberhäupter einer neuen Hierarchie, sondern die Säulen des geist-

*) Vgl. Joh. 20, 19—24.; Luc. 24, 33—36.
**) Vgl. 1 Joh. 2, 27.
***) Vgl. Gal. 1, 8.

lichen Tempels, an welchem jeder Stein lebendig ist. Ueberdieß wird der unvergleichliche dreizehnte Apostel, jener Saulus von Tarsus, der keine kirchliche Investitur empfangen hat, stets die Klippe sein, an welcher das hierarchische System scheitert.

Wenn das Lehrtribunal nicht existiert hat, so hat es schwerlich einen Präsidenten, ein unfehlbares Oberhaupt gehabt. Der verständige und liberale Katholicismus weist selbst die Stellen zurück, auf welche dieser angebliche Primat sich gründet. Wenn er noch aus dem: Du bist Petrus! einen Ehrenprimat entnimmt, so geschieht das nur schüchtern. Er erkennt an, daß der Grundstein der Kirche nicht ein gebrechlicher Mensch ist, sondern der göttliche Glaube, dessen Organ er war in einem heiligen Augenblick. Es ist, als wenn ein Wesen vom Himmel die stürmische Seele des feurigen Jonas-Sohnes wie die Wogen eines bewegten Meeres geöffnet und darin den ewigen Felsen sichtbar gemacht hätte, auf welchem schließlich sein und der Kirche ganzes geistliche Leben beruht. Zahlreich sind die, welche mit Origenes sagen: Petra est Christus! „Der Fels ist Christus; wer das bekennt wie Petrus, der verdient denselben Namen zu haben." Wenn der Herr sagt: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre", so hat er ihm nicht die Unfehlbarkeit verbürgt, wie im Hofe des Hohenpriesters sein Fall und in Antiochien seine Verleugnung der Grundsätze christlicher Weitherzigkeit, zu deren Sieg in Jerusalem er beigetragen hatte, beweist. Vergebens bemüht man sich, die rührende Scene am See von Tiberias, als der Herr seinen Jünger, so oft als dieser ihn verleugnete, fragt, ob er ihn lieb habe, und dann ihm sagt: „Weide meine Schafe!" zu einer officiellen Investitur zu machen. Ein sonderbares Vorurtheil, welches Rechtsgründe für die religiöse Tyrannei in einer Erzählung sucht, die nur von Reue und Aufrichtigkeit redet und uns in das reine Gebiet der christlichen Empfindung versetzt!

Aus diesen Betrachtungen ergibt sich, daß das Lehrtribunal im ersten Jahrhundert nicht eingesetzt ist. Es kann also auch in späteren Jahrhunderten nicht rechtmäßig existieren, und die, welche den Aposteln nachzufolgen behaupten, können, was diese nicht besessen haben, nicht in ihre Erbschaft aufnehmen. Um die Wahrheit zu sagen: die Apostel konnten keine Nachfolger haben, wenigstens

hinsichtlich ihres besonderen Auftrags. Sie sind vor Allem unmittelbare Zeugen Christi und damit grade Gründer der Kirche. Solche Mission aber wird nicht übertragen; es gibt nicht zwei Generationen unmittelbarer Zeugen; eine einzige, die erste, ist berechtigt, zu sagen: „Was ich gehört und gesehen habe, das verkündige ich euch.“ Man gründet nur ein einziges Mal; die, welche nach den Gründern kommen, setzen das Werk fort; der schöpferische Anfang ist nicht ihre Sache. Die Apostel bedürfen überdieß als Apostel gar nicht des Ersatzes; denn sie leben und reden durch ihre Schriften unter uns. Die ganze Kirche setzt ihre Mission fort; sie ist der große unsterbliche Apostel Jesu Christi. Kein besonderes Amt erfüllt vollständig dieses Mandat; denn das ganze Christenvolk ist an die Menschheit gesandt, um ihr für immer die großen Thaten Gottes zu verkündigen und sie für Christum zu gewinnen.

Wenn man darauf besteht, daß der Episcopat wirklich eine Nachfolge der Apostel ist, so frage ich, woher kommt es denn, daß er schon zur Zeit der Apostel Petrus, Paulus und Johannes existiert? Die Nachfolge stand offenbar noch offen, als diese großen Apostel ihr mächtiges, unsterbliches Zeugniß vernehmen ließen. Der Episcopat ihrer Zeit konnte also nicht als ihre Nachfolge oder ihr Ersatz betrachtet werden. Streiten wir nicht mit Worten; der ursprüngliche Episcopat hat nichts zu thun mit dem, was wir jetzt mit diesem Namen bezeichnen. Es ist notorisch, daß er, aus der Volkswahl der Kirche hervorgegangen, nicht eine Macht von göttlichem Recht ist, obwohl er vollkommen dem Willen Gottes entspricht. Ebenso ist es gewiß, daß das Bischofsamt eins ist mit dem Aeltestenamte, daß jede Gemeinde mehrere Bischöfe oder Aeltesten hat, welche allesammt ihren leitenden Rath bilden, indem sie stets mit dem immer zu Rathe gezogenen christlichen Volke im Einverständniß sind. Um sich von der Wahrheit dieser Behauptungen zu überzeugen, braucht man nur die eindringliche Rede zu lesen, welche der Apostel Paulus am Gestade von Milet an die Aeltesten oder Bischöfe von Ephesus hielt. Dieser Stand der Dinge ist erst nach und nach im zweiten Jahrhundert anders geworden. Hieronymus sagte im vierten Jahrhundert unbedenklich: „Der Bischof ist eins mit dem Aeltesten.“ Ein anderer Kirchenvater ruft aus: „Ursprünglich lehrten Alle, tauften

Alle. Der Hochmuth hat den Unterschied bei uns eingeführt." Ich frage: Wo ist das Lehrtribunal bei einer solchen Verfassung? Die Gewalten der Kirche, welche wesentlich representativ sind, haben keine dogmatische Autorität, weil alle Christen zu lehren berechtigt sind. Irenäus ist der Erste, welcher von der dem Episcopat ertheilten Gabe der Wahrheit redet; aber er allein nimmt sie in Anspruch, und er thut es nur in seinem Abscheu gegen die Irrlehre, die er möglichst schnell niederwerfen will. Jedenfalls gesteht er dem Bischof von Rom kein Vorrecht zu; denn unbedenklich bekämpft er dessen Anmaßung, die Bischöfe von Kleinasien zu seiner Ansicht zu zwingen. Sollte man behaupten, daß die zu einer Synode vereinigten Bischöfe sich die Unfehlbarkeit zuschrieben. Man zeige uns eine Stelle, eine einzige, die darauf hindeutet. Wir haben schon erwähnt, daß die Synoden der drei ersten Jahrhunderte sich nur zufällig versammelten, um diese oder jene Schwierigkeit zu heben. Die Aeltesten saßen da neben den Bischöfen; die Laien ließen auch ihre Stimme vernehmen. Allesammt suchen die rechte Lösung der aufgeworfenen Fragen; allein sie denken gar nicht daran, im Namen Gottes Gesetze zu geben. Sie machen sich nicht zu einem inspirierten Gerichtshof. Diese Anmaßung zeigt sich erst nach der Vereinigung der Kirche mit dem Reiche, als die großen Concile die Bestätigung ihrer Beschlüsse in Anathemen suchen und sich herausnehmen, jeden, der von ihrer Ansicht abweicht, vom ewigen Leben auszuschließen. Allein diese Anmaßung ist kein altes, ursprüngliches Recht; sie veranlaßt mehr als einen energischen Protest. „Um die Wahrheit zu sagen", schreibt Gregor von Nazianz, „ich halte dafür, daß jede Versammlung von Bischöfen zu vermeiden ist; denn ich habe noch nicht gesehen, daß irgend eine der Synoden ein glückliches Ende gehabt hat; statt das Uebel zu heben, haben sie es vielmehr verschlimmert." Die Kirche hat sich das Recht angemaßt, die Concile zu beurtheilen, weil sie die als ungesetzmäßig verworfen hat, die ihr mit der Orthodoxie nicht übereinzustimmen schienen. So hat sie die im Jahre 369 in Seleucia gehaltene nicht anerkannt, obwohl sie dreimal zahlreicher war als die zu Nicäa. Weil das Concil zu Constantinopel den Bilderdienst abgeschafft hatte, wurde es mit dem Interdict belegt. Was heißt das anders, als daß die für unfehlbar erklärten Ver-

sammlungen es nur unter gewissen, von der Kirche bestimmten Bedingungen sind? Wo ist also das unbedingte Kriterium? Die heftigen Debatten zwischen dem Gallicanismus und dem Ultramontanismus über die Frage, ob das Papstthum für sich allein unfehlbar sei, oder nur in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Concil, Debatten, die gegenwärtig den höchsten Grad der Leidenschaftlichkeit erreicht haben, zeigen uns, daß der Katholicismus Jahrhunderte hindurch sogar hinsichtlich der Quelle seiner Autorität und hinsichtlich der Berechtigung seines Lehrtribunals getheilt ist. Ich kenne keinen schlagenderen Beweis gegen die Anmaßung, daß er seiner Hierarchie die Lehrgewalt zuschreibt, indem er ihr zugleich Unfehlbarkeit beilegt. Wir können also behaupten, daß das unfehlbare Tribunal der Lehre eben so wenig in unsern modernen Synagogen als in denen von Jerusalem existiert hat.

Nach diesen im Namen des christlichen Rechts gemachten Verwahrungen, wenn ich so sagen darf, könnte ich mich auf thatsächliche Beweise berufen. Mag man auch die Unfehlbarkeit mit hohen doctrinellen Erwägungen begründen, sie darf doch nicht durch die Geschichte widerlegt werden. Die katholische Unfehlbarkeit darf sich nicht geirrt haben, sonst ist sie ein Widerspruch in sich selbst. Wo war sie aber, als sie Lehren decretierte, die nicht allein der heil. Schrift, sondern auch den Traditionen der Kirche der ersten Zeitalter widersprachen? Wo war sie, als sie das Priesterthum und das materielle Opfer wieder einführte im Gegensatze gegen die deutlichsten Erklärungen des Evangeliums? Wo war sie, als sie die Seligkeit aus Gnaden und die von dem Apostel der Heiden unaufhörlich verkündete große Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben so sehr verkümmerte? Wo war sie, als sie das Sacrament in ein des Judenthums oder des Heidenthums der Verfallzeit würdiges Zaubermittel verwandelte? Wo war sie, als sie mit ihren Heiligen einen neuen Olymp bevölkerte und die demüthige Maria auf seinen Gipfel stellte, die größte der Frauen, weil sie die demüthigste war? Wo war sie, als sie im Widerspruch mit allen Kenntnissen der Philologie die Vollkommenheit der Vulgata proclamierte? Was ist das für eine Unfehlbarkeit, die von Irrthümern überströmt?

Wir können sie aber nicht entbehren, wird die katholische

Schule sagen; denn ohne diese Controle könnten wir die sichtbare Einheit, welche das Merkmal der wahren Kirche ist, nicht bewahren, und wir wären allen Spaltungen oder Veränderungen preisgegeben, welche das unwiderlegliche Zeichen des religiösen Irrthums sind. Wir antworten: Zunächst wäre zu beweisen, daß Gott jene sichtbare Einheit der Kirche, so wie man sie versteht, gewollt hat. Nun, das leugne ich ausdrücklich. Die Einheit darf keine mit Gewalt herbeigeführte sein, sonst ist sie eine Scheineinheit, und in unserm gegenwärtigen Dasein, da auch der vollkommenste Glaube die Wahrheit nur wie in einem Spiegel schaut, d. h. dunkel und theilweise, ist es unmöglich, alle christlichen Gedanken auf einen einförmigen Typus zurückzuführen, wenn man keinen Zwang gebrauchen will. Ein gezwungener Gedanke ist aber kein Gedanke mehr, er hat in der Sprache der Menschen keinen Namen mehr, er ist todt. Nie zwingt man Gedanken; denn sobald man ihnen Gewalt anthut, schwinden sie dahin. Ein Gedanke, der nicht mehr denkt, ist eben so sehr ein Leichnam, als ein Körper, der nicht mehr athmet. Der Katholicismus begeht hier eine bedenkliche Verwechselung, er identificiert die Einheit und Einförmigkeit, die sittliche und die äußere Einheit. Die sittliche Einheit in den Fundamentalpunkten findet sich bei allen Jüngern Christi; in ihr besteht jene große Tradition, worauf wir im vorigen Kapitel hingewiesen haben; sie ist die volle, freie Uebereinstimmung aller Seelen, welche Christum anbeten. Die Einförmigkeit, worin die äußere Einheit besteht, ist nur durch Zwang möglich, weil, da unsere Erkenntniß unvollkommen ist, nicht jeder von uns die ganze Wahrheit erfassen kann, und weil die Verschiedenheit in den untergeordneten Begriffen nothwendig aus unserer Unfähigkeit, Alles zu wissen, hervorgeht.

Dieser Verwechselung der sittlichen Einheit und der Einförmigkeit liegt eine andere, noch bedenklichere zu Grunde, nämlich die der unsichtbaren und sichtbaren Kirche. Der Katholicismus nimmt die unsichtbare Kirche nur im Himmel an; er unterscheidet sie nicht von der triumphierenden. Auf Erden sieht er nur eine einzige Kirche, die seinige, welche mit allen von dem Apostel Paulus der Braut Christi beigelegten Eigenschaften geschmückt ist, und vornehmlich mit der Allgemeinheit, Heiligkeit, Einheit und Unfehlbarkeit. Diese voll=

kommene Kirche behauptet er zu haben oder darzustellen; außer seinem Gebiete kann sie nicht sein. Er ruft auch ganz entschlossen aus: Außer mir kein Heil! Das heißt, er identificiert schlechthin die ideale Kirche mit seiner eigenen. Wir können nicht genug protestieren gegen diese Identificierung, die das Princip aller Engherzigkeit ist. Zunächst halten wir ihr unsere heiligen Bücher entgegen. Wer die Briefe des Apostels Paulus gelesen hat, findet darin ein treues Bild der Gemeinden seiner Zeit. Man erinnere sich der Gemeinde zu Korinth, die durch den Geist der Nebenbuhlerei verwüstet, von heftigen Parteien zerrissen, von entsetzlichen Aergernissen, sogar von Blutschande befleckt, zu großen Irrthümern verleitet war und von dem Winde jeder Lehre hin und her getrieben wurde. Ist das die Kirche ohne Flecken und Runzel, vereinigt mit Christo wie die Braut mit ihrem Bräutigam, die uns von demselben Apostel beschrieben wird? Ist eine Identification beider möglich? Wir sind also genöthigt, zwischen der idealen und realen Kirche zu unterscheiden; jene ist mit dieser nicht einerlei. Jene existiert, aber sie ist nicht in irgend eine Form eingeschlossen, obwohl sie alle zu durchdringen sucht. Sie besteht aus allen wahren Christen und aus allem wahrhaft Christlichen in ihnen; sie ist eben die unsichtbare Kirche, welche Gott allein sieht, und die nie mit unsern irdischen Kirchen mit ihrer Zuthat von Irrthum und Sünde verwechselt werden darf. Sie ist in allen Kirchen, welche Christum bekennen; in keiner von ihnen ist sie ganz und gar.

Mag die katholische Kirche ausrufen: Ich bin die Kirche, die vollkommene Kirche, die einzige Kirche, d. h. die Kirche, welche die Unfehlbarkeit, Allgemeinheit, Einheit und Heiligkeit vollkommen realisiert, sie läßt es damit nur um so auffallender an den Tag treten, wie weit die ideale Kirche von der sichtbaren verschieden ist. Ich betrachte flüchtig noch die drei letzten der Eigenschaften, womit sie sich schmückt. Wie, ihr seid die allgemeine Kirche! Allein was macht ihr dann mit der griechischen Kirche, welche Millionen Anhänger hat, und mit denen, die ihr eure getrennten Brüder nennt, die euch die Hälfte Europas genommen haben? Wir lernten schon eine Unfehlbarkeit kennen, die nicht unfehlbar ist; hier haben wir eine Allgemeinheit, die nicht allgemein ist. Die Einheit! Ihr wagt es, von

der Einheit zu reden, jetzt, da der Lärm eurer erbitterten Streitigkeiten das Geräusch aller bürgerlichen Zwistigkeiten übertäubt, da ihr euch gegenseitig eure Bannstrahlen zuschleudert, da ihr in Bezug auf den wichtigsten Punkt euch den rohesten Zänkereien hingebt. Die Einheit! Allein es genügt, die zwieträchtigen Stimmen eures Concils zu hören, um zu wissen, daß sie die fabelhafteste von allen Mythen ist. Eure Heiligkeit ist eben so wenig sichtbar als die Einheit. Ihr habt heilige Seelen; wer zweifelt daran? Ihr habt bewunderungswürdige Tugenden entwickelt; wir freuen uns darüber; allein dieses Vorrecht kommt allen wahren Kirchen zu. Um die vollkommene Heiligkeit in Anspruch nehmen zu können, welche der idealen Kirche eigen ist, muß man sie ohne Makel besitzen. Und um euch zu Boden zu werfen, braucht man nicht auf eure Borgias und Medicis hinzuweisen, es genügt, eure heilige Stadt zu besuchen und den heuchlerischen Schleier zu lüften, der ihr Verderben verhüllt. Es verhält sich mit diesem Attribut wie mit den andern, es kommt euch als sichtbarer Kirche nicht zu. Ihr besitzet es nur an der Verborgenheit der Seelen, und Gott allein weiß, in welchem Maße es euer ist. Ihr habt nur so weit Theil an der Einheit und Heiligkeit, so weit ihr der großen unsichtbaren Kirche angehört, die über allen unsern religiösen Gemeinschaften schwebt wie das Ideal über der Wirklichkeit. Die Unterscheidung der beiden Kirchen drängt sich uns auf, so lange nicht eine unduldsame Bigoterie unser Herz ausgetrocknet und unsern Geist eingeengt hat. Nur in jener jammervoll geknechteten Versammlung, vaticanisches Concil genannt, erregt man gottlose Zornausbrüche, wenn man behauptet, der Katholicismus enthalte nicht alle Tugenden, alle Erkenntniß, das ganze Christenthum. Steht ihr einem großem Christen gegenüber, der euch nicht angehört, so würde die Logik euch zwingen, zu sagen, er sei für ewig verloren; denn seid ihr die Kirche im absoluten Sinne, so bleibt euch keine andere Wahl. Und doch, habt ihr ein weites liebendes Herz, dann könnt ihr solcher Verdammung nicht zustimmen. Ihr schreckt zurück; ihr waget es nicht, zu sagen: Verflucht sei mein Bruder! Ihr beruft euch auf seine Aufrichtigkeit; noch mehr, ihr bringt ihn in Verbindung mit dem, was ihr die Seele der Kirche nennt. Eine rührende und christliche Inconsequenz! Es gibt also

eine Seele der Kirche, die nicht ganz und gar in euerm hierarchischen Körper ist. Ich nehme dieses Zugeständniß an. Diese Seele der Kirche ist das, was wir die unsichtbare Kirche nennen, und weil wir daran glauben, sind wir so glücklich, ohne uns Lügen zu strafen, euer Christenthum anerkennen zu können, trotz aller Irrthümer, womit es überladen ist, und uns durch eure Frömmigkeit oft beschämt zu fühlen.

Das ist in der That der Glaube an die unsichtbare Kirche, der die Bedingung der wahren Katholicität ist. Jede Kirche, welche behauptet, die Kirche an sich zu sein, ist nur eine Secte. Die Weitherzigkeit ist keine Sache der Dimension, sondern des Princips. Man kann zweihundert Millionen Anhänger zählen und doch nur eine Secte sein, die engste von allen, wenn man auf das Monopol der göttlichen Gnaden Anspruch macht. Die wahre, allgemeine Religion ist die, welche sich über die besonderen Schranken erhebt und die unsichtbare Kirche überall anerkennt, wo bei der Verschiedenheit der Institutionen und Formeln ein christliches Herz schlägt. Sie hat für sich das entscheidende Beispiel der apostolischen Zeiten, welche die verschiedensten Gebräuche duldeten, weil die aus dem Judenthum hervorgegangenen Gemeinden die mosaischen Gebräuche beibehielten, während die bekehrten Heiden sich vollständig davon losmachten. Das war die lebendige Einheit statt der Einförmigkeit, und nichts stimmte mehr mit dem Worte überein, welches Jesus an seine Jünger richtete, als sie den Menschen verdammen wollten, der, obwohl er im Namen des Herrn Dämonen austrieb, sich nur äußerlich mit ihm verbunden hatte: „Wer nicht wider mich ist, der ist für mich." Wenn also die unfehlbare Lehrgewalt nicht von Gott eingesetzt ist, so lag der Zweck, weßhalb sie existieren sollte, nämlich die sichtbare Einheit, die Einförmigkeit der Kirche, eben so wenig in der Absicht ihres Gründers, und die Nothwendigkeit, worauf man sich gegen uns beruft, ist eben so wenig begründet.

Eine Nothwendigkeit, deren höchste Bedeutung man nicht bestreiten kann, bleibt jedoch. Das ist die Nothwendigkeit der Behauptung der religiösen Autorität, die nichts anders ist als die Autorität oder Alleinherrschaft der Religion über unsere Herzen und Geister. Wird man sagen, wir hätten sie durch die Zurückweisung der An=

maßungen des Katholicismus gefährdet? Zunächst ist es unmöglich, daß der Irrthum die Wahrheit mit Erfolg schütze. Schlechte Stützen, die bei dem ersten Sturm fallen würden, wegreißen, heißt das Gebäude stärken, statt es zu erschüttern. Noch mehr, indem wir mit der katholischen Autorität brechen, stellen wir die religiöse Autorität auf ihre rechte Grundlage. Wenn man sich der Bedingungen erinnern will, welche allein sie wirksam machen, wird man erkennen, daß ihr nichts verderblicher ist als die Anmaßung, zwischen unsere Seele und Christus einen unumgänglichen Vermittler einzuschieben. Der große Unterschied, bemerkten wir am Anfange dieses Kapitels, zwischen dem Katholicismus und der Kirche der Reformation ist, daß jener von der Kirche zu Christus, während diese von Christus zur Kirche geht. Was heißt das anders, als daß die Seele in dem von uns bekämpften System nie unmittelbar ihrem Heilande gegenübersteht, und daß der Hauptgegenstand ihres Glaubens nicht die Wahrheit, sondern die Autorität ist? Das Wesentliche für sie ist, zu glauben an das Gefäß und nicht an den Inhalt; die Autorität der Kirche anzunehmen, ist der Hauptschritt ihres geistlichen Lebens. Welche Gefahr für die oberflächlichen Geister, für die Gewissen ohne Tiefe! Sie werden bei der Autorität stehen bleiben und nicht zur Wahrheit gelangen. So kommt die Wahrheit um so weniger zur Herrschaft über sie, je mehr sie ihnen im Namen einer Autoritätsmacht angeboten wird. Die an die Spitze gestellte Autorität vernichtet die wahre Autorität. Man wird mir sagen, die tiefen Seelen werden wohl ihren Heiland zu finden wissen. Wer zweifelt daran? Es handelt sich nur darum, ob man nicht dieses Finden des Heilandes, diese Berührung mit ihm für die träge Masse schwieriger und fast unmöglich gemacht hat. Der andere Weg ist der kürzeste und sicherste. Der Mensch, welcher gleich zu Christo geführt wird, weiß, an welchen er glaubt; seine Ueberzeugung gründet sich auf eine innere, tiefe Erfahrung. Er hat auf den Felsen gebaut und nicht auf den Sand. Der Mensch dagegen, welcher vor Allem an die Kirche und an ihre Autorität glaubt, glaubt bloß an ein Institut und höchstens an ein System. Im Begriffe der Autorität der Kirche liegt nichts, was geeignet wäre, sein Herz zu bewegen, seine Seele zu nähren. Er gehört zu einer großen Partei, er gehört nicht

wirklich einem religiösen Glauben an. Und wenn aus dem einen oder andern Grunde sein Vertrauen auf die Autorität der Kirche erschüttert wird, dann wird sein ganzes geistliches Gebäude umgestürzt. Er hatte sich begnügt mit dem Gerüste; ist dieses einmal niedergerissen, dann liegt er unter freiem Himmel. Das erklärt uns die seltsame sittliche und religiöse Umwälzung, die man bei hervorragenden Männern unserer Tage hat wahrnehmen können. Hat man nicht gesehen, wie leidenschaftliche und fast fanatische Autoritätsmenschen nicht nur ihr kirchliches System, sondern das Evangelium selbst entschieden verwarfen und mit Sack und Pack in das Lager des freien Gedankens übergingen? Darin liegt nichts Erstaunliches. Sie hatten vor Allem an die Autorität der Kirche geglaubt; je mehr sie dieser den ersten Rang angewiesen, desto leerer war ihre Seele an wesentlichen Glaubenswahrheiten. Es ist sehr wohl zu begreifen, daß, wenn ihnen diese Autorität einmal erschüttert war, ihr Glaube selbst zu Grunde ging; denn es war kein wahrer Glaube, sondern ein Hängen an einem gouvernementalen Regiment; er gab ihnen weder Frieden, noch Trost, noch Heiligkeit. Niemand ist dem Zweifel näher als ein Autoritätsmensch. Diese beiden Extreme berühren und vermischen sich; denn es heißt an der Wahrheit zweifeln, wenn man sie nur unter dem Schutze der äußeren Autorität annimmt. Die christliche Seele dagegen, die nichts wissen will als den gekreuzigten Christus, kann ihm nicht geraubt werden. Die ungläubige Wissenschaft mag ihre Angriffe immer wieder erneuern, die negative Kritik ihr die heiligen Schriften zu nehmen suchen, sie bleibt ruhig und unüberwindlich. „Mein Freund ist mein, und ich bin sein." Nichts wird ihren Glauben erschüttern; ihre heilige Liebe hat sie über unsere kalten, trüben Regionen erhoben. Sie glaubt, sie sieht, sie liebt. Sie lebt in ihrem Gott; die Wahrheit ist in ihr gleichsam eine ewig sprudelnde Quelle des Lebens. Das Gebet versetzt sie mit einem Flügelschlage oder besser gesagt, mit einem Seufzer in die himmlischen Wirklichkeiten, die sie mit Entzücken betrachtet; das ist ihr unverlierbarer Besitz. Niemand wird sie dem göttlichen Bräutigam rauben, der sein Leben für sie gegeben hat; denn sie hat gehört, sie hört alle Tage seine Stimme, und diese Stimme bringt ihr alle Gnadengaben, alle Kräfte, allen Trost. „Wer mag uns scheiden

von der Liebe Gottes, die in Jesu Christo ist?“ Weder das Leben, noch der Tod, noch die Angst, nicht einmal die Angst des Gedankens. So ist es selbst vom Gesichtspunkte der Autorität, ich meine der wahren, wirksamen, das Sicherste, nicht von der Kirche zu Christus, sondern von Christus zur Kirche zu gehen. Die Reformation gibt allein, was der Katholicismus ausschließlich darzustellen behauptete, nämlich die ruhige Gewißheit, die wirklich unbeschränkte Autorität der Wahrheit.

Man wird uns ohne Zweifel fragen, welche Bürgschaften wir gegen den Irrthum und den Unglauben haben. Redet man von äußeren und officiellen Bürgschaften, so haben wir keine. Nein, das Mittel ist noch nicht gefunden, die Menschheit gegen das Eindringen des Bösen in allen seinen Gestalten sicher zu schützen. Der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen ist nicht von dem feurigen Schwert der Cherubine bewacht worden. Die Freiheit bewahrt ihre Rechte um den Preis ihrer Gefahren. Die Wahrheit kann also durch diesen oder jenen Theil der Menschheit und der Kirche verworfen oder verdunkelt werden. Der Eckstein ist noch immer ein Stein des Anstoßes, an welchem sich die stoßen und brechen, die nicht darauf bauen wollen. Andrerseits vermischen die Bauenden viel Stroh und Stoppeln mit dem Marmor und dem Golde. Das Feuer der Prüfung oder der großen religiösen Krisen verzehrt bald alles, was nicht für die Dauer gemacht ist, und dieses Feuer ist auch die Flamme des hl. Geistes; denn unser Gott ist ein verzehrend Feuer. Bemerken wir noch, daß der Irrthum unendlich weniger gefährlich ist, wo er nicht im Namen einer angeblichen Unfehlbarkeit für göttlich erklärt wird. Nimmt er diesen Charakter an, dann ist er unheilbar; sobald er dagegen fortwährend der Prüfung und der Ueberwachung der Schrift unterworfen wird, ist er nur vorübergehend.

Ich gebe zu, daß eine einzelne Kirche das christliche Leben in sich erlöschen lassen kann. Das ist ein entsetzliches Unglück für sie, und der bloße Gedanke daran muß sie zur fortwährenden Wachsamkeit anregen. Allein die ideale und doch reale Kirche, welche alle Gläubigen in allen einzelnen Kirchen umfaßt, kann den Glauben nicht verlieren; ihr ist die Verheißung gegeben, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden. Nein, das Christenthum kann nicht untergehen,

so lange die menschliche Seele den wahren Grund ihres Wesens nicht verleugnet, so lange Gott weder seinen Himmel über unserm Haupte, noch sein Herz unserm Jammer verschließt, so lange die Menschheit so elend und doch zugleich so sehr für Gott geschaffen, so lange das göttliche Erbarmen ihr zugänglich ist. Der Eckstein ist ewig; an ihm brechen sich alle, auch die leidenschaftlichsten Angriffe, die ihn nur mit ihrem ohnmächtigen Schaume bedecken. Er schwebt nicht in der leeren Luft, wenn er auch nicht auf äußeren Institutionen ruht; er ist der Grundstein, der keiner andern Unterlage bedarf, als sich selbst. Die, welche sich daran stoßen und brechen, beweisen nichts gegen ihn, während er alles Große, Heilsame, Göttliche in unserer armen Welt trägt. Seine Dauer ist das fortwährende Wunder der Welt des Geistes. Und doch ist sie dem christlichen Herzen erklärlich; denn für sie spricht Gott und die menschliche Seele, unser Elend und unsere Hoheit und seine unermeßliche Liebe! Wir können nichts gegen die Wahrheit. Sie kann Alles für uns.

Keine feige, leere Furcht darf uns also veranlassen, die Freiheit, die uns Jesus Christus erworben hat, zu verwerfen und zu dem katholischen Begriff der Kirche zurückzugehen. Wollte man uns noch einwerfen: vorausgesetzt, wir könnten außerhalb des Katholicismus das Wesen des christlichen Glaubens bewahren, so seien wir doch zu einem ewigen Individualismus verurtheilt, ohne je eine dieses Namens würdige Kirche zu haben, so würden wir antworten, daß wir die entgegengesetzte Ueberzeugung haben. Man wird zugeben, daß die am besten begründete Kirche die ist, die den kräftigsten Glauben entwickelt. Nichts vereinigt die Herzen und Geister so wie die gemeinsamen Ueberzeugungen; je kräftiger sie sind, desto realer ist die Vereinigung. Das gilt vor Allem von einer Gemeinschaft wie die Kirche, welche nach der Definition der Schrift die Familie Gottes auf Erden ist. Das Hauptfamilienband ist aber die Liebe des Vaters. Man sage mir, ob die Kirche, welche keinen Vermittler zulassen will zwischen uns und dieser Liebe, wie sie sich in Jesu Christo geoffenbart hat, die sie leuchten lassen will, ohne daß auch nur ein einziger Strahl verloren geht, nicht besser geeignet ist, als irgend eine andere, die Kinder in den Armen und an dem Herzen des göttlichen Vaters, dessen heiliger Zärtlichkeit nichts gleich=

kommt, einander nahe zu bringen. Noch mehr; ich behaupte: die Kirche, die nicht ein bloßes pädagogisches Institut unter aufgezwungenen Meistern, sondern eine heilige Gemeinschaft von Gläubigen ist, entspricht mehr als irgend eine andere dem Vorbilde der idealen, unsichtbaren Kirche, ohne jedoch den Anspruch zu machen, daß sie diese in ihre Schranken einschließe und mit ihr eins sei. Man wird ohne Zweifel mit uns zugeben, daß die beste Verfassung der Kirche die ist, welche die Verwirklichung des christlichen und kirchlichen Ideals am meisten begünstigt. Wir haben gesehen, daß die Merkmale der wahren Kirche die Heiligkeit, die Einheit und die Allgemeinheit sind; das setzt voraus, daß sie vor Allem, nach dem apostolischen Ausdruck, die Säule der Wahrheit ist. Sie ist also von einer materiellen Theokratie, die mit eisernem Scepter die unbekehrte, weltliche Masse beherrscht, indem sie ihr ein Credo aufdrängt, dem sie nicht zustimmt, eben so weit entfernt als von jener Lehranarchie, die heutzutage der protestantische Radicalismus predigt. Die wahre Kirche ist von der Welt geschieden; sie erobert fortwährend die Seelen in ihr; sie mehrt das Volk des freien Willens durch freie Ueberzeugungen. Nun frage ich: Welche Kirche kommt diesem Urbilde am nächsten, wenn nicht die Kirche, welche sich nicht an die weltliche Gewalt anschließt, die sich nicht irgend einem Volke einverleibt, die nicht die Ansprüche der natürlichen Geburt, sondern die Zeichen der neuen Geburt fordert, sofern sie dem Menschen erkennbar sind, und die von allen, die bei ihr anklopfen, das Bekenntniß ihres Glaubens verlangt? Bringt nicht die Zucht, welche nicht den Grund des Herzens richten, sondern die Ausbrüche des Bösen verhindern will, sie der Heiligkeit der allgemeinen Kirche näher als die gezwungene Duldung jener großen Karavanenherbergen, die man Massenkirchen nennt? Und was die Allgemeinheit betrifft, die wahre Katholicität, erreicht sie diese nicht so viel als hienieden möglich dadurch, daß sie alle nationalen Schranken aufhebt, so daß bei ihr das große Wort gilt: „Hier ist weder Grieche, noch Jude; sondern Christus ist Alles in Allen.“ Die Nationalkirchen dagegen sind Kirchen Frankreichs oder Deutschlands oder Englands; sie reichen bis an die Grenzen des Landes und sind in Wahrheit schismatische oder Sonderkirchen. Ist nicht endlich der unterscheidendste Zug der wahren Kirche dieß, daß

sie die Braut Christi ist, daß sie nur auf ihn sieht und nur von ihm abhängt? Waget es zu sagen, daß man eben so gut diesen Charakter bewahrt, wenn man die goldenen Ketten des Staats sich gefallen lasse, als wenn man seine Einmischung in alles, was sich auf Gott und das Gewissen bezieht, unbedingt zurückweise und die Freiheit mit freien Opfern bezahle? Behauptet man etwa, daß die durch sittliche Vereinigung frei gegründeten Kirchen einer beständigen Unordnung preisgegeben seien, und daß ihnen die zusammenhaltende Autorität fehle? Abgesehen von der unbeschränkten Autorität der Schrift, die bei ihnen die Ehrenstelle einnimmt, könnte ich leicht beweisen, daß die kirchlichen Gewalten nur da Wirklichkeit haben, wo sie das Erbtheil Christi nicht beherrschen, wo sie sich mit der weitesten Uebung des allgemeinen Priesterthums verbinden, wo die Aemter wahre Ausflüsse und wahre Vertretungen des christlichen Volkes sind, wo die Symbole, freiwillig angenommen, jeder von Grund aus abweichenden Meinung entgegengehalten werden können. Müßte ich nicht abbrechen, so würde ich zeigen einerseits die Anarchie aller Kirchen, die sich als die großen pädagogischen Institute zur Unterweisung der Völker im Einverständniß mit den politischen Mächten betrachtet haben. Die patentierten Wächter des Glaubens haben sich selbst nicht bewacht, und da sie die Meister waren, so haben sie in ihren sogenannten Schulen der Wahrheit den Irrthum und den Unglauben gelehrt. Man sieht, was aus unserm Europa, ihrem Schüler, geworden ist, und welche schönen Lehren des Glaubens und der Liebe sie ihm gegeben haben. Andrerseits würde ich unsere große reformierte Kirche des sechszehnten Jahrhunderts zeigen, mit ihren Consistorien und ihren Synoden, wie sie die bewunderungswürdigste religiöse und sittliche Ordnung in der Verfolgung aufrecht erhalten, ohne Priesterthum, ohne äußere Gewalt. Ich würde auf das große Schauspiel jener großen Kirche der Independenten in England, Schottland und Amerika hinweisen, welche im freiesten Lande der Welt die Reinheit eines lebendigen Glaubens bei einer gläubigen Menge bewahrt hat; denn diese hat Bürgschaften gegeben, bevor ihr die Rechte des zur Theilnahme an seiner eigenen Regierung berufenen Volkes übertragen wurden. Ich würde mich ferner auf die heldenmüthigste Vergangenheit der Kirche zur Zeit der Märtyrer berufen.

Da würde uns die heilige christliche Demokratie, die nur kraft des Gehorsams gegen Gott frei ist, in ihrer ganzen Größe und Fruchtbarkeit erscheinen. Ihr müßt euch entscheiden, ihr unverbesserlichen Apologeten der Mutter Kirche; das apostolische Jahrhundert kannte nichts Anderes als die freie Vereinigung der Christen. Bei diesen Worten werdet ihr mitleidig lächeln, und es scheint euch, als wollten wir die Kirche Gottes mit irgend einer Creditgesellschaft auf dieselbe Linie stellen. Allein Alles hängt von dem Gegenstand der Vereinigung ab. Er kann ein armseliger oder göttlicher sein. Ist er geringfügig und zeitlich, so hat die Vereinigung keinen höheren Charakter als er selbst. Bezieht sie sich aber auf das Größte im Himmel und auf Erden, auf die Ehre Gottes und das Heil der Seele, so steigt sie sofort zu derselben Höhe. Stoßt ihr euch sogar an der Idee der Vereinigung? Allein nichts ist schöner als die freie Vereinigung der Seelen. So berühren sie sich. Wie, ihr ziehet ein steinernes Gebäude einem Tempel aus lebendigen Steinen vor, deren Kitt die Liebe, die Uebereinstimmung des Willens ist? Laßt uns unsere Vereinigung euren Versteinerungen vorziehen. Ihr fürchtet, daß die freie Ueberzeugung, die uns verbindet, uns den ersten besten Tag trennen wird, und daß so die Kirche von ihrer Laune abhängt. Allein die Kirche an sich ist so viel höher als ihr und wir, als das Ideal höher ist als die Wirklichkeit. Von uns armseligen Christen hängt sie nicht ab; sie besteht immer. Anders ist es mit den localen Kirchen, den eurigen sowohl als den unsrigen. Ja, ohne Glauben, ohne Liebe werden sich unsere freien Vereinigungen auflösen und zu Grunde gehen. Es ist gut und heilsam, daß es so ist; denn ich kenne nichts Schlimmeres als eine Kirche, die sich überlebt, die nur noch in ihren Formen besteht. Sie ist ein Scheingebilde und eine Täuschung, welche die Seelen zu Grunde richtet. Inconsequente Söhne der Reformation, woher ihr auch kommen möget, Anglicaner, die ihr nach Rom seufzet, Ultralutheraner, die ihr nur von confessioneller oder klericaler Herrschaft träumt, leidenschaftliche Anhänger eines religiösen Nationalismus, der nur eine unbequeme und jammervolle Bureaukratie ist, ich kann nicht umhin, euch zu bemitleiden, wenn ihr versucht, auf eure Weise die Ansprüche der großen Kirche herzustammeln, von der ihr euch getrennt habt, und wenn ihr denen,

welche sich auf den Boden des freien christlichen Bekenntnisses stellen, die Anklage des Schismas oder des Abfalls an die Stirn werft. Was ihr auch thun möget, ihr seid nicht die Mutter Kirche; man findet sie nur außer der Reformation. Ihr macht euch zu traurigen und ohnmächtigen Plagiariern derjenigen, welche sagen: „Wir sind die Kirche; zurück mit den Schismatikern!“ Ihr habt weder die ununterbrochene Tradition, noch die Nachfolge des Priesterthums, noch den Vorzug des Alters. Demüthigt euch, wie es sich für euch geziemt, oder vielmehr, macht euch los von den Trümmern einer Vergangenheit des Irrthums, suchet euren wahren Adel wieder, der ganz geistiger Art ist. Ihr stammt von einer großen Befreiung her. Gehet nicht zurück. Inconsequente Protestanten, ihr werdet die Letzten im Katholicismus und im Grunde Eindringlinge sein, wenn ihr nicht die Ersten in der Laufbahn des lebendigen und freien Glaubens sein wollt.

Wenn ich so viele Vorurtheile fallen und verschwinden sehe, wenn ich sehe, wie eine so große Zahl unserer Brüder aus der erneuerten Kirche den wahren Begriff der Kirche annehmen, indem sie das persönliche Bekenntniß des Glaubens zu ihrer Grundlage machen, so hege ich die Hoffnung, die letzten Schranken fallen zu sehen, die uns noch trennen. Ja, ich glaube, daß wir einmal einer großen reformierten Kirche Frankreichs angehören werden, welche frei ist von den Banden des Staats, die sie jetzt noch fesseln, und ihr Panier vor unserm Volke entfaltet. Unsere Hoffnungen gehen noch weiter. Wir leben in Zeiten, da die Institutionen sich selbst richten. Warum sollten so lange getrennte Kirchen sich nicht in derselben höheren Wahrheit begegnen? Das Gefühl der Einheit, der Einheit der Seelen in Christo hat in unsern Tagen bedeutende Fortschritte gemacht. Das ist eins der erhabensten Zeichen unserer Zeit. Hat sich diese Einheit nicht gezeigt in den großen Versammlungen in London, Paris, Berlin, Genf, Amsterdam? Wenn so viele Vertreter verschiedener Kirchen den heiligen Tisch umringten und gemeinsam in Christo communicierten, wie sollte man da nicht ausrufen: Ich glaube an die heilige allgemeine Kirche, die Gemeinde der Heiligen! Ich beklage die Engherzigen, welche dieser herrlichen Bewegung christlicher Einheit in den Weg treten. Diese gesegneten

Zusammenkünfte auf den Höhen des Evangeliums werden die Vereinigung aller Kirchen fördern, die nur durch untergeordnete Verschiedenheiten getrennt sind. Nordamerika hat uns kürzlich ein sehr großes, sehr tröstliches Schauspiel gegeben, was etwas Prophetisches hat. Zwei bedeutende Kirchen, die lange einander bekämpft hatten, die presbyterianische der alten und die der neuen Schule haben sich unter vielen Thränen und Gebeten mit einander verschmolzen. Nehmet einmal an, der religiöse Nationalismus wäre durch die Trennung der beiden Gewalten für immer beseitigt, nehmet an, daß, was ich die von der falschen Katholicität unzertrennliche schismatische Idee nennen will, sich in Rom durch seine eigenen Ausschreitungen verurtheilte, nehmet an, daß ein Döllinger, ein Stroßmayer, ein Pater Hyacinth sich ganz und gar losmachten von der Idee der Concils-Unfehlbarkeit: behielten sie dann auch die Vorstellung von einer gewissen Hierarchie und einem Ehrenprimat für den Bischof von Rom, so träten sie doch in die sittliche Einheit der evangelischen Christenheit ein. Einander nahe gebracht und die Gnadengüter und die Erkenntniß, die wir von Gott empfangen haben, gemeinschaftlich besitzend, würden wir die herrliche Kirche der Zukunft vorbereiten, welche, ohne uns unter das Joch der Einförmigkeit zu beugen, uns zu der größten sichtbaren Einheit bringen würde, die auf Erden erschienen ist, indem wir uns unter den Stab des Hirten unserer Seelen stellten, der dann mehr als je unser Herrscher und unsere einzige Autorität sein würde.

Heilige Katholicität der christlichen Seelen, nie bist du aus unserer Welt verschwunden; denn damit hätte Christus selbst sie verlassen; du hast nicht aufgehört, die wahren Christen trotz der sie trennenden Wolken zu vereinigen. So oft sie das Gebet in die Regionen der ewigen Liebe versetzte, so vereinigten sie sich, oft ohne es zu wissen, und die, welche sie mit roher Engherzigkeit verdammt hatten, vergossen Thränen der Buße und beteten an unter demselben Kreuze. Heutzutage wollen wir noch mehr, wir wollen mit unserer Liebe und Vereinigung nicht bis auf den Himmel warten. Darum verwerfen wir alle untergeordneten Autoritäten, alle jene Schultraditionen, alle jene schwerfällige Scholastik, um uns der Autorität unterzuordnen, die uns in den Staub wirft vor dem, der die Wahrheit ist! Er=

scheine, o Jesu, erscheine in deiner Herrlichkeit, in deiner Liebe, im Glanze deiner Heiligkeit, und die Schatten, die uns trennen, werden verschwinden, und Keiner wird mehr seinem Bruder sein verkümmertes Bild von dir vorhalten. Wenn du wieder unser König geworden bist, dann wird die erneuerte Kirche erscheinen, wahrhaft uniert in der Einheit des Geistes, gereinigt von ihren Flecken, ähnlich dem himmlischen Jerusalem, welches der Prophet der Apokalypse in seinen Visionen schaute. Ja, von oben, nicht von unten wird die Einheit mit der wahren Autorität wiederkommen. Suchen wir nicht vor unsern Füßen; da werden die Schatten länger und dichter. Wenden wir unsere Augen nach dem Morgenlande und warten wir auf die Befreiung des Volkes Gottes. Sie ist nahe!

---